Eisen und Blut.

Eisen und Blut.

Roman

von

Adolf Mützelburg.

Erster Band.

Berlin.

Verlag von A. Sacco Nachfolger.

Zimmerstraße Nr. 94.

Vorwort.

Einigen meiner Arbeiten, wie dem „Engel des Friedens" und dem „Himmel auf Erden", habe ich ein Vorwort vorausgesandt, gewissermaßen als eine Mahnung an meine Leser, die Gebilde der Phantasie, die ich ihnen biete, nicht leichter zu nehmen, als sie gemeint sind. Jede Dichtung muß einen Zweck haben. Dies anzudeuten, hielt ich für meine Pflicht, weil ich dadurch auch diejenigen Leser, die nur Unterhaltung suchen, zu ernsterem Nachdenken herausfordere.

Diese neueste Arbeit wird indessen, wie ich hoffe, so für sich selbst sprechen, daß eine Hinweisung auf ihren Zweck überflüssig erscheint. Wenigstens will ich wünschen, daß es mir gelungen, eine der größten und wunderbarsten Begebenheiten der Geschichte der Menschheit in so klaren, wenn auch kurzen Abrissen zu charakterisiren, daß über den Ursprung und den Verlauf derselben kein Zweifel bleibt. Ein Roman ist es allerdings, den ich geschrieben, aber einer von denen, die hinter der Wahrheit zurückbleiben; denn nicht Alles, was geschieht, kann man erzählen. Schon Cervantes, unser Aller Meister, sagt, daß man das Ungewöhnliche aus dem Spiele lassen müsse, wenn es unwahrscheinlich ist. Deshalb habe ich

mich nur an die Thatsachen gehalten, die den deutschen Lesern verständlich sind, um nicht der Uebertreibung geziehen zu werden. Indessen auch mit dieser Mäßigung hoffe ich, ein anregendes und unterhaltendes Gemälde dessen geschaffen zu haben, was die Gemüther lange Zeit beschäftigt hat und wohl noch für einige Zeit beschäftigen wird. Meine Freunde — und ihrer sind, wie ich mit herzlichstem Dank anerkenne, nicht wenige — werden denselben treuen Erzähler wiederfinden, den sie bereits früher kennen gelernt haben. Möge das, woran ich lange gearbeitet, von ihnen mit dem früheren Wohlwollen aufgenommen werden!

Wo die Geschichte in meine Erzählung hineingreift, bin ich so gewissenhaft gewesen, als selbst der Geschichtsforscher es nur sein kann. Wo ich dagegen auf meine eigene Erfindung angewiesen war, habe ich mir die Personen und Verhältnisse gebildet, wie sie mir für meinen Zweck gut schienen. Wirklich historische Namen und Ereignisse habe ich nicht verändert.

Berlin, im Juli 1864.

Adolf Mützelburg.

I.

Aus der Erde.

Es war an einem Sonntag Abend, gegen Ende Mai, im Jahre 1859. Neapel lärmte und tobte nicht, wie sonst, in Sonntags- und Frühlingsfreude. Ein ernster Schatten war auf die Stadt niedergeschwebt: die Nachricht, daß König Ferdinand der Zweite im Schlosse von Caserta seinen langen und furchtbaren Leiden erlegen sei. Selbst das leichtsinnige und leichtblütige Volk von Neapel gab sich bei dieser Nachricht der Ueberlegung und dem Nachdenken hin. Ein neuer König — eine neue Epoche in der Geschichte! Ein Theil des Adels fürchtete den Wechsel, der eine Neuerung und Besserung bringen konnte; ein anderer Theil des Adels und der Bürger hoffte auf eine solche Aenderung. Die Lazaroni, sonst wenig bekümmert um den, der herrschte, mußten wenigstens zu trauern scheinen. Es war ja ihr König, der gestorben, der Lazaroni-König.

In einem Garten-Pavillon der Casa Langari saß ein junger Mann an einem Tische und schrieb eifrig. Zuweilen, wenn er inne hielt, überlegte er ebenso eifrig. Er war ein Mann von etwa vierundzwanzig Jahren, vielleicht etwas darüber, mit feinem, regelmäßigem Antlitz, das für einen

Neapolitaner etwas bleich war. Seine großen, dunkelblauen Augen hatten jenen eigenthümlichen, geistigen Ausdruck, den man zuweilen bei Kranken, oft auch bei idealen Denkern findet; ihr Blick war groß, klar und frei, nur zuweilen verdunkelt durch den Schatten, welchen das Nachdenken über sie warf.

„Heut nicht mehr!“ sagte er vor sich hin. „Ich bin zu unruhig, zu aufgeregt. Das Alles will wohl überlegt sein! Morgen mehr!“

Er stand auf — eine schlanke, mehr als mittelgroße Gestalt von regelmäßigen Formen, einfach, aber gut gekleidet, wie es einem Mann von Stande geziemt. Denn es war der Besitzer der Casa Langari, der junge Graf Edgardo Langari.

Er nahm die beschriebenen Blätter in die Hand, flog sie noch einmal durch. Vornan stand das Wort: „Majestät!“ Also an den König, an den jungen Franz war das Schreiben gerichtet.

Als er zu Ende war, trat er durch die offene Thür hinaus in den Garten und ging langsam auf und ab. Der Garten war groß, fast ein Park, und zog sich die Anhöhen, nach dem Vomero zu, hinauf. Doch blieb der junge Graf in der Nähe des Pavillons.

Die Luft war ungemein süß und weich, fast schwül. Zuweilen aber wehte von der nahen See her ein kühler, frischer Hauch. Dann stand Edgardo Langari still und athmete ihn mit Sehnsucht und Behagen ein. Es war ihm heiß; er hatte sich offenbar bei jenem Schreiben aufgeregt.

Rings war Alles still; Neapel war heut früher als gewöhnlich schlafen gegangen. Doch drang zuweilen von der Chiaga oder der Toledo-Straße her ein Ruf oder das Rasseln eines Wagens in den Garten. Die Bäume rauschten, wenn der Seewind mit ihnen spielte; die Blüthen schie-

nen stärker zu duften, wenn der Lufthauch die schweren Duftkreise erschütterte und zerstreute. Am Himmel prangte das glänzende Sternenheer; dort hinten, über dem Golf, hing die Sichel des abnehmenden Mondes, dem Horizont zuneigend. Es war eine klare italienische Frühlingsnacht, geschaffen für die Liebe, oder für das Nachdenken. Zuweilen klang es aus der Ferne, wie Guitarren- oder Mandolinen-Klang. Was frägt ein liebeglühendes Menschenherz nach einem sterbenden König?

Graf Edgardo ging in dem eigenthümlichen Zwielicht, das der Glanz der Sterne, der Schimmer der Mondsichel und der Schein der Lampe vom Pavillon her über den Garten verbreitete, langsam auf und ab. Plötzlich stand er still und zog den Fuß zurück. Sein Nachdenken war gestört. Aufmerksam blickte er vor sich nieder. Es war ihm, als habe die Erde sich unter ihm bewegt, nicht wie bei einem Erdbeben, nein, als sei der Boden unter ihm ein wenig eingesunken.

Er blickte auf — Alles still. Nichts regte sich, als die Jasmin-Sträucher und die Rosenhecken. Nichts von jener eigenthümlichen Luft, die ein Erdbeben zu verkünden und zu begleiten pflegt, und die Edgardo nur zu gut kannte. Er blickte wieder auf die Erde, er bückte sich, er lauschte.

In der That — da unten, in der Erde, mußte sich etwas regen. Er hörte es; es scharrte, bohrte, raschelte. Ein eigenes Gefühl überkam den jungen Mann. Was konnte das sein? Er war nicht feig, aber in der stillen Nacht und bei der Aufregung, in der sich sein Geist befand, überkamen ihn doch seltsame, fast unheimliche Gedanken. Er sah deutlich, wie die Erde ganz langsam zusammenfiel, eine Art Trichter bildete. Was arbeitete da unten? Eine menschliche Kraft, oder die Kraft der Natur, so thätig in der vulkanischen Umgebung Neapels? Er wollte die Diener rufen. Aber sein Herz war muthig; er blieb. Wollte sich hier eine

Quelle Bahn brechen? Wollte sich hier die im Innern wüthende Gluth der Erde einen neuen Ausgang suchen? War es ein Thier, eines jener Erdungeheuer, jener Wesen der Tiefe, von denen die Ammen uns erzählen und deren Schattengebilde auch in späteren Jahren noch zuweilen vor die aufgeregte Phantasie treten? Oder war da unten ein Mensch? Aber weshalb? — zu welchem Zweck?

Die Erde sank tiefer. Edgardo fühlte, daß sein Herz schneller klopfte, aber er blieb. Jetzt stürzte der Trichter zusammen; es bildete sich eine Oeffnung von mehr als einem Fuß Durchmesser. Dann war Alles still; nur noch einzelne Häufchen Erde rollten in die Tiefe. Minuten vergingen. Edgardo stand unbeweglich, einige Schritte von der Oeffnung entfernt. Irgend eine Erklärung mußte sich doch für jenes Einsinken finden, und wenn sie in nichts Anderem bestand, als daß hier eine ganz gewöhnliche Erdsenkung stattgefunden. Wahrscheinlich hatte sich durch eine jener Einwirkungen der Natur, die überall wirken, bald langsam, bald schnell und plötzlich, durch Wasser oder Feuer oder Dämpfe, eine Lücke in dem unteren Erdreich gebildet und die obere Gartenerde sank nach. Es mußte daran gedacht werden, die Lücke auszufüllen.

Aber nein — das war doch etwas Anderes! Wieder begann das Rascheln. Und jetzt — Edgardo trat unwillkürlich zurück und stieß einen leisen Schrei der Ueberraschung aus — jetzt hob sich etwas über die Oeffnung, eine menschliche Hand. Wie sie so langsam und fahl in der Dämmerung aus der Erde emporstieg, konnte sie wohl auch ein muthiges Herz für einen Moment still stehen und dann stärker schlagen lassen. Aber die suchende Bewegung, mit welcher die Hand im nächsten Augenblick nach dem Rand der Grube griff, verscheuchte den gespenstischen, unheimlichen Eindruck. Hier wollte ein Mensch aus der Erde emporsteigen.

Edgardo trat langsam zurück, hinter die tief niederhän-

genden Zweige eines Granatbaumes. War auch das erste Räthsel gelöst, so blieb das, was er jetzt sah, nicht weniger räthselhaft. Das Auge auf die Grube gerichtet, auf die noch ein matter Schimmer von dem Lampenlicht im Pavillon fiel, sah er zu der suchenden Hand sich eine zweite gesellen, sah er einen menschlichen Kopf sich allmählich erheben. Die Entfernung und die Dämmerung erlaubten ihm nicht, von diesem Kopfe etwas Anderes zu erkennen, als das wirre mit Erde bedeckte Haar und den struppigen Bart.

Sehr langsam und vorsichtig hob der Fremde sich höher aus der Grube empor. Als er den Kopf so weit erhoben hatte, daß er einen Blick über den Garten werfen konnte, schien er zu stutzen, als er die Lampe im Pavillon gewahrte. Dann lauschte er, immer bemüht, sich mit den Händen an dem Rande der Grube festzuhalten, eine mühsame Arbeit, da fortwährend Erdreich abbröckelte. Dann, mit großer Anstrengung, schwang er sich über die Grube, warf sich aber sogleich zur Erde nieder und suchte sich kriechend dem Pavillon zu nähern. Edgardo bemerkte, daß der fremde Mensch von schlanker Gestalt sei; der Anzug war ohne Zweifel der eines Gefangenen. Von dem Alter und sonstigen Aussehen vermochte er nichts zu erkennen.

Noch immer blieb das Erscheinen dieses Menschen ein Räthsel. War er wirklich ein Gefangener — wie kam er dann hierher? Das Castel Nuovo, Castel del Ovo, Castel S. Elmo, Pizzo Falcone, die Stadt-Gefängnisse — alle lagen sie zu weit entfernt, als daß es den Anstrengungen eines oder auch mehrerer Menschen möglich gewesen wäre, bis hierher einen Gang durch die Felsen zu graben. Noch wollte sich keine natürliche Erklärung für das Erscheinen jenes Menschen darbieten, noch behielt es für den jungen Grafen all' das Unheimliche, das sich stets mit dem Unerklärlichen verbindet.

Inzwischen hatte Jener sich kriechend dem Pavillon ge-

nähert und sich durch einen Blick in die offenstehende Thür und die tief niedergehenden Fenster überzeugen können, daß Niemand sich in dem Pavillon befinde. Er richtete sich jetzt langsam auf und schien den Garten zu mustern. Edgardo errieth es aus den Bewegungen seines Kopfes. Sollte er den Menschen anrufen? Freilich war er unbewaffnet, aber auch Jener schien ohne Waffen zu sein.

Als der Fremde sich überzeugt, daß Niemand sich in dem Garten befinde, wenigstens nicht in der Nähe, streckte er die Arme zum Himmel aus und sank dann auf die Knie. Den Kopf tief niedergebeugt, verweilte er einige Minuten in dieser Stellung; er schien zu beten. Edgardo konnte sich des tiefen Eindruckes, den diese stumme Scene auf ihn machte, nicht erwehren. Er empfand etwas wie Theilnahme für dieses Wesen, das aus dem Schooß der Erde vor ihm aufgestiegen war. Aber noch blieb das Räthsel, wie dieser Mann hierher gekommen sei, ungelöst.

Der Fremde richtete sich schnell auf, als fürchte er, Zeit zu verlieren. Wäre er ein Verbrecher im vollen Sinne des Wortes, ein Dieb gewesen, so würde er in den Pavillon gegangen sein. Auf dem Schreibtisch dort stand Manches, was die Begierde reizen und die Noth verlocken konnte. Aber er schien nicht mehr an den Pavillon, sondern nur an einen Ausgang zu denken. Dann wieder blickte er um sich.

Edgardo war entschlossen, sich Aufklärung zu verschaffen. In demselben Augenblick, in welchem der Fremde einige Schritte vortrat, verließ er sein Versteck, und schnell auf Jenen zutretend, sagte er mit fester und entschlossener Stimme:

„Wer seid Ihr? Was führt Euch hierher?"

Der Angeredete schrak heftig zusammen. Seine erste Bewegung war die eines Menschen, der fliehen will. Dann den Fragenden in's Auge fassend, streckte er die Hände aus,

faltete sie und rief im reinsten Italienisch und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck verzweifelter Bitte:

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, Signore, haben Sie Mitleid mit mir! Ich bin kein Verbrecher. Ich bin ein politischer Gefangener. Ich bin aus dem Castel Nuovo entflohen. Ich habe elf Jahre das Licht des Tages und die Luft der Freiheit entbehrt! Sie sind jung, Ihr Herz muß empfänglich sein für das Elend. Verrathen Sie mich nicht! Lassen Sie mich fliehen! Es ist unmöglich, daß Sie mich in die Nacht der Verzweiflung zurücksenden können! Der Mensch soll nur vor Gott knieen, sonst würde ich Ihre Füße umfassen und Sie beschwören, mir ein menschliches Herz zu zeigen!"

Der junge Graf Langari stand vor dem Flüchtling; der Ausdruck seines Gesichts war düster geworden, düsterer, als er vorher gewesen.

„Ein politischer Gefangener?" fragte er.

„Ja, Signore. Ich ward gefangen am fünfzehnten Mai."

„Welches Jahres?"

„O Herr, giebt es einen anderen fünfzehnten Mai, als den jenes Jahres, in welchem der König das Parlament sprengte und Neapel mit Bomben überschüttete?" rief der Flüchtling.

„Sie sprechen vom Jahre 1848," sagte der Graf düster. „So gehörten Sie damals zu denen, die sich auflehnten gegen ihren König, der im Rechte war. Ich —"

„Im Rechte?" rief der Fremde. „Giebt es einen Menschen in Neapel, außer den Werkzeugen dieses Mannes, giebt es hier einen Menschen mit jungem und edlem Herzen, der von einem Rechte jenes Königs sprechen kann? Nein, Signore, foltern Sie mich nicht! Oeffnen Sie mir die Thür dieses Gartens und lassen Sie mich fliehen. Selbst für meine Feinde wären elf Jahre solcher Leiden im Kerker ge-

nug, um ihren Haß zu befriedigen. Wer Sie auch sein, wie Sie auch denken mögen, zeigen Sie mir den Weg aus diesem Garten, den Weg in die Freiheit!"

Edgardo Langari schien einen Augenblick mit sich zu kämpfen. Dann trat er an die Thür des Pavillons und griff nach der Schnur, die zu einer Glocke führte, bestimmt, die Diener aus dem Hause herbeizurufen, wenn man derselben bedurfte. Der Fremde, den Bewegungen des jungen Mannes mit wilder Aengstlichkeit folgend, schien die Absicht desselben zu errathen. Er sprang auf ihn zu und drückte ihm den erhobenen Arm nieder.

„Sie wollen Leute herbeirufen!" sagte er hastig und sein Auge leuchtete. „Aber, Signore, es handelt sich für mich um Leben und Freiheit, und ich bin zum Aeußersten entschlossen. Ist es möglich, bei Gott im Himmel, daß ein junger Mann einen Menschen, der im ehrenvollen Kampfe für die Freiheit seines Volkes überwältigt und gefangen worden, zurückschleudern will in die Hölle des Gefängnisses? Ist die Welt eine andere geworden? Giebt es in Neapel kein Herz mehr, selbst bei den Jünglingen, das für uns fühlt? Haben wir wirklich vergebens gekämpft — war Alles umsonst — verweht, wie Rauch?"

Es lag ein solcher Jammer, eine solche Verzweiflung in diesen Worten, daß sie ihren Widerhall finden mußten in jeder Menschenbrust, die nicht mit dem dreifachen Erz der Erbarmungslosigkeit umschlossen war. Edgardo Langari senkte den Blick.

„Verweht, wie Rauch! Ja!" sagte er. „Noch giebt es Thoren und Verblendete genug, die Euren Sirenen-Worten von Freiheit lauschen. Aber es giebt Andere, die festhalten an der Ordnung Gottes und der Vertretung seiner Majestät auf Erden. Ich gehöre zu ihnen, und ich bin stolz darauf. Verlangen Sie, daß ich einen Mann, der gefrevelt gegen die Gesetze Gottes, hinaussenden soll in die

Welt, damit er die Zahl derer vermehre, die ihr Banner erhoben gegen das königliche und kirchliche Regiment, und daß er mit seinen Lehren unschuldige und gläubige Herzen vergifte? Wären Sie ein gemeiner Verbrecher — ich würde Mitleid mit Ihnen haben; denn Leidenschaft und Noth verführen bald ein Herz. Aber Sie sind mehr — Sie sind einer von denen, die unsägliches Elend, Verwirrung, Verblendung über ein ganzes Volk heraufbeschwören wollen — Sie sind einem Menschen vergleichbar, dessen Athem Jeden vergiftet, dem er sich nähert. Schlangen tödtet man, wo man sie findet!"

Der Flüchtling hatte die Hände über einander gelegt und lauschte den düsteren Worten des jungen Mannes mit einem Blicke, in welchem Erstaunen, Wehmuth, Bitterkeit und Stolz sich einten.

„Das also ist Ihre Ueberzeugung und zu einem solchen Manne führte mich mein Geschick!" sagte er dann, wie zu sich selbst. „Herrscht diese Ueberzeugung jetzt in diesem Lande?"

„Sie **wird** herrschen!" rief der Graf fest und triumphirend. „Der junge König, rein von den Fehlern der Vergangenheit, unbefleckt von dem Schmutz der Heuchelei, Lüge und des Wortbruchs, wird im Stande sein, ein Reich der Gerechtigkeit auf den Säulen des reinen Königthums zu gründen, ein Reich, wie Gott es will!"

„Ein Reich der Gerechtigkeit!" sagte der Fremde leise und das Erstaunen, das Befremden siegte in seinen Blicken über jene anderen Empfindungen. „Ich verstehe Sie nicht. Sie verlangen, Sie wünschen eine ideale Monarchie? Dann sind Sie mehr Schwärmer, als ich es jemals war. Aber Sie sprechen von einem jungen König. Seit elf Jahren ist kein Wort in meinen Kerker gedrungen, das mir verkündet hätte, was in der Welt geschehen. Ist Ferdinand todt?"

„Er ist heut gestorben."

„Als unbeschränkter Herr von Neapel?"

„Ja."

„Und er ist ruhig und sanft gestorben?" fragte der Fremde weiter und sein Blick haftete in unruhiger Erwartung, bohrend, verlangend auf den Zügen des jungen Grafen.

Edgardo Langari erwiederte den Blick mit düsterer Miene. Das Gesicht des Flüchtlings war ihm so nahe, daß er jetzt deutlich die tiefen Züge desselben, die dunklen Höhlungen der unruhigen, trocknen Augen, diese Schriftzüge, die jahrelange Gefangenschaft, Leiden, Verzweiflung in ein Menschenantlitz graben, zu erkennen vermochte. Er zögerte einige Sekunden mit der Antwort.

„Nein," sagte er dann. „Der Himmel hat dem König Ferdinand kein sanftes Ende beschieden. Er ist gestorben unter Leiden, die seine Umgebung nicht entsetzlich und qualvoll genug schildern kann!"

Ein „Ah!" rang sich aus der Brust des Flüchtlings und sie hob sich höher, wie erleichtert. Auch über sein Gesicht flog ein Strahl von Befriedigung.

„Welchen Tag schreiben wir heut?" fragte er dann. „Ich bin nicht ganz sicher in meiner Rechnung. Ich verlor den Faden, als ich im vorigen Jahre krank war. Es muß Ende Mai sein."

„Wir schreiben den zweiundzwanzigsten Mai," antwortete Edgardo.

„Elf Jahr und eine Woche also!" sagte der Fremde. „Die Blüthe meines Lebens!"

„Und wen anders wollen Sie anklagen, als sich selbst?" rief der Graf fast heftig. „Weshalb verließen Sie den ruhigen Weg der Unterordnung unter die göttliche Obrigkeit? Weshalb ließen Sie sich fortreißen von dem Geiste der Empörung, der die Welt durchzieht, aber nur dazu dienen wird, überall das königliche und göttliche Regiment zu kräftigen, wie es hier in Neapel geschehen? Auch ein Monarch kann

irren, denn er ist ein Mensch. Aber wehe dem Wahnsinnigen, der deshalb an seinem Könige und Herrn zweifeln wollte! Dürfen wir Gott deshalb anklagen und uns gegen ihn empören, weil er uns zuweilen Leiden sendet?"

Wieder zeigte sich jener Ausdruck des Staunens und ungläubiger Verwunderung in dem Blick des Fremden.

„Lassen wir das!" sagte er dann mit einem Seufzer. „Ich habe in meiner Einsamkeit Zeit genug gehabt, über Gott und sein Regiment nachzudenken, und ich glaube zu wissen — was sage ich! — zu ahnen, wohin Gott die Menschheit führen will. Ich wende mich an Ihr Mitleid, Signore! Zeigen Sie mir den Weg aus diesem Park und sagen Sie mir, in welchem Theile der Stadt ich bin. Denn in der Dunkelheit könnte ich mich irren und denen wieder in die Hände fallen, denen ich entfliehen wollte!"

„Dies ist die Villa Langari," antwortete der Graf. „Aber —"

„Langari?" unterbrach ihn der Fremde lebhaft. „Lebt der Graf Langari noch?"

„Ich bin es. Aber Sie fragen nach meinem Vater, glaube ich."

„Nach dem Grafen Ettore Langari," antwortete der Fremde. „So sind Sie der Sohn —?"

„Mein Vater ist vor vier Jahren gestorben. Kannten Sie ihn?"

Der Fremde hatte den Kopf gebeugt. Er schien zu überlegen, mit sich zu kämpfen.

„Nein!" sagte er dann. „Weshalb! Das menschliche Mitleid allein muß Sie bewegen, einem Manne zu helfen, der kein anderes Verbrechen kannte, als daß er für dasjenige kämpfte, was er für recht hielt. Also in Neapel ist Alles, wie vordem. Ich muß es aus Ihren Worten schließen. So bleibt mir nichts, als Flucht!"

„Und auch diese nicht!" rief der Graf. „Würden Sie einem Manne die Freiheit geben, von dem Sie wüßten, daß er ein erbitterter Feind Ihrer Grundsätze und der darauf gegründeten Herrschaft wäre? Und doch — wie groß ist der Unterschied zwischen der Feindschaft —"

„Genug — keinen Streit darüber!" sagte der Fremde fest. „Wir würden uns nie einigen, und ich bedarf der Freiheit! Wollen Sie mir Hindernisse entgegensetzen? Wollen Sie Lärm machen?"

„Ja!" rief der Graf, und wieder griff er nach der Glockenschnur. Wieder drückte ihm der Fremde gewaltsam die Hand nieder, und ihm fest in das Auge schauend, sagte er:

„Wenn es denn sein muß, und wenn ein so junges Herz kein Mitleid kennt — so sei es! Ich heiße Paolo Terminetti."

Der Graf stutzte, schien sich zu besinnen, wiederholte murmelnd den Namen.

„Den Namen muß ich kennen! Aber woher?" sagte er vor sich hin.

„Vielleicht kennen Sie ihn, wenn in Ihrer Familie nicht Alles todt ist, was sonst zum Herzen spricht!" sagte Paolo Terminetti finster und bitter. „Es war im März des Jahres 1848, als ich mit einigen meiner Freunde von der Bürgergarde im Borgo delle Vergini —"

„Ah, jetzt weiß ich!" rief der Graf lebhaft. „Sie retteten meinen Vater aus den Händen —"

„Einiger Lazaroni, denen er verhaßt war, weil er zu den Liberalen gehörte," ergänzte Paolo. „Ja, Ihr Vater war ein Liberaler! Die Lazaroni waren einfache Räuber, sie wollten Ihren Vater plündern — im Namen des heiligen Glaubens und der königlichen Würde. Genug, ich bin jener Mann, der Ihrem Vater zu Hülfe kam, ich glaube, mit Gefahr seines Lebens. Niemals würde ich mich dieser

That erinnert, mich niemals ihrer gerühmt haben. Aber da der Zufall mich verderben will, indem er mich in die Hände eines Unbarmherzigen geführt, so will ich den Zufall um sein Opfer betrügen. Herr Graf — wo ist der Weg, der dem Retter Ihres Vaters die Freiheit giebt?"

Trotz der Dämmerung, die auch hier in der Nähe des Pavillons herrschte, glaubte Paolo die dunkle Röthe zu bemerken, die in dem Gesicht des Grafen aufstieg.

„Genug!" sagte dieser hastig, fast erbittert. „Ich muß die Gesetze der Dankbarkeit erfüllen. Ich sehe Licht dort — wahrscheinlich einer meiner Diener. Treten Sie einen Augenblick zurück — ich werde dem Manne einige Schritte entgegengehen."

Ein alter Diener kam mit einem Windlicht.

„Ich soll dem Herrn Grafen melden, daß die Contessina zurückgekehrt ist," sagte er, als der Graf ihn fragte, was er wolle.

„Wer? Meine Schwester?" rief Edgardo. „Wie ist das möglich! Ich habe keinen Wagen gehört."

„Die Contessina ist allein und zu Fuß zurückgekehrt," antwortete der Diener. „Es weiß Niemand, als ich."

Der Graf stand unbeweglich; dann schüttelte er den Kopf.

„Ich komme in der Minute!" sagte er. „Geh' voran, Battista! Melde es meiner Schwester!"

Als Battista gegangen war, kehrte der Graf zu Paolo Terminetti zurück, der aus dem Schatten hervortrat.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte er ruhig, weder kalt, noch theilnehmend.

„Führen Sie mich auf die nächste Straße," antwortete der Flüchtling.

„Haben Sie Geld nöthig?"

„Ja."

„Wie viel? Ich glaube, ich habe ungefähr vierzig Piaster bei mir. Genügt Ihnen das? Oder wünschen Sie mehr? Und wohin soll ich es senden?"

„Es genügt!" antwortete Paolo. „Ich nehme es als ein Darlehn, Graf, nicht als ein Geschenk."

Der Graf reichte dem Flüchtling seine Börse. Dieser nahm sie ruhig und steckte sie zu sich.

„Noch Eines!" sagte er. „Wissen Sie nicht, ob in Neapel noch ein Musiklehrer meines Namens lebt?"

„Terminetti?" erwiederte Edgardo. „Ich weiß es nicht. Ein Verwandter von Ihnen?"

„Mein Vater!"

„Ihr Vater!" sagte der Graf nachdenklich. „Könnte ich ihm helfen?"

„Er würde nichts von einem Manne annehmen, der die Polizei-Listen aufschlägt, ehe er sein Mitleid übt!" antwortete Paolo stolz und bitter. „Mein Vater, wenn er noch lebt, theilt meine Gesinnung. Denunziren Sie ihn, Herr Graf, vorausgesetzt, daß man den alten Mann nicht bereits gefangen hält, weil — sein Sohn gefangen war!"

„Signore!" rief Edgardo heftig. „Sie irren sich. Ich folge der Ueberzeugung meines Innern — ich kämpfe, wie Sie, für das, was ich für heilig und gerecht halte. Sie kennen mich nicht. Das Herz thut mir weh, daß ich einen Mann, der meinem Vater wohlgethan, so von mir stoßen muß. Aber hier handelt es sich um Höheres, Heiligeres, als Rücksichten — um den Kampf zwischen dem Bösen und Guten —"

„Zeigen Sie mir den Weg, Signore!" unterbrach ihn Terminetti kurz und trocken.

Der Graf ging voran. Es war nicht weit bis zu dem Gitter, welches den Park von der nächsten Straße trennte. Edgardo zog einen Schlüssel hervor und öffnete eine kleine Pforte.

„Addio, Herr Graf!" sagte Paolo. „Bin ich sicher, daß Sie mich nicht verrathen? Man wird mir ohnehin nachsetzen, denn meine Flucht wird morgen früh entdeckt sein — vielleicht auch nicht, denn man ließ mich zuweilen Tage lang ohne Nahrung. Lassen Sie die Grube zuwerfen — aber man wird den Weg dennoch entdecken — leider! Er hätte vielleicht noch einem andern Elenden die Flucht erleichtern können!"

„Sie sind sicher!" sagte der Graf und seine Stimme zitterte.

„Addio denn!"

Und Paolo Terminetti ging eiligst die dunkle Straße hinab.

Der Graf sah ihm nach, bis die Schritte des Flüchtlings auf dem Pflaster verklungen waren, schloß die Pforte und kehrte in den Garten zurück. Er war in heftiger Bewegung, denn er athmete tief und legte die Hände zusammen, wie Jemand, der Schmerz empfindet oder in großer Unruhe ist.

„Großer Gott!" rief er mit unterdrückter Stimme vor sich hin. „Hätte ich geglaubt, den Retter meines Vaters von mir weisen zu müssen? Und kann ich denn anders, ich, der ich geschworen habe, jede Gemeinschaft mit diesen Männern zu meiden, die weder Gott noch seine Stellvertreter achten? Mag jener Mann denken, was er will, mag er mich verabscheuen, mich für einen schlechten Sohn halten — Gott kennt mein Herz! Er weiß, daß ich mein Leben dem Kampfe für die Wahrheit und das Recht geweiht habe. Und wenn zwei Heere einander gegenüberstehen — bekämpfen sich nicht die Einzelnen auf Leben und Tod, auch wenn Jeder den Muth und die edlen Eigenschaften des Andern achtet? Ich würde jenen Mann geliebt und gehegt haben, wie meinen Bruder, wenn er nicht auf der Seite derer stände, die an die Stelle göttlicher Einrichtungen ihr

schwaches Menschenwerk setzen wollen und unter dem Banner einer glänzenden Lüge kämpfen! Nichts soll mich erschüttern — Gott wird mich kräftigen! — Aber Ottavia — sie erwartet mich! Was ist mit ihr geschehen?"

Und von einer ganz anderen Gedankenrichtung ergriffen, schritt der junge Graf durch die hohen und dunkelen Laubgänge hastig der Villa Langari zu.

II.

Ein Wiedersehen.

Frei war Paolo, ja! Emporgestiegen aus dem Schooß der Erde, durch die er sich hindurchgearbeitet, fühlte er wieder die laue Luft Neapels um seine Schläfe wehen, konnte er den matten Fuß setzen, wohin er wollte.

Ja, aber wohin? Frei war er, wie der Vogel in der Luft, wenn ihn die Häscher nicht fingen, und ohne Obdach, wie der Vogel. Lebten sein Vater und seine Schwestern noch? Und wenn sie lebten, wo wohnten sie? Wohin sollte er sich wenden auf dieser Welt, die ihm so neu und fremd war, als habe er ewig nur in der Nacht seines Kerkers gelebt? Wo waren die Freunde? Besser war es nicht geworden in den Jahren, die er in Fesseln gelebt, davon hatten die Worte jenes Mannes Zeugniß abgelegt, zu dem ihn ein unglücklicher Zufall geführt. Wohl dachte er an den seltsamen jungen Grafen zurück, der so begeistert in Worten sprach, wie sie nur Schwärmer oder alte Heuchler zu gebrauchen pflegen. Aber er hatte nicht Zeit, müßig an Andere zu denken. Es galt Freiheit und Leben!

Er stand still in der einsamen Straße, die nur von wenigen Laternen erleuchtet wurde, und suchte so gut als

möglich Hände, Gesicht und Kleider von dem Sande zu reinigen, der an ihnen haftete. Sein Anzug war noch derjenige der Sträflinge. Kein Sbirren-Auge durfte ihn erblicken, so war er verloren. Aber wo ein anderes Kleid finden, wenn in diesem Neapel Alle so dachten, wie jener Graf? Mit welchem wonnig-zitternden Bangen hatte er sich in seiner Kerkergruft die ersten Minuten der Freiheit ausgemalt! Und nun waren sie da — und unsäglich schwer lastete es ihm auf der Brust, so schwer, daß er wünschte, die Thränen möchten ihm aus den Augen stürzen, um ihn zu erleichtern. Ja, wäre er ein Verbrecher, ein Todtschläger, ein Räuber, ein Bandit gewesen — da hätte er gewußt, wohin er sich zu wenden habe, um eine verborgene Spelunke und theilnehmende Genossen zu finden. Aber er war ein politischer Sträfling, einer von denen, die von den Lazaroni mit mißgünstigen Augen betrachtet wurden — er hätte lügen und sich für einen gemeinen Räuber ausgeben müssen, um vielleicht ein Obdach für die Nacht zu finden.

Ein einzelner Mann kam die Straße herauf. Paolo drückte sich tief in einen Winkel. Sorglos ging der Mann vorbei.

„Ein Schlag, und ich hätte seine Kleider!" dachte Paolo — aber es war nur ein flüchtiger Gedanke, gleichsam ein Hauch der bösen Kerkerluft, die ihn noch anwehte.

Der Mann war vorüber. Sollte Paolo weiter gehen? Dort sah er die hellen Laternen einer breiteren, belebteren Straße. In seinem Anzuge sich in sie hineinwagen? — unmöglich! Er war schon vorher, in dem Gedanken an das Gelingen seiner Flucht, die Reihe derjenigen durchgegangen, von denen er hoffen konnte, aufgenommen und unterstützt zu werden. Aber sie wohnten meist in entfernten Straßen, und der Gedanke, entdeckt und von Neuem ergriffen zu werden, schüttelte ihn wie Fieberfrost in der lauen Nacht, die ihn warm dünkte nach dem langen Aufenthalte in den kal-

ten, feuchten Gewölben. Und doch, was sollte er thun? Sollte er Neapel verlassen und sich in der Umgegend verbergen? War er dort den Blicken der Gendarmen und Sbirren nicht noch mehr ausgesetzt, als in einer großen Stadt, die bekanntlich der sicherste Schlupfwinkel für Verfolgte ist? Und doch blieb ihm kaum etwas Anderes übrig, als sich aus der Stadt zu schleichen und auf irgend einen günstigen Zufall, der ihm weiter hülfe, zu hoffen.

Er setzte sich auf einen Stein, ließ den Kopf auf die Hand sinken und sann nach. Er wußte nicht, daß er weinte, aber es war so; die Thränen rannen ihm schwer über die Wangen. Er trat in die neue Freiheit, wie das Kind in das Leben, weinend und nicht wissend warum. Ein Schiffbrüchiger hätte sich nicht einsamer fühlen können auf einer öden Insel. Er war ein Mensch, der elf Jahre im Grabe gelegen. Freilich hatte er geathmet, gelebt. Aber war es denn noch dieselbe Welt, in die er eintrat? Er wußte nichts von ihr. Es galt, ein neues Leben zu beginnen, aber zitternd und gehetzt, wie ein junger Wolf, den man verfolgt, weil er eben ein Wolf ist.

Wer war Paolo Terminetti? Der Sohn eines tüchtigen Musikers, der in seiner Jugend als Geigenspieler berühmt gewesen, von den Kennern als ein gründlicher Künstler geehrt wurde und sich durch Unterricht in adelichen und bürgerlichen Häusern ein mehr als genügendes Einkommen erwarb. Paolo hatte sich dem Richterstande widmen wollen und war schon im achtzehnten Jahre nach Bologna, dann nach Turin gegangen, um an den dortigen Universitäten zu studiren. Denn in Neapel gab es nicht viel zu lernen. Auf dem Papier steht freilich ein vortrefflicher Codex; aber man kehrt sich nicht daran, und über den Rechtslehrern, wie über allen Verkündern der Wissenschaft, wachte das Auge der Geistlichkeit.

An seine Studien knüpften sich Reisen, nach Deutsch-

land, Frankreich, England. Der Vater wollte nichts versäumen, was dem einzigen und talentvollen Sohne nützlich sein konnte. In den ersten Tagen des Jahres 1848 kehrte Paolo, damals noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt, zu dem Vater zurück. Die Mutter war schon vor seiner Abreise gestorben. Aber er fand Luigia, die älteste Schwester, zu einem wilden, schelmischen, schwarzlockigen Trotzkopf von zehn Jahren herangewachsen, und die blonde Graziela, lieblich und still, wie Luigia wild und lustig, wußte jetzt bereits kindlich mit ihm zu plaudern, während sie damals noch kaum seinen Namen sprechen konnte.

Daß Paolo noch etwas mehr mit sich brachte, als gründliche Rechtskenntniß, war bei seinem lebendigen, offenen und edlen Charakter zu erwarten. Er kannte die Ideen, die Europa's Denker beschäftigten und die Herzen begeisterten — er kannte sie nicht nur, er hatte sie auch aufgenommen in das eigene Herz. Die Einheit und Unabhängigkeit Italiens, und wenn diese nicht in so kurzem Zeitraume herbeizuführen sei, die Herstellung einer gerechten und freien Regierung für das Königreich beider Sicilien — das war es, was all' sein Sinnen, Denken und Handeln erfüllte. Trotz seiner Jugend war Paolo schon nach wenigen Wochen eng befreundet mit den Führern der ihm gleichgesinnten Partei, ja, er gehörte selbst zu diesen Führern, die, nach der Kunde von der Erhebung Siciliens, der Regierung eine solche Achtung abzunöthigen wußte, daß Ferdinand eine Verfassung bewilligte, freilich nicht ohne Knirschen über seine Demüthigung und mit dem Entschlusse, sich zu rächen, wenn die Zeit gekommen.

Und die Zeit kam bald. Nicht vier Monate genoß Neapel die Hoffnung, ein gerechtes, gesetzmäßiges Regiment an die Stelle der eisernen Willkürherrschaft treten zu sehen. Ferdinand II. war entschlossen, die erste Gelegenheit zu benutzen, um die gegebene Verfassung zu beseitigen. „Ihr

habt sie," soll er gesagt haben. „Sucht sie zu bewahren!" Und Jedermann durchschaute die Hinterlist dieser zweideutigen Worte. Die Ernennung einer Pairskammer, die dem Volke von vornherein als ein Hinderniß jeder freisinnigen Entwicklung erschien, das Verlangen einer zwingenden Eidesformel von den zusammengetretenen Deputirten brachten die ohnehin herrschende Gährung zum Ausbruch. Das allgemeine Mißtrauen wurde von Agenten der Reaktionspartei geschürt, denn diese Partei, gestützt auf die versammelten militärischen Kräfte, wünschte einen Zusammenstoß, da sie die Niederlage der schwach bewaffneten Bürger, denen ohnehin die Lazaroni feindlich gegenüberstanden, voraussah.

Der Kampf begann am 15. Mai 1848. Die Schweizer und die Truppen stürmten die Barrikaden, die Kastelle schleuderten einen Hagel von Bomben auf die Stadt, den siegenden Soldaten folgten die plündernden Lazaroni, in der Nacht war Neapel ein Flammenmeer, am folgenden Morgen ein Bild des Gräuels und der Verwüstung. Massenweis wurden die Gefangenen durch die brennenden Straßen, über Leichenhaufen, durch Trupps beutebeladener Lazaroni, unter Kolbenstößen und Verhöhnungen nach den Kastellen geführt.

Jenem Tage verdankt Ferdinand II. den Schrecken, der bis zu seinem Tode Neapel in zitterndem Gehorsam hielt. Und jenem Tage verdankt seine Dynastie ihren unerhört jähen Sturz und den Jubel, mit dem dieser Sturz begleitet wurde.

Unter den Gefangenen jenes Tages befand sich auch Paolo Terminetti. Einem glücklichen Zufall hatte er es zu verdanken, daß er nicht mit den Waffen in der Hand gefangen und niedergestoßen wurde. Freilich — er selbst hielt jenen Zufall nicht für glücklich. Wer in solcher Jugend aus dem Reich seiner Träume, Ideale und Hoffnungen hineingeschleudert wird in die Nacht eines Gefängnisses, der

wünscht sich den Tod. Man kannte seinen Namen sehr wohl; deshalb wies man ihm stets die tiefsten und sichersten Gefängnisse an. Er gehörte zu denen, die dazu bestimmt waren, das Licht der Freiheit und des Tages niemals wieder zu erblicken. Nur dieses Eine sagte man ihm, um seine Verzweiflung zu steigern; sonst erhielt er keine Kunde, weder von der Außenwelt, noch von seinem Vater, seinen Geschwistern, seinen Freunden!

Hinweg über diese Leiden! Es kam ein Tag, an welchem sein Herz zum Zerspringen schlug vor Freude, der Tag, an welchem Paolo zu hoffen begann, daß er sich selbst befreien könne. Man hatte ihn in eine der tiefsten Zellen des Castel Nuovo geführt, und dort, an den Wänden klopfend, um zu versuchen, ob er sich einem Mitgefangenen verständlich machen könne, hatte er entdeckt, daß eine Seite der Felsenwand hohl klinge und daß der gemauerte Theil derselben nicht sehr fest sein könne. Seine Fesseln hinderten ihn nicht. Als man sie ihm angelegt, war sein Arm stark gewesen; jetzt vermochten die schmalen Knöchel und Hände durchzuschlüpfen, und ähnlich war es mit den Fußschellen. Nun begann ein Werk verzweifelter Anstrengung mit den Händen und mit einem kleinen eisernen Haken, den er in einem Winkel seiner Zelle entdeckt. Es gelang ihm, ein Loch in die Mauer zu brechen und es, wenn der Wächter erschien, mit dem faulen Stroh, auf dem er schlafen sollte, zu verbergen. So entdeckte er, daß gerade diese Zelle die am wenigsten sicherste von allen war, da sie an einen unterirdischen Gang stieß. Wohin dieser halb verfallene Gang führte, wußte Paolo nicht. Aber das war ihm gleich. Wenn er den Gang durchbrach, so mußte er irgendwo die Oberwelt erreichen, vielleicht, wenn ihm das Geschick wohlwollte, an einer sicheren Stelle. Er begann seine Untersuchungen und fand bald, daß der Gang an manchen Stellen nicht tief unter der Erde lag. Das war wohl der

Grund, weshalb er, da er leicht verschüttet werden konnte, nicht mehr benutzt wurde. Er fand endlich an einem Tage, sich wie immer in der Dunkelheit mit den Händen weitertastend und die Hindernisse aus dem Wege räumend, Baumwurzeln, ein Zeichen, daß ein Hof oder ein Garten über ihm liegen müsse. An dieser Stelle beschloß er, nach oben durchzubrechen und dort die Flucht zu versuchen. Er eilte damit, denn jeder Tag konnte ihm Entdeckung bringen. Er arbeitete, wie ein Verzweifelter, in fieberhafter Aufregung. Das Glück begünstigte ihn; seine langen Abwesenheiten wurden nicht bemerkt, da man sich tagelang nicht um ihn kümmerte. Wir wissen, wie er die Oberwelt erreichte, und zu wem ihn der Zufall führte. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

„Ich bin schwach geworden!" sagte er zu sich selbst, als er die Thränen auf seine Hand niederrollen fühlte. „Kein Wunder! Ich weiß nicht einmal, ob mein Haar nicht grau geworden!"

Wenn er nur gewußt, wo sein Vater wohne. Dahin hätte er sich gewagt, trotz aller Gefahren. Aber selbst wenn der Vater noch lebte, so ließ sich kaum annehmen, daß er dieselbe Wohnung inne habe. Doch wollte er es versuchen. Er schlich langsam durch schlecht erleuchtete Nebenstraßen, sich oft, wenn er etwas wie eine Uniform bemerkte, in den Hausthür-Nischen oder hinter Treppenwangen verbergend. Allmählich wurde es todt in der Stadt. Die Mitternachtsstunde mußte herangekommen sein. Er ging kühner vorwärts und wagte sich über die Toledo-Straße nach dem Quartier, in welchem sein Vater früher gewohnt, nach der Strada del Tribunali. Als er das Haus erreichte, sah er, daß an der Stelle im Erdgeschoß, wo sonst sein Vater gewohnt, sich ein Laden befand. Hier wohnte der Vater also nicht mehr. Der Laden schien nicht mehr ganz neu; so war

der Vater also schon vor Jahren ausgezogen. Und wußte man hier die neue Wohnung? Wohl kaum. Wen sollte er auch fragen?

Er schlich weiter, wieder die engen Gassen aufsuchend. Es war ihm, als fühle er seine Kräfte schwinden. Das Gehen und die Luft ermüdeten ihn. Hätte er nur einen anderen Anzug gehabt, so hätte er es gewagt, in eine der Osterien zu treten, die er hier und dort noch offen sah. Jetzt durfte er es nicht versuchen. Er zog indessen, um nicht augenblicklich erkannt zu werden, die kurze Jacke aus, die einen Theil seines Sträflingsanzuges bildete, und warf sie von sich. Das grobe Hemd verrieth ihn wenigstens nicht auf den ersten Blick.

Nur an wenigen Fenstern sah er noch Licht. Er hatte sich, ohne genau darauf zu achten, wohin er ging, nach Nordosten gewendet und den Largo delle Pigne erreicht. Nach dem Museum zu sah er noch einige Fruchthändlerinnen, die soeben ihren Kram zusammenpackten. Ein wilder, verzehrender Durst ergriff ihn. Seit vierundzwanzig Stunden hatte er nichts gegessen, nichts getrunken. Er ging auf eine von den Frauen zu und sagte ihr, er wolle einige Orangen und etwas Gebäck kaufen.

Er sah, wie die Frau, die soeben mit einer Nachbarin sprach, erschrak, als sie ihn anblickte.

„Heilige Madonna! Mann, wie siehst Du aus?" fragte sie. „Hast Du das Fieber?"

„Etwas dergleichen!" antwortete Paolo. „Ein reicher Signore da drüben wollte mir ein Almosen geben, aber er hatte nur einen Ducato. Kannst Du wechseln, Frau?"

„Ja! Gott erbarme sich Deiner — Du solltest in's Spital gehen!" sagte die Frau, einen Korb öffnend.

„Ich bin auf dem Wege dorthin!" antwortete Paolo dumpf.

Er bezwang seinen verzehrenden Durst, bis die Frau

ihm das Gewünschte gegeben und den Piaster gewechselt — eine langwierige Arbeit! Dann eilte er in eine Nebenstraße und aß die saftigen Früchte und das einfache Backwerk. Seit elf Jahren hatte er nichts gegessen, als gedörrten oder gekochten Mais und Kartoffeln, selten ein Stückchen hartes Fleisch, nichts getrunken, als halb verdorbenes Wasser.

Doch war er vorsichtig. Er aß nicht Alles; er fürchtete, sich zu viel zu thun. Einem großen Uebelstand war abgeholfen: er besaß Carlini und Grane. Mit den großen Piaster-Stücken hätte er bei den armen Leuten, an die er sich vielleicht zu wenden hatte, nichts zu machen gewußt und nur Verdacht erweckt.

Er ging weiter, durch eine Straße der Vorstadt, nach dem Borgo delle Vergini zu. In dem Fenster des Erdgeschosses eines kleinen Hauses sah er noch Licht. Sollte er wagen, ein Unterkommen zu suchen? Er trat auf die steinerne Bank unter dem Fenster. Eine dunkle Gardine deckte die unteren Scheiben. Aber es war eine kleine Spalte da; er konnte hindurchblicken.

Ein Mädchen oder eine Frau befand sich in dem Zimmer — ganz allein. Die Einrichtung war sehr einfach. Ein Tisch, einige Schemel, ein Schrank, einiges Hausgeräth, im Hintergrunde ein Bett. Das Mädchen arbeitete; sie schliff Korallen. Viel Fleiß für eine Neapolitanerin, am Sonntag Abend, so spät. Paolo betrachtete sie lange. Es schien eine schöne Gestalt; auch das Gesicht, von dem er nur das Profil sah, war schön, von kühnen, großen Formen, Das schwarze Haar hatte sich bei der Arbeit gelöst; einzelne volle Locken fielen über die Stirn. Ihr Anzug war sehr einfach: ein gestreiftes Kleid, ein kleines Tuch locker um den Hals gebunden. Dennoch glich sie nicht einer Frau aus den untersten Volksklassen, deren Anzug oft zerrissen und unsauber, jedenfalls aber ärmlich ist; es war kein Lazaroni-Weib.

Paolo's Blick war mit einer Starrheit und Aufmerksamkeit auf sie gerichtet, die durch die einfache Erscheinung der Arbeiterin kaum gerechtfertigt war. Dann musterte er noch einmal das Zimmer. An der Wand hing ein einziger Schmuck — eine Zeichnung unter Glas und in einer sauberen Einfassung von schwarzem Holz. Auch diese Zeichnung betrachtete Paolo sehr lange. Dann sprang er, als ob er einen schnellen Entschluß gefaßt habe, von der Steinbank.

„Es sei! Ich muß!" sagte er vor sich hin, und auch diese Worte verriethen seinen Entschluß.

Er ging die Steinstufen zur Hausthür hinauf und öffnete dieselbe. Sie war nicht verschlossen. Nur selten schieben die Neapolitaner einen Riegel vor. Dann klopfte er an die Thür des Zimmers, öffnete sie aber auch in demselben Augenblick. Er hatte darauf gerechnet, daß die Arbeiterin auch diese Thür erst verriegeln werde, wenn sie schlafen gehe, und er irrte sich nicht. Schnell trat er ein.

Das Mädchen — denn ein solches schien sie dem späten Gast — hatte sich schnell erhoben. In hoher Gestalt stand sie vor dem Eintretenden. Ihre Züge drückten Ueberraschung, auch Schrecken aus, aber nicht Furcht. Sie war eine selbstbewußte starke Persönlichkeit, die das Fürchten nicht zu kennen schien.

„Um der Madonna willen — was wollt Ihr?" fragte sie, noch ehe er ein Wort gesprochen.

„Seien Sie ohne Furcht, Signora," antwortete er. „Und verzeihen Sie mir! Ich habe durch das Fenster gesehen — Ihr Anblick hat mir Vertrauen eingeflößt. Sie haben Muth, und wie ich glaube, auch Mitleid. Irre ich mich?"

„Was wollen Sie?" fragte sie, und nachdem die erste Ueberraschung verflogen, hielt sie den Blick fest auf ihn gerichtet, gleichsam jede seiner Bewegungen überwachend.

denn Vorsicht gebot sein Anzug, sein verwildertes Aussehen, wenn auch nicht seine Miene, die Miene eines Bittenden.

„Ich bin ein Flüchtling, ein politischer Flüchtling," antwortete er leise. „Es ist mir gelungen, meinem Kerker zu entfliehen — ich irrte durch die Stadt — Sie sehen, wie leicht man mich in diesem Anzuge erkennen kann! Ich bedarf der Hülfe und der Unterstützung, nicht an Geld, denn ich habe Geld, ich kann die Hülfe lohnen. Ich sah Sie durch das Fenster, ich glaubte es bei Ihnen versuchen zu dürfen. Habe ich mich geirrt? Ich frage es noch einmal!"

„Sie waren gefangen?" fragte sie. „Seit wann?"

„Seit dem fünfzehnten Mai 1848, seit elf Jahren also," antwortete er. „Wenn Sie mir nicht helfen, so falle ich morgen schon in die Hände der Polizei — dieser Anzug verräth mich jedem Sbirren."

„Und was wollen Sie von mir?" fragte sie, und ihr Gesicht schien düsterer geworden, seit er den fünfzehnten Mai erwähnt. Er stand immer noch an der Thür, sie an dem Tisch. „Wie kann ich Ihnen helfen?"

„Sie sollen mir einen anderen Anzug verschaffen, den einfachsten, den Sie finden," antwortete er, und zog zugleich einige Ducati aus der Tasche, die sich im breiten Gürtel seines Beinkleides befand. „Sie sollen mir gestatten, mein Haar zu ordnen, meinen Bart zu ändern, mich zu waschen, und hier zu schlafen bis vor Sonnen-Aufgang. Doch verzichte ich auf das letztere, wenn Sie es nicht wollen. Ich werde Ihnen danken mit Wort und Geld!"

„Es bedarf keines Lohnes, wenn Sie ein politischer Gefangener waren," antwortete sie. „Auch bin ich bereit, Ihnen zu helfen. Aber wie bin ich im Stande, Ihnen jetzt einen Anzug zu verschaffen?"

Sie sprach gut, nicht im Dialekt des niederen Volkes;

sie war ohne Zweifel in Verhältnissen aufgewachsen, die besser waren, als ihre jetzige Lage. Miene, Sprache und Bewegung verriethen die gute Erziehung.

„Ueberlegen Sie!" erwiederte er. „Wissen Sie Niemand, der von meiner Gestalt ist, wenn auch nur annähernd, und der Ihnen seinen Anzug überlassen würde? — einen vollständigen Anzug, bis auf das Hemd — denn Alles, was ich trage, ist mit dem verfluchten Zeichen meiner Gefangenschaft gebrandmarkt. Ich spreche offen zu Ihnen, Signora! Die Verzweiflung ist offen und kühn!"

Sie schien durch nichts in seinem Wesen beleidigt zu werden. Der Ausdruck ihrer Miene zeigte eine Festigkeit, die durch gewöhnliche weibliche Bedenken nicht beeinflußt wurde. Dieses Weib konnte handeln, wenn es darauf ankam.

„Ich sehe das ein," sagte sie ruhig. „Und ich überlege! — Warten Sie! Wie viel Geld wollen Sie dazu geben?"

„Für den Anzug? Hier sind drei, vier, sechs Piaster und mehr —" erwiederte Paolo.

„Das genügt!" sagte sie kurz. „Hier im Hause wohnt eine Frau, deren Söhne als Zimmerleute in Capua arbeiten. Gegen einen kleinen Vortheil wird sie mir gern einen Anzug abtreten. Warten Sie hier!"

Sie nahm das Geld und verließ das Zimmer. Sie hatte keine Besorgniß wegen des Zurückbleibenden gezeigt, sie vertraute ihm ruhig Alles, was das Zimmer umfaßte. Und für sie war es nicht wenig!

Paolo, so ermüdet er sich fühlte, setzte sich nicht. Sobald er allein war, ging er nach der Zeichnung an der Wand und musterte sie genau. Es war eine Bleistift-Zeichnung, nicht von großem künstlerischem Werth, der Besitzerin vielleicht lieb durch irgend einen besonderen Grund. Dann untersuchte er die anderen Gegenstände des Zimmers. Auf

einem Tischchen in einer Ecke lag ein kleines Gebetbuch. Er öffnete es und ließ es fallen.

Ein Ruf des Staunens, fast des Schreckens drang über seine Lippen. Er schob das Buch an seinen früheren Platz und ging einige Minuten lang aufgeregt durch das Zimmer. Dann, von Müdigkeit und Gedanken überwältigt, setzte er sich auf den Stuhl des jungen Mädchens und stützte den Kopf in die Hand.

Es verging eine Viertelstunde, ehe das Mädchen wiederkam. Er hörte es erst, als sie die Thür hinter sich schloß und erhob sich. Sie bemerkte sogleich den eigenthümlichen düsteren und schwermüthigen Ausdruck in seinem Gesicht, denn ihr Blick war scharf. Aber sie sagte nichts; sie mußte schweigen gelernt haben, durch Einsamkeit oder Erfahrung.

„Hier ist Alles, was Sie brauchen," sagte sie, verschiedene Kleidungsstücke auf einen Schemel legend. „Ich habe es nicht unter fünf Piastern erhalten können. Thun Sie nun, was Sie wollen. Ich werde mich vor die Hausthür setzen, bis Sie rufen."

„Aber wird Ihnen das nicht unangenehm sein, Signora?" sagte er. „So spät —?"

„Eben weil es spät ist, kommt Niemand durch diese Straße," antwortete sie, „und wer sollte mich belästigen? Dort in der Ecke steht Wasser — Sie werden Alles leicht finden."

Schon ging sie aus der Thür, seine Dankesworte nicht mehr hörend.

Paolo erhob sich, den Kopf schüttelnd, in Gedanken tief versunken. Erst als er den Anzug zu mustern begann, kam ihm das Gefühl seiner augenblicklichen Lage zurück. Er wusch sich, kämmte sein Haar, kürzte seinen Bart und gab ihm die Form, in der ihn die Neapolitaner aus dem Volke tragen. Dabei mußte er in den kleinen Spiegel sehen, den

er von der Wand genommen. Aber so sehr schien er noch immer mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er erst, als er denselben aus der Hand legen wollte, über sich selbst erschrak.

„Großer Gott!" rief er, und er erhob ihn noch einmal und blickte hinein. „Das bin ich jetzt!"

Ein bleiches, gelbliches Gesicht, tiefliegende Augen, hagere Wangen — das war es, was er bemerkte. Er legte den Spiegel fort.

„Es wird wieder anders werden!" murmelte er vor sich hin. „Ich bin ja noch jung! Und was liegt daran!"

Er wandte sich zu dem Anzug. Es war der einfache Werktags-Anzug eines neapolitanischen Arbeiters. Hastig entkleidete er sich und legte den Anzug an, der ihm vollkommen paßte — eine abgetragene Manchester-Jacke, kurze, helle Hosen, einfache Mütze, rothgestreifte Weste. Als er fertig war, ging er hinaus.

Das junge Mädchen saß auf den Steinstufen vor der Thür und blickte regungslos vor sich hin. Als er sie leise rief, erhob sie sich und kehrte ruhig und schweigend in das Zimmer zurück.

„Nun, Sie sehen jetzt besser aus!" sagte sie, als sie ihn flüchtig gemustert hatte, aber ohne ein Lächeln auf den Lippen, die überhaupt selten und schwer lächeln mochten. „Wollen Sie die anderen Kleider mit sich nehmen?"

„Wenn es möglich ist, so bewahren Sie dieselben auf," antwortete Paolo; „vielleicht kommt ein Tag, an dem ich diese Lumpen einlösen kann. Wenn nicht, so mögen sie verbrannt werden. Darf ich Ihnen diesen Piaster für Ihre Mühe anbieten? Die Kleider sind sehr billig!"

„Sie werden ihn nöthiger gebrauchen, als ich!" erwiederte sie kurz ablehnend. „Lassen Sie!"

„So danke ich Ihnen für jetzt," antwortete Paolo. „Aber darf ich mir eine Frage erlauben?"

Und als ihre erwartungsvolle Miene ihm mit Ja zu antworten schien, deutete er auf die Zeichnung an der Wand und sagte:

„Kannten Sie denjenigen, dessen Name unter jener Zeichnung steht?"

Es schien sie zu durchzucken — ihre Miene wurde für einen Moment düster, fast mißtrauisch.

„Was kümmert Sie das?" fragte sie. „Vielleicht kannte ich ihn."

„Ich frage nicht aus unziemlicher Neugierde," antwortete Paolo. „Ich kannte den Mann, der jenen Namen trägt. Er war fast mein Freund, und später mein Leidensgefährte."

„Ah," sagte sie, wie es schien aufathmend, aber immer noch mit düsterer Miene, „wenn das ist, so erzählen Sie mir von ihm! Lebt er noch? Hat er Hoffnung, frei zu werden?"

„Ich habe nicht viel zu erzählen," erwiederte Paolo. „Wir litten gemeinschaftlich, und doch meist getrennt. In den wenigen Augenblicken, in denen wir uns sahen und sprachen, gelobten wir uns, daß derjenige, der zuerst die Freiheit erlangte, den Angehörigen des Andern Nachricht bringen sollte. Er sagte mir, daß ihm, als er gefangen wurde, ein Vater und zwei Schwestern lebten. Wenn es mir möglich ist, möchte ich sie aufsuchen. Vielleicht wissen Sie, wo sie wohnen. Vielleicht könnte ich in aller Frühe des kommenden Tages dorthin gehen."

Sie schien zu überlegen. Offenbar zogen finstere Gedanken durch ihre Seele und warfen ihre Schatten auf das Gesicht.

„Ich will Ihnen die Wohnung nennen, unter einer Bedingung," sagte sie dann. „Sie dürfen, wenn Sie den Signor Terminetti sehen, nicht sagen, daß Sie durch mich seine Wohnung erfahren."

„Aber wer sind Sie? Ich kenne Ihren Namen gar nicht," warf Paolo ein.

„Gleichviel! Sie sollen durch nichts andeuten, wer Ihnen den Weg dorthin gewiesen," sagte sie. „Es wird Ihnen leicht sein, eine andere Quelle anzugeben. Er wohnt in der Strada di Confalone, in der Casa Alba."

„Mit seinen Kindern — seinen Töchtern?" fragte Paolo.

„Mit — seinen Töchtern, oder einer Tochter — ich weiß nicht genau," antwortete sie langsam, fast widerwillig. „Und vergessen Sie meine Bedingung nicht!"

Paolo's Blicke hingen in gespanntester Aufmerksamkeit an ihren Zügen, um so mehr, da sie die Augen niedergeschlagen hatte und er nicht fürchten durfte, dem scharfen, blitzenden Blick derselben zu begegnen.

„Sie wollten schlafen!" sagte sie dann kurz. „Schlafen Sie. Da ist mein Bett. Ich werde mich auf einen Stuhl setzen."

„Nimmermehr!" antwortete Paolo. „Für mich, der ich gewöhnt bin, auf feuchtem Stein zu schlafen, ist schon dieser trockene Boden, oder diese Strohmatte ein weiches Lager."

Und er schob die große Strohdecke, auf welcher der Tisch stand, hervor, nach dem Fenster zu, nahm eine Fußbank, streckte sich auf die Decke und legte den Kopf auf das Bänkchen — in einer Minute.

„Wie Sie wollen!" sagte sie, blies das Licht aus und verriegelte die Thür.

Dann hörte Paolo ein Rauschen. Das seltsame Mädchen hatte sich auf ihr Lager gestreckt.

Er schlief nicht. Was er gehört und was er vermuthet, war nicht dazu angethan, ihn schlafen zu lassen. Hier war ein Geheimniß, das er nur am Morgen, in der Strada di Confalone, erfahren konnte. Die Straße lag

ihm günstig. Sie ist eine Vorstadt-Straße zwischen dem Borgo delle Vergini und Antignano. Er konnte leicht von dort das Freie erreichen und brauchte auch auf dem Hinwege die Stadt nicht zu berühren. Und fragen wollte er dort nach dem Geheimniß derjenigen, die ihn so gastlich aufgenommen. Er hatte seine Gründe dazu, das Stillschweigen zu brechen, das sie ihm auferlegt. Genug — er schlief nicht.

Sie mochte seine Bewegungen gehört haben, denn sie redete ihn an.

„Schlafen Sie, Signore?"

„Nein, Signora."

„Glauben Sie, daß ein Tag der Rache kommen, daß es den Einzelnen vergönnt sein wird, die Schmach zu rächen, die ihnen angethan worden und die sie zu rächen jetzt zu schwach sind?" fragte sie.

„Ich glaube und ich hoffe es, Signora. Und sollte es kein Tag der Rache sein — denn die Rache des Einzelnen ist fast immer möglich — so wird es doch ein Tag der Gerechtigkeit für Alle und der Bestrafung der Schuldigen sein."

„Einem Weibe ist Rache nicht immer möglich!" antwortete sie kurz.

„Haben Sie etwas zu rächen?" fragte er. „Darf ich es wissen?"

„Zu rächen? — ja! Wissen? — nein!" erwiederte sie ganz kurz. „Wohin wollen Sie morgen gehen?"

„Ich weiß es nicht. Vielleicht zeigt mir der Zufall den Weg. Ich weiß nicht mehr, wie es auf der Welt aussieht."

„So gehen Sie doch in den Krieg!" sagte sie.

„In welchen Krieg?" rief er lebhaft.

„Den Victor Emanuel im Bunde mit dem französischen Kaiser gegen Oesterreich führt," antwortete sie.

Er richtete sich in der Dunkelheit auf, legte die Hand vor die Stirn — seine Gedanken wirbelten.

„Signora" — sagte er leise und nach Athem suchend — „seit elf Jahren, seit dem 15. Mai des Jahres achtundvierzig weiß ich nicht, was auf dieser Erde geschehen. Ich beschwöre Sie, um Gotteswillen, sagen Sie mir kurz, schnell, was Ihre Worte bedeuten sollen. Kaiser der Franzosen — Krieg — ich weiß nichts davon. O, sprechen Sie!"

Er saß aufgerichtet, auf die Hand gestützt; das schwache Sternenlicht fiel durch das Fenster. Es genügte, ihm in der Ferne — blaß wie einen Schatten — das Antlitz einer Frau zu zeigen, die ebenfalls aufgerichtet auf ihrem Bett zu sitzen schien.

„Ich bin ein Weib; ich verstehe nicht viel von diesen Dingen," sagte sie.

„Sie verstehen genug!" rief er dringend.

„Karl Albert von Sardinien kämpfte gegen Oesterreich und unterlag," antwortete sie. „Venedig hatte sich erhoben und fiel. Die Franzosen wählten einen Napoleon zum Präsidenten und schickten Truppen nach Rom gegen Garibaldi. Er kämpfte und unterlag. Sicilien unterlag. Oesterreich, der Papst, Ferdinand triumphirten. Der Napoleon — er nennt sich den Neffen seines Oheims — machte sich zum Kaiser und führte Krieg gegen Rußland; Sardinien nahm Theil daran. Napoleon soll einst Carbonaro gewesen sein. Die Italiener schworen ihm den Tod, wenn er Italien nicht helfen wolle; Orsini machte den Versuch, ihn zu tödten. Da versprach er Victor Emanuel, dem Sohne Karl Alberts, mit ihm gegen Oesterreich zu ziehen. Ich weiß nicht viel weiter. Sie kämpfen jetzt, oben am Po. Und Garibaldi ist auch dabei. Gehen Sie zu dem! Er ist der Mann des Volkes!"

„Garibaldi — der damals von Amerika kam und Karl Albert seine Dienste anbot?" rief Paolo.

„Derselbe. Wenn die Oesterreicher geschlagen sind, wird Sicilien sich erheben," fuhr sie fort. „Ferdinand ist heut gestorben, wie ich höre. Die Leute sagen, wenn Franz, sein Sohn, dessen Gedanken Niemand kennt, nicht gegen Oesterreich zieht, so sei er verloren. Toskana, Modena, Parma haben sich Victor Emanuel angeschlossen."

Paolo war aufgesprungen. Er athmete hörbar; seine Gedanken verwirrten sich.

„Wenn Victor Emanuel siegt, so wird er auch nach Neapel kommen und die Mönche verjagen," fuhr sie fort. „Und an diesem Tage werden Viele lachen, und auch ich werde lachen, zum ersten Male wieder."

Paolo war auf das Bett zugetreten, mit unsicheren Schritten, fast taumelnd.

„Diese Nachricht — das Herz bebt mir! Signora — nein, warum soll ich schweigen? — Du bist es, Luigia — meine Schwester! Ich bin Paolo Terminetti!"

Er sah eine Gestalt vor sich auffahren — er hörte einen Schrei — keinen freudigen, nein, einen wilden, entsetzlichen, herzzerreißenden Schrei — und zwei Arme legten sich um seine Schultern, ein Kopf verbarg sich an seiner Brust — eine zuckende Gestalt ruhte in seinen Armen, ringend mit ihrem Schluchzen, das ihr das Herz abstieß und sich nicht lösen wollte.

Minuten vergingen. Wie im Krampf umschlangen, preßten ihn ihre Arme. Fieber durchschauerte sie.

Endlich rangen sich Worte von ihren Lippen.

„Paolo — Du bist es! Endlich bist Du da! Tödte mich — aber räche mich!"

III.

Die Verlobte.

Als Graf Edgardo Langari in das Kabinet seiner Schwester trat, fand er diese im Zimmer auf- und abschreitend. Sobald sie ihn bemerkte, trat sie ihm entgegen.

Es war eine hohe, schlanke Gestalt, dem Bruder ähnlich, mit denselben schönen, großen Augen und dem feinen, etwas blassen Antlitz. Sie hätte überall für eine Schönheit gelten müssen, wenn auch nicht für eine herausfordernde, verführerische Schönheit. Der Charakter ihrer Züge war nicht entschieden italienisch, noch weniger süd-italienisch. Den leichten, fast unmerklichen bräunlichen Anhauch ausgenommen, bot ihr Gesicht wenig, was von dem einer schönen Französin, Süd-Deutschen oder Polin verschieden gewesen wäre. In ihren Blicken lag etwas von jenem Tiefen, Sehnsüchtigen, das man oft bei den Polinnen findet, und das auch in den Blicken des Bruders sich zuweilen offenbarte. Die Großmutter der Langaris war eine Dame polnischer Abkunft gewesen.

„Nun, Ottavia?" sagte Edgardo, die Thür hinter sich schließend. „Du bist allein?"

„Allein, Bruder!" antwortete sie. „Du bist natürlich erstaunt über meine Rückkehr?"

„Nicht über Deine Rückkehr, aber über die Art und Weise derselben, über die ungewöhnliche Stunde!"

„Das glaube ich," antwortete sie mit einem etwas bitteren Lächeln. „Komm, setze Dich! Ich habe Dir viel zu erzählen!"

Sie setzte sich dem Bruder gegenüber. Ihre geschlossenen Lippen, die etwas gesenkten Brauen, die Falte auf der Stirn, die für eine Frau hoch war und der freien, klaren Stirn des Bruders ähnelte, deuteten auf einen festen Entschluß für die Zukunft, auf einen entschiedenen Abschluß mit der Vergangenheit.

„Ich kehre nie wieder in die Casa della Rutta zurück," sagte sie. „Ich habe für immer mit dem Principe gebrochen."

„Ottavia!" rief der Bruder und wollte aus seinem Sessel auffahren.

„Sei still, Edgardo! Laß mich reden und höre!" sagte sie. „Du wirst staunen — wie ich!"

Peinliche Ueberraschung, fast Bestürzung malte sich auf dem Gesichte des jungen Grafen. Aber er hielt noch an sich.

„Du weißt, daß die Verbindung mit dem Principe niemals auch nur im Entferntesten meiner Wahl entsprochen hat," fuhr Ottavia fort. „Aber der Vater hatte es so bestimmt und ich fand mich in mein Schicksal, um so mehr, da auch Du, nach dem Tode des Vaters, an dem festgesetzten Verlöbniß glaubtest festhalten zu müssen. Wir Frauen sind ja einmal dazu da, um zu thun, was die Männer wollen — bis zu einem gewissen Grade, denn es giebt eine Grenze weiblicher Geduld! Ich mochte Alessandro niemals leiden, aber ich suchte mir meine Lage und den Gedanken an die Zukunft dadurch erträglich zu machen, daß ich mir die weltmännischen und gesellschaftlichen Vorzüge meines Herrn Verlobten vor die Seele führte und mich damit trö-

stete, daß ich einst durch meinen Gatten eine einflußreiche Stellung in der Welt einnehmen würde. Denn daß Alessandro alle Eigenschaften besitzt, um bei Verhältnissen, wie den unsrigen, die höchsten Ehrenstellen erlangen zu können, daran zweifelte ich niemals. Er besitzt alle die Kälte, Verschmitztheit, Zähigkeit, Glätte, Rücksichtslosigkeit, Verschlagenheit, Hinterlist, mit einem Worte, alle die Nichtswürdigkeit, die dazu nöthig ist, in unserem Lande eine politische Rolle zu spielen."

„Ottavia!" rief Edgardo heftig und sein Blick sprühte Feuer, seine Hände ballten sich.

„Das ist meine Ansicht!" fuhr die Contessina ruhig fort. „Die Deine mag eine andere sein, sie ist es — Du siehst die Welt in rosenrothem Lichte — selbst unsere Welt! — ich nicht! Also — ich fand mich in den Gedanken. Ich rief mir das Beispiel so mancher Prinzessin, so mancher Herrscherin zurück und sagte mir, daß ich kein Anrecht darauf habe, glücklicher zu sein, als so viele dieser Frauen, die wahrscheinlich besser waren, als ich. Aber es giebt eine Grenze, wie ich schon sagte. Die Gattin eines Elenden, eines offenbaren Schuftes, will ich niemals werden!"

Wieder wollte Edgardo auffahren, und seine Lippen fanden kein anderes Wort als: „Ottavia!" Aber ein fester, fast strenger und stolzer Blick der Schwester drängte ihn auf seinen Sessel zurück.

„Ich kenne Deine Ansichten!" sagte sie. „Du hast Dir ein System zusammengebaut und fühlst Dich wohl in Deinem phantastischen Hause, weil Du es jeden Augenblick nach den Eingebungen Deiner Einbildung ändern kannst. Aber Du kennst die Wirklichkeit nicht. Da sind harte Ecken, an denen Du Dich stoßen könntest, und Du vermeidest sie, weil sie Dir unangenehm sind, weil sie nicht in Dein System passen. Wir wollen nicht darüber rechten. Auch Dir wird eines Tages das Licht der Wahrheit aufgehen. Du kennst

nicht einmal Alessandro. Du vermeidest seinen Umgang, weil er Dir nicht angenehm ist, so wie Du Dir aus der Welt ein Ideal baust, da die bestehende Dir nicht gefällt; aber Du suchst nicht in ihn einzudringen. Ich mache Dir keinen Vorwurf daraus; ich kenne Dich, es giebt kein besseres Herz auf der Welt, als das Deine. Aber Du kennst das Leben und die Menschen nicht. Ich hielt es für vergeblich, mit Dir über den Principe zu sprechen. Ich weiß, wie sehr Du an Allem festhältst, wozu Wort, oder gar Vertrag uns verpflichten. Ich sah voraus, daß Du auf meine Einwürfe nicht achten würdest, und deshalb trug ich meine Gedanken stumm mit mir herum, zu stolz, über etwas zu klagen, das nicht zu ändern war, und den Mann zu erniedrigen, der einst mein Gatte werden sollte. Ich nahm den Vorschlag Alessandro's, einige Wochen auf der Casa della Rutta zu wohnen, an, da Du ihn unterstütztest, obgleich Carolina mir ebenso widerwärtig ist, wie ihr Bruder. Ich ahnte wahrlich nicht, was ich dort erfahren würde, sonst wäre ich ebenso freudig hingegangen, wie ich damals ungern ging."

Sie schwieg einige Sekunden. Die Blicke des Bruders waren ernst und erwartungsvoll, und nicht ohne Zürnen auf sie gerichtet.

„Wie ich Dir sagte, ich kannte Alessandro," fuhr sie fort. „Er hatte sich vor mir gehen lassen; er sah ja in mir die Gattin, die in wenigen Wochen alle seine Pläne theilen würde! Aber erst auf der Casa Rutta wurde mir klar, welch' edles Paar der Principe und Carolina seien! Ich will von Manchem schweigen, Bruder, was mir Dir zu erzählen nicht ziemen würde, und was selbst ehrbare Frauen untereinander sich nur scheu und in Andeutungen mittheilen. Aber von zwei Dingen muß ich sprechen, noch ehe ich das Letzte und Wichtigste erwähne. Die Rutta's sind arm!"

„Arm?" rief Edgardo mit lebhaftem und ungläubigem Erstaunen. „Ottavia, Du träumst —"

„Edgardo, wenn Einer von uns träumte, so magst Du es gewesen sein," antwortete die Schwester. „Ich habe meine Augen offen gehalten. Und, Edgardo, ich bitte Dich darum, betrachte mich nicht als ein Kind, das nicht weiß, was es will. Ich kenne den ganzen Ernst dieser Angelegenheit — ich verhehle mir die Folgen nicht. Aber ich weiß auch, was ich thue, und was ich Dir mittheile, ist auf die vollste Wahrheit gestützt. Die Rutta's sind arm. Alessandro hat sein Vermögen verschwendet; Carolina ist von ihm um einen großen Theil ihres eigenen Vermögens betrogen worden. Ich erfuhr es von ihr in einem Augenblick, wo der Zorn über eine Nachlässigkeit Alessandro's sie zu den heftigsten Reden hinriß — welchen Reden! Der Prinzipe sieht in mir eine reiche Erbin, deshalb hat er das von unseren Eltern festgesetzte Verlöbniß aufrecht erhalten. Im Uebrigen bin ich ihm gleichgültig; er findet mich sogar langweilig. Glaube nicht, daß verletzte Eitelkeit aus mir spreche; die Meinungen des Fürsten kümmern mich nicht. Aber während er mir und Dir von seiner Leidenschaft spricht, lacht er über mich zu Anderen. Ich habe es selbst gehört. Du kennst die Casa Rutta nicht so genau, wie ich. Sie ist gefährlich. Die Lauben, Pavillons und Terrassen bieten eine Menge Verstecke. Vielleicht ist das zum Nachtheil der Anderen eingerichtet; aber der Schlaue fällt auch einmal in die selbst gegrabene Grube. Willst Du die eigenen Worte hören, die er zu dem jungen Domenico Verrano, einem seiner Freunde sagte? Ich will sie Dir wörtlich wiederholen. Aber erschrick nicht! — es liegt ein Abgrund von Gemeinheit darin."

„Sprich!" sagte Edgardo düster. „Was Du erzählen kannst, werde ich hören können!"

„Gieb mir Deine Hand, Edgardo!" sagte sie bittend. „Und glaube mir, wenn ich Dir die Worte wiederhole, so

geschieht es nur, weil ich Dir den Mann in seiner ganzen Verworfenheit zeigen will, und weil ich zu Gott hoffe, daß jener Elende die Unwahrheit gesagt und daß ihn seine Selbstsucht glauben läßt, was er hofft!"

Edgardo hatte ihr mit Befremden seine Hand gereicht. Die plötzliche Weichheit der Schwester machte einen noch tieferen Eindruck auf ihn, als vorher ihre stolze Strenge. Ihre Augen leuchteten mild, sanft und bittend zu ihm herüber.

„Sprich!" sagte er. „Dein Wort und der Ernst dieser Angelegenheit bürgen mir für die getreue Wahrheit Deiner Mittheilung."

„Ja, dafür bürgt mein Wort!" rief Ottavia. „Also höre! Folgendes waren die Worte, die er zu dem jungen Verrano sagte: Ach, Sie meinen, ich liebte die Gräfin Langari? Bah, sie ist langweilig, unsere Geister begreifen sich nicht. Aber sie hat Geld. Wissen Sie eine Reichere? Es sollte mir nicht schwer fallen, von diesem Verlöbniß loszukommen! — Und als Verrano lachend antwortete, er wisse Niemand, fuhr der Principe fort: Ja, sie ist sehr reich, mein Liebster — sicheres, baares Vermögen. Und wie lange wird es dauern, dann ist sie doppelt reich — denn ihr Bruder hat die Schwindsucht."

Edgardo zuckte zusammen; Ottavia hielt seine Hand fest. Ihm unverwandt, aber mit mildem Ausdruck in's Antlitz blickend, sah sie, wie ein Erbleichen sein Gesicht überzog und wie seine Lippen schmerzlich zuckten.

„Verzeihe mir, Bruder," rief Ottavia innig, „daß ich dieses Wort wiederholte. Ich weiß, daß dieser Elende sich täuscht. Ich habe mit unserem Arzte oft genug über Dich gesprochen, und er hat mir die feste Versicherung gegeben, daß Du nicht krank seiest, sondern nur unter Deiner geistigen Aufregung littest."

„O, Ottavia," sagte Edgardo, nachdem er die freie

Hand eine Sekunde lang an die Stirn geführt, „mein Leben steht in Gottes Hand — der Wunsch eines Menschen wird es mir nicht rauben. Hast Du Dich auch nicht geirrt? War von Dir und von mir die Rede? Ich kann so viel Schlechtigkeit nicht glauben."

„Edgardo!" rief die Schwester vorwurfsvoll. „Ich könnte Dir noch mehr erzählen, wenn ich mich nicht schämte!"

„Es ist nicht gut, daß Du gelauscht!" sagte Edgardo sanft, aber mit leisem Tadel.

Ottavia ließ seine Hand fahren; wieder flog ein Schatten über ihre Stirn.

„Gelauscht!" rief sie. „Wer sagt Dir, daß ich absichtlich gelauscht? Und wenn ich es gethan, wäre es mir nicht zu verzeihen? Verlangst Du, daß ich mich mit gefesselten Händen und verbundenen Augen jenem Manne überliefern soll? Handelt es sich nicht für mich um das ganze Leben? Soll ich, wenn einmal mein Argwohn geweckt ist, wenn ich heimliche Dinge sich zutragen sehe, die mir verdächtig erscheinen, wenn Alles darauf hindeutet, daß es eine verworfene Familie ist, in der ich mich befinde — soll ich dann eine günstige Gelegenheit vorübergehen lassen, um klar in das Herz derer zu blicken, die sich mir gegenüber verstellen? Soll ich diese Gelegenheit nicht sogar herbeizuführen suchen? Nein, Edgardo, behalte Deine Grundsätze, aber laß auch mir die meinen! Mit blindem Vertrauen wird man ein Opfer der Hinterlist, und opfern, an einen Ehrlosen ketten will ich mich nicht lassen."

„Es ist traurig!" sagte der junge Graf leise. „Aber hattest Du mir nicht noch mehr zu berichten?"

„Ja!" antwortete sie kurz. „Ich wollte Dir sagen, daß Alessandro della Rutta sich vier Wochen vor meiner festgesetzten Verbindung mit ihm um die Gunst der Zingarella bewirbt."

„Die Zingarella? Wer ist das?“ fragte Edgardo mehr verwundert, als entrüstet.

„Ich glaube, Du bist in dieser ganzen Stadt der einzige junge Mann, der eine solche Frage ausspricht!“ antwortete die Contessina mit einem Achselzucken. „Die Zingarella ist eine verrufene Tänzerin vom Theater San Carlo. Ich weiß nicht, wie sie wirklich heißt; man hat ihr jenen Beinamen wegen ihres Aussehens und ihrer Zigeuner-Tänze gegeben. Sie ist eine der verabscheuungswürdigsten Personen ihres Geschlechts. Aber Alessandro, mein Verlobter, bewirbt sich um ihre Gunst, bis jetzt — vergebens! Viel Ehre für mich, daß ich den Mann heirathen soll, den eine Zingarella schmachten läßt! Viel Glück für mich, wenn ich die Liebe des Principe, sobald wir vermählt wären und er vor Jener Gnade gefunden hätte, mit der Zingarella theilen müßte!“

„Ottavia!“ rief Edgardo und sprang auf.

Mit großen Schritten ging er durch das Zimmer. Die Contessina beobachtete den Ausdruck auf seinem Gesicht; er war unruhig, düster, gereizt.

„Woher weißt Du das?“ rief er dann, vor ihr stehen bleibend. „Es ist nicht möglich! Es wäre eine schmachvolle Beleidigung, für Dich und für mich!“

„Nun, wahrlich — Alessandro della Rutta frägt viel danach, ob er Jemand beleidigt, wenn er nur seine Zwecke erreicht!“ antwortete Ottavia. „Ich bürge Dir für meine Mittheilung. Frage irgend einen jungen Mann in der ganzen Stadt, und er wird Dir sagen, daß der Principe Wetten darauf gemacht, er werde die Zingarella in vier Wochen sein nennen!“

Die Wangen Edgardo's rötheten sich leicht, während er sich abwandte. Es war vielleicht das erste Mal in seinem Leben, daß er über eine Tänzerin sprach, und nun gar

mit seiner Schwester! Er ging wieder im Zimmer auf und ab.

„Ich komme zur Hauptsache," fuhr Ottavia fort. „Heut Nachmittag saß ich in dem kleinen Pavillon, am Ende des Parks der Villa, am Fenster, das von Blumen und Blättern verdeckt ist. Ich war dahin gegangen, ohne daß es Jemand bemerkt. Als ich dort saß, hörte ich Schritte und Stimmen. Es war Alessandro mit seiner Schwester. Sie setzten sich unter dem Fenster auf die Bank. So leise sie sprachen, ich verstand es doch. Ich lauschte. Magst Du mich auch deshalb tadeln — ich weiß, was ich that. Ich mußte diese Menschen ganz kennen lernen, und ich lernte sie kennen! Sie sprachen von dem Tode des Königs. Ich habe das Gespräch treu im Gedächtniß bewahrt; ich kann einen Eid darauf ablegen, daß mir von dem Hauptinhalt nichts verloren gegangen ist.

„„In vier Wochen wird der Oheim Minister sein, dann sind wir gerettet,"" sagte Alessandro.

„„Ich hoffe es!"" antwortete Carolina. „„Die Mitgift Ottavia's allein genügt nicht mehr — ich sage Dir, ich muß mein Vermögen wieder haben. Und ich habe selbst schon daran gedacht, daß Ottavia zurücktreten könnte. Sie hat in der letzten Zeit eigene Manieren angenommen; sie scheint mir kalt und mißtrauisch.""

„„Darum sei unbesorgt!"" erwiederte der Principe lachend. „„Dafür bürgt der Vertrag und das Wort des Bruders. Ein so großer Narr er auch sein mag — oder gerade weil er es ist! — ein gegebenes Wort bricht er nicht. Und ob Ottavia mich gern oder ungern heirathet, ist mir gleich, wenn ich nur die Mitgift erhalte.""

Ich berichte wörtlich, Edgardo, damit Dir die Gesinnungen Deines zukünftigen Schwagers nicht verborgen bleiben!"

„Sein Urtheil ist mir gleichgültig. Ich weiß, daß er

mich leider nicht versteht!" sagte der Graf leise und fast traurig. „Aber was meinte er mit seinem Oheim, dem zukünftigen Minister?"

„Du sollst es sogleich erfahren," antwortete Ottavia. „Du weißt, daß die Ruttas die nächsten Verwandten des Marchese Maloni sind, der vor einem Jahre in der Verbannung gestorben ist — das heißt die nächsten Verwandten mit Ausnahme des Neffen, des jungen Grafen Maloni, der gleichfalls in der Verbannung lebt."

„Ich weiß, ich weiß," sagte Edgardo. „Verblendet! Verlockt von dem glänzenden Lügenschimmer unserer Zeit!"

„Jedenfalls Unglückliche!" sagte Ottavia. „Und doppelt unglücklich, wenn die Hinterlist der eigenen Verwandten sie auch noch aus der Ferne zu treffen sucht. So höre weiter!

„„Als Du vorher von Rettung sprachst, meintest Du die Malonis?"" fragte Carolina.

„„Ja,"" antwortete der Principe. „„Cesare Maloni wagt es natürlich nicht, hierher zu kommen, um seine Erbschafts-Ansprüche geltend zu machen. Er weiß, daß ihm ein guter Platz im Castel Nuovo oder auf Nisita sicher ist. Er hat von London aus erklärt, daß er seine Rechte auf die Erbschaft wahrnehme; es ist ihm geantwortet worden, daß der Prozeß gegen ihn eingeleitet sei und daß derselbe leicht mit der Erklärung des bürgerlichen Todes endigen könne, in welchem Falle von einem Erbrecht keine Rede sei. Indessen zog sich die Sache in die Länge. Maloni hat Freunde; offenbar erwartete man einen Thronwechsel und eine Amnestie. Aus der Amnestie wird nichts, das weiß ich bestimmt. Ich habe soeben mit dem Onkel gesprochen. Wohl aber wird der Prozeß gegen Cesare Maloni aufgenommen werden, und obgleich, wie der Onkel mir sagte, nichts gegen ihn vorliegen soll, wird dennoch eine Verurtheilung erfolgen, die auf min-

destens zwanzig Jahre Kerker lautet. Dann wird man ihn auffordern, hier zu erscheinen, um seine Erbansprüche geltend zu machen. Erscheint er nicht, so wird der Gerichtshof erklären, daß die Erbansprüche der nächsten Verwandten nicht durch das Ausbleiben eines andern Verwandten geschmälert und in die Länge gezogen werden dürfen; man wird eine Form finden, Cesare Maloni für verschollen und aller Rechte verlustig zu erklären. Unternimmt er aber das Wagestück und erscheint wirklich — nun, Carolina, es giebt kein anderes Mittel — der Mann, der zwischen mir und einer Viertel-Million Piaster steht, muß fallen, gleichviel auf welche Weise. Und ich denke, das wird nicht schwer sein!"" —

Die junge Gräfin hielt inne, dem Bruder fest in's Auge blickend. Der stand, als ob er träume.

„Ottavia, Schwester!" rief er dann. „Was erzählst Du da? Bin ich im Fieber? Oder sprichst Du irre? Das willst Du aus dem Munde des Principe gehört haben — aus seinem eigenen Munde?"

„Ich habe es gehört!" antwortete die Contessina. „Ich hörte noch mehr über seinen Plan — aber ich erinnere mich dessen nicht mehr genau, da mir das Herz zu klopfen begann. Ich fühlte mich in der Wohnung von Mördern. Carolina stimmte ihm ruhig bei. Ich wollte den Augenblick die Villa verlassen. Aber es kam Besuch. Erst am Abend gelang es mir, unbemerkt aus meinem Zimmer auf die Straße zu gelangen, und da ich nirgends einen Wagen traf, so ging ich zu Fuß bis Neapel und bis hierher. Nichts führt mich in jenes Haus zurück — nichts!"

Der junge Graf starrte seine Schwester groß an; er war wie geistesabwesend. Dann legte er die Hände vor die Stirn und rief mit schwerer, gepreßter Stimme:

„Großer Gott! Großer Gott! Unmöglich!"

„Wenn das wahr ist, was Du sagst," fuhr er dann

plötzlich heftig auf, „so wollen wir diesen Schändlichen zur Rechenschaft ziehen. Noch giebt es Gerechtigkeit in Neapel! Die Malonis sind Verblendete; aber nur ein gesetzmäßiges Urtheil darf dem Grafen sein Erbe absprechen! Wenn das wahr ist, was Du erzählst, Ottavia, so will ich selbst Genugthuung von dem Principe fordern und er soll mir Rede stehen!"

„Edgardo!" bat die Schwester, seine Hand ergreifend. „Sei vorsichtig! Laß uns das Verhältniß lösen, das mich an jenen Mann kettete, und müßten wir selbst Opfer bringen. Aber thue nichts weiter, denn wie willst Du ihm andere Beweise bringen, als die meinigen, die man für parteiisch halten wird? Er ist ein furchtbarer Feind. Er wird uns ohnehin schon tödtlich hassen, wenn ihm ein Theil dessen entgeht, worauf er gehofft, und Alles können wir doch nicht geben, nicht meine ganze Mitgift — ich wäre dann arm —"

„Alles, Alles, wenn es nicht anders möglich ist!" rief Edgardo in heftigster Erregung. „Ich theile mit Dir, ich biete Dir mein ganzes Eigenthum! Nur keine Verbindung mit einem Ehrlosen! O, Ottavia — das sind die Menschen, die uns und unsere Könige stürzen! Wir selbst, unsere eigenen Standesgenossen, tragen die Schuld, daß der Aufruhr sich erhebt; denn wir sind schlecht, wir treten die Gebote Gottes und die Gesetze der Ehre mit Füßen! Aber auch das wird anders werden! Auch über diese Abtrünnigen wird die Zuchtruthe sich erheben! Nur auf den Trümmern dieser Verderbten, nur auf den Säulen eines geläuterten Adels kann die reine Monarchie neu auferstehen! Ich hoffe auf den jungen König — ich hoffe auf die Noth der Zeit, die auch den Verblendetsten unserer eigenen Partei beweisen wird, daß nur die wahrhaft königlichen Tugenden, Gerechtigkeit, Weisheit, Mäßigung, im Stande sind, eine Regierung zu gründen, die von einem treuen Volke geliebt wird. Die

Regierung muß Gottes Regiment darstellen, so weit es uns Menschen möglich ist. In Ketten müßte dieser Rutta schmachten, eher als Maloni, denn an jenen Elenden, wie Rutta, liegt es, wenn die Irregeleiteten eine Monarchie hassen, unter welcher solche Schandthaten möglich sind! Und ich will ihn entlarven, ich selbst! Mag man mich einen Thoren nennen — Neapel soll sehen, daß das Blut seines alten Adels ein edles geblieben ist, und wenn es das weiß, wird es auch wieder Zutrauen zu seinen Monarchen fassen. Ja, der Kern unseres Adels ist gut, aber er verstummt vor der frechen Schlechtigkeit der Einzelnen!" —

Ein ziemlich starkes Klopfen an der Thür unterbrach den Strom der Worte, die er begeistert und mit drohend ausgestreckter Hand gesprochen. Er ging, um zu öffnen. Ottavia, die, auf seinen Arm gelehnt, ihm theilnehmend und innig, aber mit leiser Besorgniß in's Gesicht geschaut, blickte ihm wehmüthig nach.

„Der Kern des Adels ist in der Verbannung!" sagte sie leise vor sich hin.

Als Edgardo die Thür öffnete, zeigte sich Battista, der alte Diener.

„Verzeihen Excellenza," sagte er, „ich klopfte schon mehrmals, ohne gehört zu werden. Der Principe della Rutta ist in Ihrem Vorzimmer und verlangt dringend, Sie zu sprechen. Er fragte, ob die Signora Contessina zurückgekehrt. Ich glaubte antworten zu müssen, daß mir nichts davon bewußt sei."

„Gut, Battista, ich will ihn sprechen!" rief Edgardo in großer Erregung.

„Nein, jetzt nicht!" rief Ottavia dringend. „Laß sagen, ich sei krank — aber Du würdest ihn morgen früh empfangen, oder ihn besuchen. Sprich jetzt nicht mit ihm, Du bist zu heftig — er ist Dir überlegen mit seiner glatten Zunge!"

„Ich mag ihm keine Unwahrheit sagen lassen," antwortete Edgardo fast unwillig. „Weshalb soll ich mich scheuen, jetzt mit ihm zu sprechen? Ich fürchte seine glatte Zunge nicht. Mit mir ist die Wahrheit!"

„Edgardo — ich bitte Dich — Du kennst diesen Mann nicht!" rief die Schwester. „Sprich wenigstens nicht von dem, was ich erlauschte. Bedenke, daß es ihn zu unserem Todfeinde machen muß!"

„Und wenn er das wird? Ich fürchte keinen Teufel!" rief der junge Graf. „Geh', Battista! Ich komme!"

Noch hing die Schwester an seinem Arm, noch beschwor sie ihn und wollte ihn nicht von sich lassen.

Edgardo blieb fest. Das Einzige, was er der Schwester versprach, war, daß er jenes letzte Gespräch nicht erwähnen wolle, wenn es nicht nothwendig sei. Er lehnte es auch ab, daß sie ihn begleite.

„Was ich dem Principe zu sagen habe, sagt sich unter Männern allein am besten," antwortete er. „Und weshalb sollte ich die Wahrheit scheuen? Die Wahrheit siegt immer!"

„Im Himmel und in dem Reiche auf der Erde, das Du Dir träumst!" sagte sie traurig, als Edgardo das Zimmer verlassen, vor sich hin. „Ich hätte ihm nicht Alles sagen sollen, er ist zu heftig, er ist ein Kind! Aber mich reizte seine Ungläubigkeit. Della Rutta wird ihm todfeind werden! Gott behüte den Bruder!"

IV.

Der Principe.

Als Edgardo mit leuchtenden Augen, erhobenem Kopf, wie zum Kampfe in das Zimmer trat, in welches Battista den Principe geführt hatte, fand er den Letzteren lang in einen Sessel ausgestreckt, mit der brennenden Cigarre. Er erhob sich jedoch sogleich und kam dem Grafen entgegen.

Alessandro della Rutta war kein Mann, der wie ein Schurke aussah, im Gegentheil, sein Gesicht erweckte eher Vertrauen, als Abneigung. Er war sogar ein beau garçon, und es gab Leute, die ihn lange kannten und doch von ihm als einem bon garçon sprachen. Daß er als einer der Löwen Neapels fein und elegant gekleidet war, verstand sich von selbst. Aber er trug sich auch gut; er zeigte Geschmack. Kein Mensch würde nach der Erzählung Ottavia's in diesem Manne mit dem lebhaften dunklen Auge, dem offenen Gesicht, dem frischen Antlitz jenen Principe vermuthet haben. Aber es war so. Rutta glich höchstens einem etwas leichtsinnigen Burschen, einem Bonvivant. Nicht alle Schurken tragen ihr Erkennungszeichen auf der Stirn, und die gefährlichsten von allen sind diejenigen, die so wenig Gewissen haben, daß es sich nicht einmal in einem unsicheren Blick

verräth, und die das Böse mit derselben unbefangenen Miene thun, wie andere Leute das Gute.

„Aber um Himmelswillen, Graf, sagen Sie mir nur, was aus Ottavia geworden ist!" rief er dem Eintretenden entgegen, und so offen war seine Miene, daß Edgardo fast stutzte. „Sie scheint hier zu sein; Battista's Schweigen verrieth es mir. Gott sei Dank! Ich war auf dem Herweg in tausend Aengsten! Welche Phantasie hat sie uns entführt?"

„Nehmen Sie Platz, Signor Principe!" sagte Edgardo. „Wir haben ernst mit einander zu reden."

„O — Sie machen ja eine wahre Leichenbitter-Miene!" antwortete Alessandro, dessen Gesicht seinen offenen, scheinbar höchst harmlosen Ausdruck nicht verlor, dessen Augen aber forschend auf Edgardo ruhten, der die Verstellung viel zu wenig kannte, um seine große Bewegung verbergen zu können.

Der Principe ließ sich gemächlich in seinen Sessel zurückfallen und blies eine große Rauchwolke vor sich hin. Dann, sich gleichsam plötzlich erinnernd, rief er:

„Aber ich vergesse ganz — das Rauchen genirt Sie doch nicht? Sagen Sie es offen!"

„Rauchen Sie nur!" antwortete Langari bitter. „Die Schwindsucht, die Sie bei mir vermuthen, ist wahrscheinlich doch unheilbar!"

Es zeigte sich eine leichte Falte auf Alessandro's Stirn, aber sie verschwand sogleich.

„Schwindsucht? Liebster Graf, welche Thorheit!" rief er. „Sie haben eine zarte Natur, weiter nichts! Und ich sollte sie bei Ihnen vermuthen? Daß ich nicht wüßte. Aber ich will aufhören zu rauchen?"

Und er warf die Cigarre in eine Ecke.

Edgardo stand vor ihm, die Hand auf die Lehne eines Sessels gestützt.

„Fürst," sagte er, „ich weiß nicht, ob Sie dazu aufgelegt sind, über einen sehr ernsten Gegenstand mit mir zu sprechen."

„Immer!" antwortete della Rutta leicht und suchte eine bequeme Lage in seinem Sessel.

„So will ich ohne Umschweife sprechen," sagte Edgardo, wie es schien verstimmt durch das leichte Wesen des Principe. „Ihr Herr Vater und der meinige, verbunden durch treue Freundschaft, hatten den Wunsch, diese Freundschaft noch bis über ihren Tod hinaus in der Verbindung ihrer Kinder fortdauern zu sehen. In dem Glauben, daß ihre Kinder von gleichen Gefühlen der Zuneigung gegen einander beseelt sein würden, wie sie selbst —"

„Verzeihen Sie," unterbrach Alessandro den Grafen, „aber wenn ich nicht irre, sind das ungefähr die Worte der Einleitung zu dem Familien-Kontrakt, der meine Verbindung mit Ottavia festsetzte."

„Das ist wahr," erwiederte Edgardo. „Aber ich glaubte, daß sie Ihnen nicht mehr erinnerlich seien."

„O, ich weiß ganz genau, was in diesem Kontrakt steht," antwortete Alessandro mit einem Lächeln.

„Gut denn!" fuhr Edgardo fort. „Unsere Väter schienen vorauszusetzen, daß niemals Verhältnisse eintreten würden, welche die von ihnen gewünschte Verbindung hindern könnten. Ein Gespräch, das ich soeben mit meiner Schwester gehabt, hat mich zu meinem größten Schmerze darüber aufgeklärt, daß solche Hindernisse sich allerdings darbieten. Ich sage zu meinem größten Schmerze — und ich wiederhole es! Denn der Gedanke, den Wunsch meines Vaters unerfüllt zu sehen, nagt an meinem Herzen mit einer Pein, die ich nicht zu beschreiben vermag. Meine Schwester findet Ihren Charakter nicht passend für den ihrigen."

Der Principe hatte sehr ruhig und aufmerksam zugehört.

„O, das thut mir leid!" sagte er, nachdem er gewartet, ob der Graf nicht fortfahren werde. „Und nun?"

„Nun hat sie mir erklärt, daß sie nicht Ihre Gattin werden könne," sagte Edgardo, sichtlich verwirrt durch das kalte, ruhige Wesen della Rutta's. „Und sie hat ihre Erklärung mit Gründen unterstützt, die ich glaubte billigen zu müssen, so sehr mich auch die Mittheilung meiner Schwester überraschte."

„Meine Ueberraschung ist gewiß nicht weniger groß," sagte der Principe sehr ruhig. „Worauf stützt die Contessina ihre für mich jedenfalls nicht unwichtige Erklärung?"

Es war ein Unterschied, jene Mittheilungen aus dem Munde der Schwester zu vernehmen, und sie hier dem kühlen, genau aufmerkenden Principe zu wiederholen. Edgardo fühlte es diesem Manne gegenüber nur zu sehr. Er sollte sich auf das berufen, was er an der Schwester selbst schon getadelt, auf das, was sie erlauscht. Fast war es ihm, als sei er der Schuldige; er suchte nach Worten.

„Meine Schwester glaubt aus verschiedenen Aeußerungen, die Sie zu Freunden oder zu Ihrer Schwester gemacht und die sie zufällig gehört, entnommen zu haben, daß Ihre Gedanken und Gesinnungen nicht mit den ihrigen übereinstimmen," sagte er endlich. „Es würde mir lieb sein, wenn Sie mir die genaueren Angaben erließen. Ich sollte meinen, es müßte Ihnen genügen, die Ansichten meiner Schwester zu kennen. Ich wiederhole nochmals — ich bedaure, daß es so gekommen —"

„Mein werther Herr Graf," sagte Alessandro mit ruhiger, freundlicher und doch kalter Entschiedenheit, „Sie sprechen für mich in Räthseln. Es handelt sich hier um eine Angelegenheit, die denn doch, meiner Ansicht nach, den Anspruch auf eine sehr reifliche und genaue Erwägung hat. Wenn unsere Eltern den Plan dieser Verbindung gefaßt haben, wenn ich dieselbe für eine sichere hielt und demzufolge

jeden anderen Vorschlag zurückwies, die in jeder Beziehung vortheilhaftesten Anerbietungen, die mir gemacht wurden, ablehnte, wenn wir uns vier Wochen vor der Vermählung befinden, so darf ich denn doch wohl beanspruchen, daß die Signora Contessina mir wenigstens Gründe für Ihre seltsame Erklärung angiebt."

„Sie würden sich also mit einer Dame verbinden, deren Abneigung Sie kennen?" fragte Edgardo.

„Das weiß ich noch nicht. Ich würde vielleicht ihre Abneigung zu überwinden suchen," antwortete Alessandro. „Eine plötzliche und schnell vorübergehende Laune darf doch nicht einen Plan zerstören, der sehr reiflich gefaßt und von ganz Neapel bis jetzt als eine vollendete Thatsache betrachtet worden ist."

„So muß ich leider deutlicher sein," sagte der Graf. „Sie haben, wie meine Schwester gehört, Hoffnungen auf meinen baldigen Tod gesetzt und geäußert, meine Schwester sei Ihnen gleichgültig; Sie würden sich nicht besinnen, eine Reichere zu heirathen."

Alessandro's ruhige Miene veränderte sich nicht; sie nahm nur einen etwas verwunderten Ausdruck an.

„Herr Graf," sagte er, „wenn Sie nicht ein so ganz absonderlicher Mensch wären — es soll durchaus keine Beleidigung in meinen Worten liegen — wenn Sie die Welt und das gewöhnliche Leben, die Manieren von unseres Gleichen mehr kennten, so würden Sie mir nicht im Ernst einen Vorwurf daraus machen, daß ich vielleicht, mit irgend einem Bekannten scherzend, Aeußerungen gethan, die mir eine übermüthige Laune des Augenblicks eingab und die ich niemals ernsthaft gemeint haben kann. Ich glaubte bisher, daß Männer sich nur an Thatsachen halten müßten. Eine Aeußerung, die ich, sowie man mich darüber zur Rede stellt, jeden Augenblick bedaure und gern zurücknehme, kann doch nicht zum Vorwande eines solchen Bruches gemacht werden!"

„Sie bewerben sich außerdem um die Gunst einer Tänzerin — ich glaube der Zingarella — vier Wochen vor der Verbindung mit meiner Schwester!" sagte Edgardo, und ein leichtes Roth färbte sein Gesicht, denn er begann allmählich denselben Unwillen in sich emporsteigen zu fühlen, den er bei den Mittheilungen der Schwester empfunden. „Ich will nicht, daß meine Schwester die Gattin eines Mannes werde, der sie so wenig achtet, daß er zu gleicher Zeit einer Tänzerin den Hof macht. Der Vertrag hat leider den Fall nicht vorgesehen, daß einer von beiden Theilen sich derartige Vergehen zu Schulden kommen ließe."

„Und darin hat der Vertrag nicht so Unrecht gehabt," antwortete Alessandro. „Denn es wäre eine Lächerlichkeit, einem Manne meiner Stellung verbieten zu wollen, jung zu sein. Im Uebrigen lehne ich den Vorwurf ab. Es ist möglich, daß ganz andere Absichten, als die man vermuthet, mich veranlassen, der Zingarella den Hof zu machen. Auch ist es sehr gleichgültig, was ich jetzt thue. Noch bin ich nicht verheirathet; man muß abwarten, was ich später thun werde."

„Aber diese Beziehungen zu einer Tänzerin sind eine Schmach für meine Schwester!" rief Edgardo.

„Diese Beziehungen existiren nicht," antwortete Alessandro. „Und wenn sie existirten — nun, darüber ist mit Ihnen nicht zu sprechen. Die Contessina scheint weniger nachsichtig, als ich. Noch habe ich ihr keinen Vorwurf aus ihrer Vorliebe für Don Geronimo gemacht."

„Wer ist das?" fragte Edgardo hastig.

„Das wissen Sie nicht?" rief Alessandro lächelnd. „Doch ich vergesse, Sie leben einsam. Don Geronimo ist ein junger, höchst liebenswürdiger Benediktiner von San Martino, der freilich nicht im Geruch der Heiligkeit steht, wohl aber den Ruf der Unwiderstehlichkeit genießt, und der, wie man behauptet, niemals unglücklich geliebt haben soll.

Er kommt in unser Haus — kam während der Anwesenheit der Contessina sehr häufig — machte ihr etwas auffällig den Hof. Jeder Andere wäre bedenklich geworden. Aber ich vertraute der Contessina mehr, als sie mir. Ich sagte ihr kein Wort."

Edgardo's Gesicht flammte, von Unwillen und Schaam.

„Meine Schwester ist unfähig, etwas Ehrloses zu thun!" rief er.

„Gewiß, das setzte ich voraus!" antwortete Alessandro ruhig. „Aber dann muß ich bitten, nicht schlechter beurtheilt zu werden. Ich denke, dieser Gegenstand ist abgethan."

Edgardo ging aufgeregt einige Schritte durch das Zimmer und kehrte dann zu dem Sessel zurück, auf den er sich stützte. Alessandro hatte angegriffen, anstatt sich nur zu vertheidigen. Und der Angriff — ob gerechtfertigt oder nicht — hatte Edgardo's Festigkeit noch mehr erschüttert. Seine Schwester im Verdacht eines vertraulichen Verhältnisses zu einem Don Geronimo! Entweder der Principe sagte die Wahrheit, und dann war sie, die ihm bis dahin nicht nur die Schwester, sondern auch ein Musterbild der Reinheit gewesen, ein verächtliches Geschöpf. Oder der Principe log — und dann sollte er ihm Rechenschaft geben, ernste, selbst blutige Rechenschaft.

„Ja, abgethan, bis auf Weiteres — was meine Schwester anbetrifft!" sagte er, schwer athmend. „Nun, ich habe Ihnen gesagt, was ich zu sagen hatte, bis auf Eines, das ich nicht sagen mag, da es mir schwer wird, es zu glauben, obgleich meine Schwester die Unterredung selbst gehört hat."

„Welche Unterredung?" fragte der Principe, und ein Blitz des Mißtrauens fuhr über sein Gesicht.

„Lassen wir das!" sagte Edgardo ablehnend. „Ich muß annehmen, daß meine Schwester Sie mißverstanden, sonst —"

„Nun, was sonst? Und welche Unterredung?" rief Alessandro scharf.

„Eine Unterredung mit Ihrer Schwester wegen des Erbes der Malonis!" antwortete Edgardo. „Sie begreifen, Fürst, daß, wenn hier kein Mißverständniß obwaltet, von irgend einem Verhältniß zwischen unseren Familien nie mehr die Rede sein könnte. Also lassen wir dies! Ich glaube, was ich bisher gesagt, wird Ihnen genügen, um einzusehen, daß Ihre Verbindung mit meiner Schwester unmöglich ihren Zweck, den eines wechselseitigen Glückes, erfüllen könnte, und daß es gut sein wird, dieses Verhältniß jetzt schon zu lösen."

„Ich bitte um Verzeihung," sagte Alessandro, der etwas bleicher geworden war, sehr kalt. „Ich bin nicht Ihrer Ansicht. Ich halte fest an dem Kontrakt und kann nicht finden, daß von meiner Seite etwas geschehen wäre, um die Aufhebung desselben zu rechtfertigen. Eine scherzhafte und wie ich gern gestehe unbesonnene Aeußerung, ein noch nicht bestehendes und wahrscheinlich niemals bestehendes Verhältniß zu jener Tänzerin sind doch wahrlich keine Gründe, um mich auf die Hand einer Dame verzichten zu lassen, die ich liebe und die mir später, wenn ein innigeres Zusammenleben manche kleine Verschiedenheit der Neigungen abgeschliffen hat, aufrichtig, wie ich hoffe, zugethan sein wird. Ich kann natürlich die Contessina nicht zwingen. Beharrt sie bei ihrer Weigerung, so muß ich verzichten. Aber bedenken Sie, welches Licht dies auf Ihre Schwester werfen würde! Niemand würde daran zweifeln, daß sie, um irgend einer anderen Neigung willen, ein so lange bestehendes Verhältniß gelöst! Bedenken Sie, wie sehr es in Ihrem eigenen Interesse liegt, die Contessina von jeder Unbesonnenheit zurückzuhalten, und eine augenblickliche Laune nicht zur Ursache einer sehr ernsten Differenz zwischen unseren beiden Familien werden zu lassen. Ich meinerseits behalte mir alle Rechte vor, welche der Kon-

trakt mir giebt. Sie kennen die Bestimmungen desselben? Dann wissen Sie, daß dieser Kontrakt mich auch schon als Verlobten, in Bezug auf die Vermögensverhältnisse, in die Rechte des Gatten einsetzt. Das Vermögen der Contessina ist in diesem Augenblick bereits zu zwei Dritteln, wie der Kontrakt es bestimmt, das meine, ja sogar alles Vermögen, das der Contessina einst durch Erbschaft zufallen könnte, gehört gleichfalls zu zwei Dritteln mir. Die Bedingungen sind einmal so festgestellt; ich kann und werde sie nicht ändern, wenn die Contessina ein so enges Band leichtsinniger Weise löst."

„Die Bedingungen des Kontraktes werden auf jeden Fall erfüllt werden!" sagte Edgardo.

„Ich erkläre jedoch, daß ich bis jetzt noch nicht daran zweifle, Ottavia als Gattin in mein Haus einzuführen," fuhr Alessandro fort. „Ich halte es für unmöglich, daß die Antipathie Ihrer Schwester gegen mich so groß sein könnte, daß sie ihr zwei Dritttheile ihres gegenwärtigen und zukünftigen Vermögens opfern wollte. Vielleicht geht die Signora noch einmal ernst mit sich zu Rathe, wenn sie diesen Punkt überlegt. Und auch Sie, Graf Langari, werden, sobald Sie nicht mehr unter dem augenblicklichen Einfluß einer vielleicht absichtlich hervorgerufenen Erregung stehen, begreifen, wie sehr es Ihrem sonstigen Charakter widerspräche, einen Vertrag, den Sie als das Vermächtniß Ihres Vaters ehren sollten, einseitig und willkürlich zu brechen. Ich bedaure ungemein, daß es zu diesen Erklärungen zwischen uns gekommen ist. Ich konnte nicht ahnen, daß der Entfernung der Contessina aus unserer Villa derartige Ursachen zu Grunde lagen. Aber ich hoffe, daß morgen, übermorgen Alles geebnet sein wird. Frauen sind reizbar, schnell zum Zürnen, aber, wie ich hoffe, auch schnell zur Versöhnung geneigt. Empfehlen Sie mich der Contessina. In vier Wochen wird sie, ich zweifle nicht daran, Principessa della Rutta sein."

Er machte lächelnd eine leichte Verbeugung, nahm seinen Hut und ging.

Edgardo stand wie im Traum, starr vor sich hinblickend. Sein Gesicht war bleich, seine Stirn gefaltet. Er kämpfte einen schweren Kampf mit sich selbst.

Hätte er auch den Worten seiner Schwester nicht glauben wollen — diese Unterredung hatte es ihm gezeigt, daß der Principe schlechter sei, als er jemals gewähnt. Und diesem Manne sollte Ottavia ewig verbunden werden, oder wenn sie zurücktrat, den größeren Theil ihres Vermögens opfern!

Durfte sie aber zurücktreten? Lag nicht eine erbarmungslose, erdrückende Wahrheit in den Worten des Principe, daß ein Vertrag, den die Eltern geschlossen, um bloßer Vermuthungen willen nicht gebrochen werden dürfe, ohne daß die Welt Ottavia und ihren Bruder für die Schuldigen erklärte? Alessandro della Rutta war ein schlechter Mensch, daran zweifelte Edgardo nicht mehr. Aber änderte dies den Buchstaben des Kontraktes, der einen solchen Fall nicht vorgesehen? Und was ließ sich denen erwiedern, die dem Grafen und seiner Schwester Leichtsinn vorwarfen? War Alessandro so schlecht, daß eine treue, kluge Gattin ihn nicht hätte bessern können? War der Kontrakt nicht eine Pflicht? War das Bündniß nicht schon geschlossen, wenn auch der Priester seinen Segen noch nicht gesprochen?

Und Don Geronimo? Das Blut schoß ihm wieder in's Gesicht — mit großen Schritten ging er durch das Zimmer. Vielleicht war seine Schwester nicht schuldig, und doch schuldig. Vielleicht war die Leidenschaft, die einst zur verbrecherischen werden konnte, erst im Entstehen. Mußte nicht gerade die Ehe Ottavia vor jedem ferneren Irrthum schützen? schob sie nicht den Riegel vor jedes irrende Verlangen des Herzens?

Er schien einen schnellen Entschluß gefaßt zu haben, denn er verließ hastig das Zimmer.

In einem der Vorgemächer saß Battista.

„Weißt Du vielleicht, wo meine Schwester ist?" fragte der Graf.

„In ihrem Zimmer, Excellenza. Sie sagte mir, daß sie dort Ihre Rückkehr erwarten werde."

Der Graf ging hinauf zu seiner Schwester. Sie kam ihm erwartungsvoll entgegen; ihr Blick suchte in seinen Mienen zu lesen. Sie waren streng, fast düster.

„Ottavia," sagte er, in kurzen, hastigen Sätzen, „ich habe mit Alessandro gesprochen. Er ist schlecht, kalt — ich bedaure Dich, wenn es Dir nicht gelingt, ihn zu bessern. Aber Du kannst nicht zurücktreten. Er hat Recht. Wo sind die Beweise? Wo ist die klar erwiesene Schuld? Du hast nur Vermuthungen — er lehnt die Folgerungen, die wir daraus ziehen, ab. Wir sollen warten, bis er Dein Gatte ist, um ihn beurtheilen zu können. Der Vertrag ist einmal da. Der Vater wollte es. Was soll ich seinem Schatten antworten, wenn er mich mahnt? Wir hätten früher abbrechen sollen — jetzt ist es zu spät. Unsere Ehre — Deine Ehre würde leiden. Er besteht auf dem Recht, das der Vertrag ihm giebt, für alle Fälle. Er überläßt uns die Verantwortung. Werde seine Gattin, Ottavia! Kein Mensch ist so schlecht, daß Liebe und unablässige Sorgfalt ihn nicht bessern könnten. Bringe nicht die Schmach über uns, daß wir willkürlich von einem Vertrage zurückgetreten seien, den der Vater in reiflichster Erwägung geschlossen. Bringe ein Opfer! Gott wird es Dir lohnen!"

Ottavia hatte stumm und bleich gelauscht. Sie starrte ihrem Bruder in's Antlitz. Als er, bei seinen letzten Worten, ihre Hand ergreifen wollte, zog sie dieselbe zurück.

„So vertheidigst Du ihn?" rief sie, fast mit einem Schrei. „Ihn sollte ich bessern, ihm soll ich mich opfern?

Das ist der Muth, mit dem Du für mich auftreten wolltest? Ich zitterte für Dich, während Du Dich unter die Schlangenlist dieses Menschen beugtest, anstatt ihn zu bekämpfen! Ich habe Dir bewiesen, wie er in seinem Innersten denkt. Sollen wir es vor aller Welt beweisen? Immerhin! Ich bin bereit dazu. Alles eher, als ihn heirathen. Denkst Du, ich sei ein Kind, das in thörichter Laune von ihm fortgerannt, und in der nächsten Stunde nichts sehnlicher wünscht, als wieder versöhnt zu werden? Edgardo, Du bist mein Bruder, mein Beschützer! Du hast Dich meiner und nicht jenes Mannes anzunehmen. Soll ich um todter, geschriebener Worte willen das Glück meines Lebens opfern? Er mag mein Vermögen nehmen — gut! Aber ich will nicht elend werden, um eines Planes willen, der eine Ungerechtigkeit in sich schloß. Denn der Vater konnte nicht wissen, wem er meine Hand und mein Glück zusicherte."

„Ottavia — ich bin so unglücklich, wie Du!" rief Edgardo. „Aber das Wort des Vaters muß uns heilig sein — um wie viel mehr ein Vertrag! Alessandro ist vielleicht nur leichtsinnig —"

„Genug!" rief Ottavia stolz und mit düster leuchtenden Augen. „Ich will nicht. Niemand hat ein Recht, mich zu zwingen. Ich nehme alle Verantwortung auf mich allein. Dein Ehrgefühl, Dein Gerechtigkeitssinn ist eine Schwäche. Anstatt das Rechte zu wollen, verlangst Du das Unnatürliche. Es ist Dir gleichgültig, die Schwester zu opfern, wenn nur der Buchstabe eines Vertrages erfüllt wird. Ein Makel sollte auf uns haften? Nein, auf dem Principe wird er ruhen, der Geld nimmt, wo ich ihm meine Hand verweigere. Genug, Edgardo! Ich weiß, was ich thue. Ich hoffte auf Deine Hülfe — ich werde mir allein helfen."

„Ottavia, Du mußt seine Gattin werden, um Dich vor Dir selbst zu retten!" rief der Graf. „Alessandro sprach von

einer Neigung, von einem Verhältniß — mit einem Don Geronimo —"

Ottavia, die sich von ihm abgewandt hatte und nach dem Fenster gegangen war, stand still.

„Ah" — sagte sie bitter, „also er sprach davon! Er wollte mich verdächtigen?"

„Ja, und ich tödte ihn, wenn seine Behauptungen, die mich das Schlimmste glauben ließen, erlogen sind!" rief Edgardo. „Aber Dich, wenn er die Wahrheit sprach, verstoße ich, oder zwinge Dich zur Heirath mit dem Principe, wenn Du Dich selbst vergessen hast, während Du einen Andern beschuldigtest!"

„Beruhige Dich!" sagte Ottavia. „Ich kenne mich. Don Geronimo ist ein junger Abbate, der in das Haus der Rutta's kommt. Ich habe zuweilen mit ihm geplaudert — er gefällt mir — weiter nichts. Es sieht dem Principe ähnlich, daraus eine Verleumdung zu schmieden, und dieses Vergehen ist so gering im Vergleich zu seinen anderen, daß ich es ihm von Herzen gern verzeihe. Ueberlege Dir noch einmal, was Du zu thun hast — ob Du mich allein handeln lassen, oder mich unterstützen willst — mein Entschluß steht fest. Ich beuge mich Deiner Willkür nicht; denn Willkür ist, Alles in das selbstgeschaffene Gesetz eines phantastischen Systems zwingen zu wollen. Du würdest dem Retter Deines Lebens nicht die Hand reichen, wenn Du hörtest, er denke anders, als Du! Das ist Dünkel, ist Tyrannei. Ich weiß jetzt, daß es einen Hochmuth des Geistes giebt, der auch den besten Herzen verderblich werden und die edelsten Gesinnungen in Grausamkeit verwandeln kann!"

„Ottavia — Deine Anklagen zerreißen mir das Herz! Ich will Dein Glück. Aber die Ehre —"

„Unsere Ehre leidet nicht, wenn wir einen Vertrag aufheben, der niemals hätte geschlossen werden dürfen!" unterbrach ihn die Schwester. „Im Uebrigen erfüllen wir ihn

ja, wenn ich mein Vermögen abtrete. Ich opfere viel für — den Gedanken eines Vaters, der es gut mit mir meinte. Vielleicht war der alte Rutta ebenso klug, wie sein Sohn! Nun, ich will Geld opfern, aber nicht Glück. Gute Nacht, Edgardo. Wir sprechen mehr darüber. Das Herz läßt sich nicht unter Systeme beugen!"

„Schwester — ich könnte Dir mein Leben opfern!" rief Edgardo.

„Ja, ich weiß es!" antwortete sie. „Aber Deine Ideen opferst Du nicht!"

„Ich will mit mir selbst und mit meinem Gewissen noch einmal zu Rathe gehen," sagte Edgardo leise. „Ich will Dich schützen — aber ich muß wissen, daß Du rein bist in Bezug auf jenen Geronimo."

„Darüber sei ruhig, Edgardo!" antwortete sie. „Laß das meine Sache sein!"

„Nein, Ottavia! Bei Gott — Deine Ehre ist die meine!"

„Ja, und weil sie das ist, sei ruhig!" antwortete die Schwester. „Genug für heut, Edgardo! Ich bin sehr müde!"

Er reichte ihr die Hand und wollte noch sprechen. Aber Ottavia klingelte ihrem Mädchen. Er ging, mit gesenkten Blicken, das blasse Antlitz beschwert vom Ausdruck des tiefsten Schmerzes.

Ottavia sandte ihr Mädchen bald von sich. Das Haar gelöst, die schwer athmende Brust befreit von dem Zwange des Kleides, saß sie noch lange an dem geöffneten Fenster. Bald war ihr Gesicht ruhig, fest, entschlossen, fast hart — es galt Alessandro! Bald wurde es weich, traurig, zürnend und doch zärtlich — es galt Edgardo!

„O, er ist gut — könnte ich so gut sein!" sagte sie leise vor sich hin. „Er ist nur thöricht, weil er gut ist! Ich weiß, was er leidet!"

Und dann dieser eigenthümliche, bange, scheue Ausdruck

der Züge, das leise Beben der Lippen, das schnelle Niederschlagen und dann wieder so sehnsüchtige Aufleuchten der Augen — wem galt das? Wem galten diese halb unterdrückten Seufzer, dieses Pressen der Stirn mit leicht bebender Hand, dieses ängstliche Schließen des weißen Nachtgewandes über der glänzenden Brust — fast, als fürchte sie, ein Blick, den sie zu sehen meinte, habe sie aus weiter Ferne erreicht?

Dem vielleicht, dessen Namen sie auf die Außenseite des Briefes schrieb, der nur die Worte enthielt: „Ich muß Sie sprechen, in aller Frühe, und ganz nothwendig!" — dem Don Geronimo?

V.

Vor Neapel.

Ein sauberer Reisewagen, dessen Bauart leicht verrieth, daß Italien nicht sein Vaterland sei, rollte am Morgen des folgenden Tages die große Straße von Caserta nach Neapel entlang, eine der wenigen schönen Straßen im Reiche beider Sicilien, die König Ferdinand angelegt, um leichter nach seinem begünstigten Palast von Caserta gelangen zu können.

Der Wagen war nur noch zwei Meilen von Neapel entfernt. Auf dem Kutschersitz befand sich ein Kutscher in einer Art Livrée, an seiner Gesichtsfarbe und dem scharfen, dunklen Blick leicht als ein Italiener zu erkennen. Er fuhr lustig und trällerte zuweilen ein Volkslied. Im Wagen selbst saßen ein alter Herr und eine junge Dame, deren Anzug und Wesen Reichthum und hohe gesellschaftliche Stellung verrieth.

Das Gesicht des alten Herrn — wenn man einen Mann von zwischen fünfzig und sechszig Jahren mit einem ergrauenden Bart so nennen darf — zeigte eine tiefe, ernste Ruhe. Die Arbeiten und Sorgen vergangener Jahre waren auf diesem edel geformten Gesicht zu lesen, aus dessen hellen und klaren Augen und sanften, regelmäßigen Zügen Verstand gepaart mit Milde und Herzensgüte sprach. Die junge

Dame, aus der Aehnlichkeit leicht als seine Tochter zu erkennen, wohl nicht über zwanzig Jahre alt und in einfache Reisetracht gekleidet, zeigte einen ähnlichen sinnenden und ernsten Ausdruck der Miene. Sie war etwas bleich, ohne jedoch krankhaft zu erscheinen. Ueberließen sich Beide, da die felsige Gegend keine Naturschönheiten bot, nur einem allgemeinen Nachdenken, oder stimmte ein besonderer Grund sie so ernst?

„In der That sehr unangenehm, daß wir unseren armen Heinrich in Capua haben zurücklassen müssen!" sagte der Herr in deutscher Sprache zu der Dame. „Nicht um meinetwillen!" fügte er hinzu. „Obwohl wir seinen Eifer, seine Treue und seine Gewandtheit gerade in Neapel schmerzlich vermissen werden. Sondern um des armen Burschen willen, der in der fremden Stadt und unter den fremden Leuten sein Fieber stärker und schmerzlicher empfinden wird, als in der Heimath oder in unserer Nähe. Hätte der Arzt nicht durchaus verlangt, daß er zurückbleiben solle und hätte Heinrich nicht selbst darauf bestanden, daß wir weiterreisen sollten, ich wäre sicher in Capua geblieben. Ein guter Diener gilt mir statt eines Freundes."

„Auch mir that es wehe, als ich ihm die Hand zum Abschied reichen mußte," sagte die junge Dame. „Ich habe nie einen Diener gekannt, dem ich mich mit so vollkommener Sicherheit anvertraut hätte, wie Heinrich. Und von welchem Werth war er uns gerade in Italien, das er so genau kannte! Der Arzt gab mir, als ich ihn im Vertrauen fragte, die Versicherung, daß Heinrich in zehn bis zwölf Tagen vollkommen hergestellt sein werde und uns nach Neapel folgen könne — und da er mir ein erfahrener und verständiger Mann zu sein schien, so vertraue ich ihm. Ueberdies wird der Arzt uns schreiben."

„Es ist mir lieb, daß Du mit dem Arzt darüber gesprochen; ich fand keine Gelegenheit, mit ihm allein zu sein!"

sagte der Vater sichtlich befriedigt. „So wollen wir den braven Burschen seinem guten Stern und seiner guten Natur überlassen! Vielleicht fahre ich selbst einmal hinüber nach Capua und sehe nach."

Beide versanken wieder in Schweigen. Der Wagen fuhr durch einen dichten Wald von Orangen und Myrthen, deren Zweige bis über den Weg hingen. Derselbe ernste, fast sorgenvolle Ausdruck zeigte sich abermals auf den Gesichtern des Vaters und der Tochter. Es mußte noch etwas Anderes die Beiden bedrücken, als die Sorge um das Schicksal des zurückgelassenen kranken Dieners.

„Höre, Anna," unterbrach der alte Herr plötzlich das Schweigen, „ich muß Dir etwas sagen. Es wird Dir nicht angenehm sein — aber ich muß es thun. Was hilft es, wenn wir uns auch gelobt, nicht darüber zu sprechen? Wir müssen darauf zurückkommen, wenn das alte Uebel wieder da ist. Heinrich behauptete, als ich einen Augenblick mit ihm allein war, daß er von seinem Fenster, in Capua, den Prinzen gesehen."

„Er hat recht gesehen, Vater. Auch ich habe vom Fenster des Nebenzimmers aus den Prinzen erkannt."

„Also wirklich! Noch glaubte ich, Heinrich hätte sich geirrt!" sagte der Vater mit einem schweren Athemzuge. „So folgt er uns bis hierher! Und hat er Dich erkannt?"

„Nein. Er blickte nicht auf. Er fuhr in Begleitung des Majors Lorenzen."

„Lorenzen — dieses Schurken!" rief der Vater. „Wo dieser Mensch dabei ist, muß man sich auf eine Nichtswürdigkeit gefaßt machen! Anna — die geringe Freude, die ich von dieser nothgedrungenen Reise habe, ist mir nun ganz verdorben. Er wagt es, uns bis hierher zu folgen — denn ich zweifle nicht daran, daß er uns folgt! Was will er? Hofft dieser verblendete, von seinen Leidenschaften beherrschte Mann noch immer, daß wir schwach genug sein würden,

seinen beleidigenden Wünschen nachzugeben? O, könnte ich nicht mehr daran denken! Ich bin ein alter, ruhiger, nüchterner Mann — aber die wahnsinnige Unverschämtheit dieses Menschen, der sich so hoch über uns erhaben dünkt, daß er glaubt, wir müßten ihm für seine Frechheit noch danken, könnte mir das Pistol in die Hand drücken! Ich könnte ihn fordern, wenn ich nicht voraussähe, daß er mich zurückweisen, verspotten würde!"

„Vater, ich bitte Dich, sei ruhiger!" rief die Tochter. „Können wir es hindern? Dürfen wir ihm anders begegnen, als mit verächtlicher Ruhe? Vielleicht ist es gut, daß er hierher kommt. Wenn er mich ebenso fest findet, wie früher, so haben wir in der Heimath nichts mehr von ihm zu besorgen. Er muß doch endlich Vernunft annehmen! Mich, wenn er mir abermals zu nahen wagt, wird er trotziger, verächtlicher finden, als je!"

„Und mich zorniger!" rief der Vater. „Hier ist ein anderer, fremder Boden! Hier will ich ihm zeigen, daß ich auch einem Prinzen nicht erlaube, anders als rein von meiner Tochter zu denken. In der Heimath habe ich mich, schmachvoll genug! noch von elenden Rücksichten bestimmen lassen und bin nicht mit ganzer Entschiedenheit gegen ihn aufgetreten. Ich möchte mich selbst züchtigen, wenn ich bedenke, daß ich ihm dadurch vielleicht Grund gegeben, noch jetzt auf die Erfüllung seiner schmachvollen Pläne zu hoffen! Aber meine Rücksichten haben ein Ende. Und sollte ich nie nach Waldenburg zurückkehren — es wird mir nicht leicht werden, die Heimath zu verlassen — aber wir können überall wohnen — und wo Du vor seinen Blicken sicher bist, soll mein Glück sein! — ich zeige ihm, daß die Zeit vorüber ist, in welcher Sklaven sich aus der Schande ihrer Töchter eine Ehre machten! Ich sage ihm die volle Wahrheit — ich fordere seinen Zorn heraus — ich weiche nicht von Deiner Seite — wehe ihm, wenn er Dir zu nahen

wagt! Diese Hand ist noch stark genug, die Ehre einer Tochter zu schützen!"

Und er streckte zornig die geballte Hand vor sich hin. Sein Auge war geröthet, der Mund fest geschlossen. Löwenmuth sprühte aus diesem sonst so ruhigen und sanften Antlitz.

„Um Gotteswillen — Vater, ich bitte Dich — ich habe Dich nie so gesehen!" rief die Tochter, die ausgestreckte Hand ergreifend und ihm erschreckt in's Antlitz schauend. „Ueberlaß mir Alles! Aus meiner Miene, aus jeder meiner Bewegungen soll er sehen, daß ihm keine Hoffnung bleibt. Er müßte vollkommen ehrlos sein, wenn er dann noch seine Bewerbung fortsetzte. Ihr seid zu heftig, Ihr Männer, Ihr könnt leicht ein Unglück herbeiführen, wo ein Blick von uns genügt, Frieden zu gebieten. Beachte ihn nicht, so wenig ich ihn beachten werde. Und wenn ihm dann auch Lorenzen zur Seite steht, so wird er sich dennoch zurückziehen müssen!"

Selbst der Kutscher war bei dem lauten in fremden Tönen geführten Gespräch aufmerksam geworden und hatte einen neugierigen Blick auf die Beiden geworfen. Der Vater lehnte sich wie erschöpft in den Wagen zurück.

„Gut, gut!" sagte er leise. „Wir werden sehen. Ich will mich zu beherrschen suchen."

Der Wagen fuhr etwas langsamer, da die Straße ein wenig bergan führte. Der Vater hatte die Hand vor die Augen gelegt; die Tochter beobachtete ihn mit besorgtem Blick von der Seite.

Ein plötzliches: „Halt!" ließ Beide zusammenschrecken.

„Mamma mia!" schrie der Kutscher auf und war mit einem einzigen Sprunge von seinem Sitz verschwunden.

Die Pferde standen still. Der alte Herr, noch gar nicht wissend, was geschehen und was ihn bedrohe, hatte sich schnell aufgerichtet, nach beiden Seiten blickend.

„Machen Sie keine Umstände, Excellenza!" rief eine kräftige Stimme aus dem Gebüsch am Wege. „Sie haben gute Koffer, aber uns genügt das leichtere Gepäck in Ihrem Portefeuille und Ihrer Börse! Schauen Sie her, zwei gut geladene Flinten — überlegen Sie nicht lange. Legen Sie ab, Signore, und Sie, Signorina, was Sie an Geld, Uhren und Ringen besitzen, Ihr Banquier in Neapel wird Ihnen leicht aus der Verlegenheit helfen — wir arme Teufel müssen unsere eigenen Banquiers sein. Halten Sie sich nicht allzu lange auf, denn wir haben Eile."

Die Beiden im Wagen waren im ersten Augenblick wie versteinert. Ein einziger Blick nach der Richtung, aus welcher die Worte ertönten, hatte genügt, ihnen zwei Männer, hohe, kräftige Gestalten zu zeigen, die ihre Flinten im Anschlag auf sie gerichtet hielten, nicht zehn Schritte von ihnen entfernt.

Dann griff der alte Herr unwillkürlich nach der Brusttasche seines Reisemantels.

„Vater — um Himmelswillen — keinen Widerstand!" rief die Tochter, ihm in den Arm fallend. „Du weißt, was man uns erzählt. Es sind Mörder! Laß uns geben, was wir haben!"

„O, Schmach und Schande — zwei Menschen — und ohne Widerstand!" rief der Vater.

„Die Signorina hat ganz Recht!" rief der eine von den Banditen, der die Bewegung, wenn auch nicht die Worte verstanden hatte. „Widerstand wäre eine Thorheit. Mein Freund wird seine Flinte auf Ihren Kopf gerichtet halten, schöne Dame — nur der Form wegen — es geschieht kein Unglück, er weiß mit Waffen umzugehen. Inzwischen werde ich in Empfang nehmen, was der edle Herr mir zu überliefern geruhen wird."

Er trat mit großer Nachlässigkeit, aber nicht ohne einen gewissen Anstand, vor — eine breitschulterige Gestalt, mit

sonnengebräuntem Antlitz und Kohlen-Augen. Der andere Bandit hielt die Flinte im Anschlag auf das junge Mädchen gerichtet.

„Was soll man thun? Soll man sich wehrlos plündern lassen?" murmelte der Vater, bleich vor Zorn.

„Nur schnell, schnell, Signore!" mahnte der erste Bandit lächelnd. „Ihr Leben oder das Leben der schönen Dame wird Ihnen doch lieber sein, als einige Dutzend Piaster. Geben Sie her! Meine Hände sind offen, wie die eines Dominikaners."

In diesem Augenblick hörte man vom Gebüsch her einen Schrei. An der Stelle des niedertaumelnden Banditen stand dort ein anderer Mann, mit der Flinte des Banditen in der Hand.

„Fort, Schurke!" rief er dem Ersten zu, das Gewehr zur Wange erhebend und einige Schritte bis auf den Weg vortretend. „Fort, oder bei der Madonna, ich schieße Dich nieder, Du verdammter Räuber!"

Eine Sekunde lang rollten die Augen des Banditen wild vom Wagen auf den Fremden und zurück. Dann, als er sah, daß auch der deutsche Herr sein Pistol ergriffen, sprang er mit einem wilden „Maledetto!" bei Seite, noch im Sprunge die Flinte wie ein Pistol zum Schuß erhebend. Der Fremde kam ihm zuvor. Ein Schuß zerschmetterte den rechten Arm des Banditen, der die Flinte fallen ließ. Schwankend und schreiend schleppte er sich bis zum Gebüsch.

Der Fremde erhob die Flinte, die Jenem entfallen, schoß sie in die Luft und warf dann die eigene Flinte fort.

„Vorwärts! Vorwärts!" rief er. „Ah, der Kutscher ist entflohen!"

Mit einem einzigen Sprunge war er auf dem Kutschersitz, hatte die Zügel und die Peitsche ergriffen und hieb auf die Pferde, die von den Schüssen unruhig geworden waren,

los, daß sie sich bäumten und dann vorwärts schossen. Der Deutsche und seine Tochter mußten sich an die Lehnen des Wagens halten, um nicht aus dem Wagen geschleudert zu werden.

Länger als zehn Minuten flogen sie so vorwärts auf der Chaussée. Dann gelang es dem Fremden, die schaumbedeckten Pferde zum Stehen zu bringen. Sie mochten fast eine Meile von dem Orte des Angriffs entfernt sein. In weiter Ferne erblickten sie bereits einzelne von den weißen Landhäusern Neapels.

Wer war das? Wer hatte ihnen diese unerwartete Hülfe gebracht? In stummer Betäubung hatten die Beiden auf den Mann geblickt, der vor ihnen saß, und auf dessen Antlitz sie im Schrecken jenes Ueberfalls nicht geachtet. Es war ein Mann in der einfachsten neapolitanischen Tracht, schwarzer Sammetjacke, die volksthümliche Mütze auf dem Kopf, nach Allem, was sie bis jetzt bemerken konnten, ein Mensch von fast wilderem Aussehen, als jene Banditen. Jetzt wandte er sich zu ihnen zurück.

Es war ein bleicher, noch junger Mann. Die Aufregung und die Anstrengung des Zügelns der Pferde hatten seine eingefallenen Wangen ein wenig geröthet, hatten ihnen aber nicht den eigenthümlichen fahlen und kranken Anhauch zu nehmen vermocht. Die Augen lagen ihm tief, und über die Stirn und um den Mund zogen sich Furchen. Nur lange Krankheit oder lange Leiden der Seele konnten so tiefe Spuren auf einem anscheinend noch jugendlichen Antlitz hinterlassen. Haar und Bart waren ihm schlecht verschnitten. Er würde einen abstoßenden, widerwärtigen Eindruck gemacht haben, hätte nicht in seinem Blick, in seiner Miene etwas gelegen, das zugleich hohe Theilnahme und Vertrauen einflößte. Ein reiches geistiges Leben, wie es nur mit einer bedeutenden inneren Durchbildung verbunden sein kann, läßt sich leicht auf jedem Gesicht erkennen. Dieser Mann trug

eine Tracht, die derjenigen der Banditen nicht unähnlich war — sein Aussehen hätte Bedenken erregen können — und doch verschwanden diese Bedenken sogleich bei einem Blick in sein Auge, auf den Ausdruck seiner Züge.

„Nun, Signore, ich denke, Sie sind in Sicherheit!" sagte er mit einem Lächeln. „Verstehen Sie Italienisch? Ihr Kutscher hat sich wahrscheinlich aus Angst geflüchtet. Es sind Feiglinge — wenn sie nicht sogar mit den Banditen unter einer Decke stecken. Ich kann Sie nicht nach Neapel führen — das ist unmöglich. Aber die Straße ist gut, und wenn Sie nicht selbst die Zügel nehmen wollen, so finden Sie im Nothfall in dem nächsten Hause einen Kutscher!"

„Sie können uns also nicht nach Neapel begleiten, um dort meinen Dank zu empfangen?" fragte der deutsche Herr in gutem Italienisch.

„Leider nicht, Signore! Und weshalb Dank, da es mir so leicht geworden, diese Schurken zu vertreiben!"

„Leicht! Sie wagten Ihr Leben!" rief der alte Herr. „Kommen Sie mit uns nach Neapel!"

„Unmöglich, Signore!" antwortete der Mann und sprang nieder von dem Kutschersitz.

„Ich bitte Dich, Anna," wandte sich der alte Herr in deutscher Sprache an seine Tochter, „was ist hier zu thun? Wir sind diesem Manne zum höchsten Dank verpflichtet, wir dürfen ihn nicht gehen lassen. Findest Du nicht, daß der Anzug und das Aussehen dieses Mannes im auffäligen Widerspruche stehen mit seinen Worten und seiner Miene?"

Das Gesicht des Italieners war bei diesen Worten aufmerksam geworden.

„Die Herrschaften sind Deutsche!" sagte er, noch ehe das junge Mädchen antworten konnte, langsam in deutscher Sprache. „Auch ich war einst in Deutschland — ein

halbes Jahr. Zu welcher Partei gehören Sie — in der Politik?"

Die Frage war auf den Lippen dieses Mannes so sonderbar, daß der Deutsche ihn verwundert anblickte.

„Verzeihen Sie!" sagte der Italiener. „Sie können nicht wissen, weshalb ich frage. Ich nehme meine Frage zurück. Ich hätte nur gern erfahren, in welchen Zuständen sich Deutschland jetzt befindet. Denn — ich weiß nichts davon!"

„In den alten, traurigen Zuständen," antwortete der Deutsche. „Ich gehöre zu der Partei, welche die Einheit und die Freiheit Deutschlands herbeiführen will. Sie hat noch nicht gesiegt."

„Noch nicht gesiegt!" wiederholte der Italiener langsam. „Kennen Sie die Stadt Waldenburg?"

„Es ist meine Heimath," erwiederte der deutsche Herr überrascht, und er warf einen Blick auf seine Tochter, die mit gespannter Aufmerksamkeit in das Gesicht dieses seltsamen Mannes blickte, als wolle er fragen: Was bedeutet das? Mit wem haben wir hier zu thun?

„Ah! Da können Sie mir vielleicht sagen, wie es einem meiner Freunde geht!" rief der Italiener in nicht fehlerfreiem, aber geläufigem Deutsch. „Als ich in Heidelberg studirte — es ist sehr lange her — wurde ich der Freund eines jungen Mannes aus Waldenburg — Leopold Brüning hieß er —"

Ein leiser Schrei aus dem Munde des jungen Mädchens unterbrach ihn. Der alte Herr war bleich geworden.

„Leopold Brüning fiel im Jahre 1849 in Baden, im Kampf für die Verfassung des deutschen Reiches!" antwortete er langsam und mit einem leichten Zittern der Stimme. „Er war mein Sohn!"

Der Italiener stand erschreckt, bestürzt und starrte den

alten Herrn an. Das junge Mädchen hatte mit einem Seufzer den Blick gesenkt. Fürwahr eine traurige und seltsame Erinnerung an den vor zehn Jahren Gestorbenen, hier auf den Bergen Neapels!

„Todt — und Ihr Sohn!" sagte der Italiener dann leise und schmerzlich. „Ich habe eine Wunde aufgerissen — o, es ist mir leid! Aber es thut mir wohl, dem Vater meines Freundes einen Dienst erwiesen zu haben."

„Und Sie — Sie können kein Anderer sein, Sie sind derjenige, dessen Namen er uns oft in seinen Briefen genannt hat!" rief der Deutsche dann plötzlich. „Sie sind —"

„Still, um Himmelswillen!" unterbrach ihn der Italiener und blickte scheu um sich. „Ich bin ein Geächteter."

„Sie sind Terminetti?" fragte Brüning leise.

„Ich bin es — Ihnen darf ich es sagen!" antwortete der Flüchtling ebenso leise. „Gestern Abend bin ich aus dem Kerker entflohen, in welchem ich seit elf Jahren vergraben war. Ich bin auf der Flucht. Sie werden jetzt begreifen, weshalb Sie mich so sehen — in diesem Anzuge, den mir nur ein günstiger Zufall verschafft hat. Doch leben Sie wohl! Gern hätte ich mehr mit Ihnen gesprochen — ich weiß nichts von der Welt. Aber ich muß weiter — fort von Neapel!"

„Nimmermehr! So darf sich mein Retter und der Freund meines Sohnes nicht von mir trennen!" rief der Deutsche. „Wir bleiben beisammen, bis Sie ganz in Sicherheit sind, und sollte ich Italien verlassen müssen! Ueberlegen Sie! Ich gehe auf jeden Ihrer Vorschläge ein. Mir liegt durchaus nichts an Neapel — im Gegentheil, Manches drängt mich zurück. Mein Retter und Leopolds Freund in Gefahr, in Bedrängniß! — ich würde mich

schämen müssen, wenn ich nicht Alles für Sie thäte, was ich nur kann!"

„Ich danke, danke!" erwiederte Paolo Terminetti, die Hand des Deutschen in seinen beiden drückend. „Aber Sie können nichts für mich thun! Ich will fliehen — nach Piemont. Ich wäre gern in Neapel geblieben — ich habe nicht einmal meinen alten Vater wiedergesehen — aber ich muß fort — fort!"

Das junge Mädchen flüsterte ihrem Vater einige Worte in's Ohr.

„Bei Gott, das ist ein Gedanke, Mädchen!" rief dieser, und hastig erzählte er Paolo von dem erkrankten Diener, den sie in Capua zurückgelassen, und dessen Stelle Paolo scheinbar einnehmen könne.

Der Italiener lauschte aufmerksam. Man las deutlich in seinen Blicken, daß diese Möglichkeit ihn auf das Lebhafteste beschäftigte, daß sie ihn mit freudiger Unruhe erfüllte.

„Ich möchte, o, ich möchte sehr gern!" rief er. „Ich könnte meinen Vater wiedersehen — ich könnte in aller Stille mich wieder zurechtfinden in der Welt, die ich nicht mehr kenne —"

„Wenn es irgend möglich ist, so überlegen Sie nicht länger!" rief Brüning. „Ich werde mich in Allem nach Ihnen richten. Ich selbst möchte still und eingezogen in Neapel leben. Das Aussehen meines Dieners stimmt im Allgemeinen mit dem Ihrigen überein — Sie sprechen deutsch, um so leichter wird man Sie für einen Fremden halten. Niemand hat gehört, was wir gesprochen — ich halte es jetzt für ein Glück, daß der Kutscher sich entfernt. Kommen Sie! — wir sagen am Thor, daß wir angefallen seien, daß der Kutscher entflohen — zögern Sie nun nicht länger! Wir Beide wollen diesen glücklichen Zufall dankbar annehmen!"

Es blitzte seltsam in den Augen des Italieners — fast wild und leidenschaftlich. Dann schwang er sich mit einem: „So sei es!" auf den Sitz und nahm die Zügel.

„Und Ihre Tracht?" rief Brüning.

„Nun — geben Sie es für Ihre Phantasie oder die Laune des Dieners aus!" rief Paolo energisch. „Niemand kennt mich mehr! Nur kühn, fest und — vorwärts!"

Er trieb die Pferde an. Fort rollte der Wagen.

VI.

Der Staats-Sekretär.

Ungefähr um dieselbe Zeit und an demselben Tage, am Tage nach der Thronbesteigung des zweiten Franz, hielt ein eleganter Wagen vor einem Hause auf der Piazza del Castello Nuovo. Ein fein gekleideter junger Mann in weißer Kravatte stieg aus, mit einer Rolle Papier in der Hand. Ein galonnirter Diener begleitete ihn die Marmorstufen der Treppe hinan, blieb dann aber auf den Wink des Herrn zurück, der von einem einfach gekleideten Hausdiener empfangen und, sobald er seinen Namen genannt hatte, in das zweite Stockwerk geführt wurde.

Es war der junge Graf Edgardo Langari, der dem ersten Staats-Sekretär, Alfonso Romero, seinen Besuch hatte anmelden lassen, und dem die Antwort zu Theil geworden war, daß der Staats-Sekretär, obwohl auf's Höchste in Anspruch genommen durch die dringenden Geschäfte des Tages, den Grafen mit Vergnügen empfangen werde. Die Langaris durften ein solches Entgegenkommen erwarten. Nahm auch der junge, sehr zurückgezogen lebende Graf keine bedeutende gesellschaftliche oder politische Stellung ein, so war der Name vom Vater und Großvater her, die als Ehrenmänner bekannt gewesen, doch von zu gutem Klang,

als daß nicht die ausgezeichnetsten Personen Neapels ihm mit Achtung begegnet wären.

Der junge Graf war noch bleicher als gewöhnlich und sein Auge leuchtete in einem fast krankhaften Glanze. Er ging langsam, fast als ob ihm das Athmen schwer werde, und der Ausdruck seiner Miene verrieth, daß dieser Gang ein ungewöhnlicher sei. Er durchschritt einige Zimmer, dann meldete ihn der begleitende Diener und der Graf befand sich vor dem Manne, dem er seinen Besuch hatte melden lassen.

Alfonso Romero galt für eine der einflußreichsten Persönlichkeiten des Königreichs. Ein Sohn einfacher Bürgersleute, hatte er sich emporgearbeitet zu einem sehr geschätzten Beamten im Ministerium des Innern, und hatte dann, als einmal der Zufall ihm die Gelegenheit zu einer längeren Unterhaltung mit dem König Ferdinand verschaffte, das Staats-Sekretariat erhalten und sich die Gunst des verstorbenen Königs unverändert bewahrt. Er galt für eine der Säulen des strengen Regiments, das König Ferdinand aufrecht erhielt. Manche wollten wissen, daß Romero in seiner Jugend zu den Liberalen gezählt worden; jetzt hätte Niemand mehr eine solche Behauptung aufstellen können, ohne Kopfschütteln zu erregen. Ein Mann von so eiserner, absolutistischer Konsequenz hatte niemals liberal sein können. Sein einziger Bruder war in Sicilien als Rebell gefangen genommen, gefoltert worden und im Kerker gestorben; die alten Eltern waren dem Sohn aus Gram bald in's Grab gefolgt; Romero hatte keine Notiz davon genommen, mit Niemand darüber gesprochen, weder Mitleid, Rührung noch Theilnahme gezeigt. Er galt für einen starren Mann des Prinzips. Man hatte ihn nie schwanken sehen, wenn es galt, einen Verhaftsbefehl zu unterzeichnen. Er war einer von den Dienern, von denen man sagen konnte, daß sie Ferdinands würdig seien. Im Uebrigen haftete nicht der

geringste Makel auf seinem Privatleben. Er galt für unbestechlich; nicht einmal Ehrgeiz konnte man ihm vorwerfen. Er hatte den Adelstitel und die Minister-Stelle abgelehnt. Obwohl unverheirathet, hatte er den Zungen der Verleumder auch nicht die geringste Beschäftigung gegeben. Man hatte ihn verschiedene Male zu tödten versucht, einmal war er leicht verwundet worden. Nichts änderte seine Haltung. Er lebte einfach; seine Besoldung war nicht hoch, er vermehrte seine Einnahmen nicht auf Nebenwegen, wie die meisten Beamten. Aus all' diesen Gründen hielt man ihn für einen prinzipiellen Anhänger des starren Absolutismus, für einen Mann des Geistes und Gedankens. Selbst die Gegner, die gegen ihn knirschten, versagten ihm eine gewisse Achtung nicht. In einem geheimen Flugblatt, das noch vor Kurzem verbreitet worden war, hatte man gesagt: „Der Einzige, den wir nicht hängen werden, wird Alfonso Romero sein. Für ihn giebt es keine größere Qual, als den Sieg der Herrschaft des Volkes, die Freiheit zu sehen!"

Dieser Mann war nicht groß von Gestalt, hager, bronzefarben. Seiner Kleidung, sowie seinen Manieren schien noch etwas Bürgerliches anzuhaften; sie waren eckig, bürgerlich schroff. Ein tiefer, überlegender Ernst schwebte stets auf seinem verschlossenen Gesicht; sein Auge, für einen Südländer ziemlich hell, mit scharfgerandeter Iris und kleiner Pupille, war klar und ruhig, aber sein Blick trotzdem scharf und schnell. Diesem Manne gegenüber waren gewandte Redner in's Stocken gerathen. Es lag etwas auf seinem Gesicht, das Jedem von vornherein zu sagen schien: Denke nicht, mich zu täuschen. Ich weiß, warum es sich handelt und was Du willst. Sprich offen, oder geh' Deiner Wege! —

Als Edgardo Langari diesen Mann vor sich hintreten sah, den er bis dahin nur aus der Ferne gesehen, empfand er etwas Eigenthümliches: die Scheu, die ein nicht gereifter,

unklarer Verstand immer empfinden wird, wenn eine überlegene geistige Kraft, ein Gesicht mit klarem, selbstbewußtem Auge ihm entgegentritt, zugleich aber auch etwas von der edlen Sicherheit, welche eine redliche Absicht, ein ehrenvolles Streben selbst dem Schüchternsten stets verleihen. Edgardo Langari kam nicht um seinetwillen; dieser Mann imponirte ihm, konnte ihn aber nicht schrecken.

„Sie haben mir in Ihrem Briefe Ihre Absicht nur im Allgemeinen angegeben," sagte Romero nach den ersten Höflichkeits-Begrüßungen und nachdem sie Beide einander gegenüber Platz genommen. „Wenn ich Sie recht verstanden, so wollen Sie Seiner Majestät, unserem jungen Könige, ein Promemoria über die politischen Zustände des Reichs übergeben, wo möglich den König selbst sprechen. Das letztere wird gerade jetzt nicht thunlich sein. Was das erstere anbetrifft, so bin ich gern bereit, die Vermittelung zu übernehmen, wenn ich von Ihren Ansichten Kenntniß erhalten. Sie haben sich mit Staatswissenschaften beschäftigt. Welchem Zweige derselben haben Sie vorzugsweise Ihre Aufmerksamkeit zugewandt?"

„Ich gestehe, daß ich bis jetzt keine Gelegenheit gehabt, mich praktisch mit dieser Wissenschaft oder einzelnen Zweigen derselben zu beschäftigen," antwortete Edgardo. „Ich habe meine Ansichten nur so ausgesprochen, wie mein Herz, wie meine Begeisterung für das ächte, wahre Königthum sie mir eingegeben."

„Das Herz ist nicht immer der beste Rathgeber in Sachen der Politik!" sagte der Staats-Sekretär sehr ruhig.

„Doch, Excellenza, doch!" rief Edgardo. „Die wahre Staatskunst besteht nur darin, dasjenige, was das Herz fühlt, und was wir mit dem Verstande und dem Gefühl als das Rechte erkannt haben, in die Wirklichkeit einzuführen!"

„Sie begreifen, indem Sie dem Gefühl so viel Macht einräumen, wie viel Einfluß Sie dadurch zugleich jeder ein-

zelnen Meinung gestatten," erwiederte Romero. „Es giebt gewisse Regeln der Staatskunst, die ihre Begründung theils aus der Erfahrung, theils aus der Erkenntniß nehmen. Doch — ich glaube, Ihre Ansichten am besten aus dem Schriftstück entnehmen zu können, das Sie, wie ich glaube, in der Hand halten. Darf ich einen Blick auf dasselbe werfen?"

Edgardo überreichte ihm das Papier. Romero las schnell und aufmerksam. Etwas, wie abendliche Kühle war über den jungen Grafen gekommen. Der Staats-Sekretär behandelte diesen Besuch so geschäftsmäßig. Und Edgardo's ganze Seele lag in den Zeilen, über die das Auge jenes Mannes so schnell dahinflog.

Nach einigen Minuten gab Romero dem Grafen das Papier zurück.

„Sie haben viel über die Monarchie und ihre Bedeutung nachgedacht," sagte er, „jedoch, wenn ich mir den Ausdruck erlauben darf, mehr mit dem Herzen, als mit dem Verstande. Die Monarchie ist Ihnen die Stellvertreterin Gottes auf Erden, und deshalb erklären Sie sich für die absolute Monarchie. Sie sind mit dem Prinzip, das der König, mein selig entschlafener Herr, durchzuführen bestrebt war, einverstanden; Sie können nur der Art und Weise der Durchführung nicht ganz Ihren Beifall schenken. Im Grunde sind wir einig; wir könnten nur über die Mittel, über die Anwendung des Prinzips auseinander gehen. Die absolute Monarchie ist Ihnen die Anwendung des göttlichen Prinzips: Gerechtigkeit, Mäßigung, Barmherzigkeit — Strenge nur den Verstockten gegenüber. Sie verlangen gerechte Richter, Erleichterung der Lasten des Armen. Wie der Priester das Wort Gottes verkündet und den Willen Gottes durch die That beweist, so soll der Monarch auf Erden der Vollstrecker des göttlichen Willens, der Sammelpunkt, der Brennpunkt der göttlichen Eigenschaften sein.

Unterstützt durch seine Minister, soll er die Angelegenheiten seines Landes bis in ihre Einzelnheiten kennen und sich durch seine Gerechtigkeit die unbedingte Liebe und Treue seiner Unterthanen erwerben. Sein Wort soll entscheidend sein, nicht als königliches Wort, sondern als Wort der höchsten Weisheit. Aus seiner Nähe soll er Lug und Trug, Eigennutz und Selbstsucht, kurz, Alles verbannen, was an Menschliches erinnert. Er soll, wenn auch nicht von Natur, doch der Welt gegenüber, die edelste, gerechteste, weiseste Person sein, die man sich denken kann — oder als solche erscheinen. Für ihn soll es keine Leidenschaften geben, wenigstens dem Staat, seinen Unterthanen gegenüber; er soll Allen voranleuchten als ein Musterbild der Tugend, der Thatkraft, des Fleißes. Er soll in sich die Einheit, Kraft und Schnelligkeit des göttlichen Willens vereinigen mit der Weisheit, die, wie die Neuerer sagen, nur durch eine sogenannte Volksvertretung, durch die Stimmen vom Volk Erwählter, dargestellt werden kann. Und auf diese Weise soll er das Ideal eines Monarchen bilden, vor dem die sogenannten konstitutionellen Fürsten zu Schattenbildern erbleichen. Er soll ein Fürst von Gottes Gnaden sein, hoch erhaben über die Hirngespinnste eitler Thoren und über die eigennützigen Absichten feiler Kreaturen. Wenn er das ist, wenn er so ist, wie Sie ihn verlangen, wird dieses schöne Land ruhig und glücklich sein, und die Völker italienischer Zunge werden wünschen, unter seinem Scepter vereinigt, den Glanz des alten Italiens wieder aufblühen zu sehen!"

„Das ist der Inhalt meiner Wünsche!" rief Edgardo, dessen Wangen erglüht waren und dessen Augen leuchteten. „Nicht Eigennutz, befriedigte Eitelkeit, Gewalt und Unterdrückung sollen das Prinzip der Monarchie darstellen, sondern Weisheit, Gerechtigkeit, Mäßigung — der König soll der weiseste Mensch und der edelste Priester zugleich sein. Die Folgen eines solchen Regiments, der Einfluß auf alle

Schichten der Gesellschaft lassen sich gar nicht ermessen. Der Adel, jetzt nur dem Vergnügen, oder den Bestrebungen des Ehrgeizes hingegeben, wird sich beeifern, dem Monarchen nachzuahmen und wird auf diese Weise wieder das werden, was er sein soll: der beste, edelste Theil der Nation. Die Beamten werden das Pflichtgefühl zum ersten Grundsatz ihrer Handlungen nehmen, und nicht mehr durch ihre Bestechlichkeit, durch ihr Jagen nach Gewinn dem Volke Anstoß geben. Tugend, Mäßigkeit und Arbeitsamkeit werden in die bürgerlichen Kreise eingeführt werden, und man wird keinen Priester mehr dulden, der nicht in Worten und Werken das Kleid heiligt, das er trägt. Neapel wird geachtet und groß dastehen; Wohlfahrt, Glück, Ruhe und Zufriedenheit werden dieses Land vor allen anderen kennzeichnen und der ganzen Welt den Beweis liefern, daß die absolute Monarchie nicht nur die wahrste, sondern auch die beglückendste Staatsform ist. Das falsche, aber blendende Prinzip, das die menschliche Vernunft der Einzelnen an die Stelle der Unterordnung unter das göttliche Gebot, die Mehrheit von Erwählten an die Stelle des königlichen Regiments setzen möchte, wird sich in seiner ganzen Hohlheit und Unwahrheit zeigen. Die Edelsten aller Nationen werden nach Neapel wallfahrten, um zu sehen, wie ein Land regiert werden muß, und ein Bund der gesammten italienischen Fürsten unter der Leitung unseres Monarchen wird eine nothwendige Folge des Einflusses sein, den wir üben — ein Bund, der Italien groß und mächtig macht."

„Es ist eine Freude, zu sehen, wie groß und erhaben Sie das Prinzip der Monarchie auffassen," sagte der Staats-Sekretär, dessen Blick unverändert ruhig und scharf auf den erregten Zügen des jungen Grafen geweilt hatte. „Ich bin auch mit diesem Prinzip vollkommen einverstanden. Wäre ich das nicht, so würde ich nicht meine ganze Kraft der Aufrechterhaltung desselben weihen. Sprechen Sie aber da-

mit nicht einen Tadel aus gegen dasjenige, was bisher geschehen, gegen den verstorbenen König, gegen seine Minister?"

„Nein. Wenn etwas besser werden soll, so ist damit noch nicht gesagt, daß das Bisherige schlecht gewesen."

„So können Sie nur meinen, daß wir nicht genug von dem Prinzip des wahren Wesens der Monarchie durchdrungen gewesen seien," fuhr Romero fort. „Dies ist möglich. Möglich aber ist es auch, daß wir außer dem Ideal die Verhältnisse der Wirklichkeit kannten und uns von ihnen bestimmen ließen. Herr Graf — Sie sind jung. Wollen Sie in den Staatsdienst eintreten?"

„In einem Regimente, wie es mir vorschwebt, würde es mir eine Freude sein, die letzte und bescheidenste Stelle einnehmen und mitwirken zu können," antwortete Edgardo lebhaft.

„Aber noch scheint Ihnen dieses Regiment nicht zu Ihrer Mitwirkung angethan?" sagte Romero. „Ich fürchte, Herr Graf, das wird nie der Fall sein. Die Welt ist schlecht und will auch von denen, die sich der Reinheit ihres Prinzips vollkommen klar bewußt sind, mit Strenge, wo es nöthig mit Gewalt regiert werden. Und gerade in unserer Zeit, in welcher, wie Sie mit Recht anführen, der Geist der zweifelnden Vernunft, des Auflehnens gegen die göttliche und monarchische Autorität sich wilder und störrischer, als jemals, geltend macht. Herr Graf, die Menschen sind, als Gesammtmasse betrachtet, Bestien, und wollen gezügelt werden, wie wilde Thiere. Gehen Sie aus von welchem Prinzip Sie wollen, Sie werden, sobald Sie in die Praxis eintreten, immer wieder auf diesen Grundsatz zurückkommen. Was heißt Weisheit, was heißt Mäßigung in einer Welt, wie der unsrigen, in einem Lande, wie diesem? Wo finden Sie den König, den Sie suchen? Und wenn Sie ihn fänden, was könnte er während der kurzen Dauer eines Menschen-

lebens und mit den schwachen Kreaturen, die ihm zur Seite stehen, ausrichten? Der König ist der Herr — gut, so sei er es immer, auch wenn er fehlt! Die Beherrschten müssen zittern, wenn er droht, ihm die Hand küssen, wenn er lächelt. Niemand darf urtheilen; wer urtheilt, zweifelt. Es mögen Fehler über Fehler begangen werden — man darf es niemals zugestehen. Gleicht eine spätere gute Maßregel sie aus — um so besser! Wenn nicht, so ist es gleich, ob Millionen Schaden leiden, wenn nur an der Autorität nicht gerüttelt wird. Ob etwas Gutes in einem Erdbeben oder einem Gewitter liegt, wir wissen es nicht; wir müssen die Erdbeben und Gewitter des königlichen Willens so ruhig über uns ergehen lassen, wie die des göttlichen. Der König, der immer das Beste thun wollte, würde nie etwas thun, da er immer zweifeln würde. Und was einmal begonnen ist, muß durchgeführt werden, um die Autorität aufrecht zu erhalten, ob auch Städte darüber untergehen. Ein König muß auch die Welt nehmen, wie sie ist. Dem Ehrgeizigen muß er Titel und Rang geben, dem Eigennützigen durch die Finger sehen, den Ehrlichen mag er achten, aber nicht allzu sehr begünstigen, wenn er nicht zugleich blind den Zwecken dient. Ein König muß die Menschen nehmen, wie sie sind. Er hat gar keine Zeit, sich mit Experimenten zu befassen; sie könnten ihm die Krone kosten, und ein Anderer nähme sie und behielte sie, ohne zu experimentiren. Ich verstehe Sie vollkommen, und will offen sprechen. Es bedrückt Sie, da Sie ein Anhänger des monarchischen Prinzips sind, daß die Monarchie nicht die Liebe und Achtung genießt, die Sie ihr zuwenden möchten. Aber Sie irren in den Mitteln. Weisheit, Mäßigung des Regenten würden die Schaar von Bestien, aus denen neun Zehntheile des Volkes bestehen, nur um so lauter brüllen lassen. Man würde Zweifel und Schwäche in dem erblicken, was in Ihren Augen nur gute Absicht wäre — man würde nur

um so lauter verlangen, mitgehört zu werden, sobald man gewahrte, daß ein König zweifelt. Geben Sie einem Könige göttliche Kraft und Weisheit — gut, so wäre Allem abgeholfen. Aber können Sie das nicht, so ändern Sie nichts an dem Bestehenden, zweifeln Sie nicht, tadeln Sie nicht! Beugen Sie sich unter den königlichen Willen, auch wenn er nicht Gerechtigkeit und Mäßigung, sondern Rache und Wuth athmet. Was wollen Sie? Was hat unsere Zeit mit Ruhe, Tugend und Milde zu thun? Hören Sie nicht, wie es unter uns grollt und donnert? Wird der König von Sardinien und sein mächtiger Bundesgenosse davor zurückbeben, uns anzugreifen, wenn wir erklären, wir würden jetzt mit Sanftmuth herrschen und die Akten eines Revolutionärs zehn Mal prüfen, ehe wir ihn in den Kerker schicken? Würde die Revolution nicht jubeln, sobald wir die Zügel lockerten? Nein, Herr Graf! Noch weiß ich nicht, wie mein junger König denkt, und ob er überhaupt meiner Dienste bedürfen wird. Aber hört er auf meinen Rath, so wird es kein anderer sein, als: Strenge, Gewalt, Erbarmungslosigkeit, wo es sein muß! Geld und Feste für die Bettler, Belohnungen für blind gehorsame Diener, Nachsicht für die Schwächen der treu Ergebenen, neue Waffen für die Soldaten, die Geißel für die murrenden Bürger. Nicht die Sanftmuth des Lammes, nicht die Milde des Priesters, sondern den Muth und die Festigkeit des Löwen, wenn es sein muß die Grausamkeit des Tigers! Andere Zeiten mögen vielleicht andere Mittel verlangen. Für unsere Zeit giebt es indeß nur einen Kitt des wankenden Staatsgebäudes nach innen und außen: Blut und Eisen — Eisen und Blut!"

Edgardo Langari war blaß geworden während dieser so ruhig und doch mit solcher Schärfe und Bestimmtheit gesprochenen Worte. In welchem Widerspruch stand dies mit seinen innersten Empfindungen! Wie kraß und wie

falsch zugleich dünkte ihn diese grausame Auffassung! Das war nicht der Mann, mit dem er weiter sprechen konnte, der ihn verstand! Das war einer von denen, die den König Ferdinand auf den Weg geleitet hatten, der ihm die Liebe seines Volkes entfremdete und die Zahl der Unzufriedenen vermehrte. Er erhob sich.

„Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen, Excellenza!" sagte er. „Wann glauben Sie, daß es möglich sein würde, Seine Majestät selbst zu sprechen?"

„Wenn Sie dem Könige die Ansichten vortragen wollen, die in Ihrem Schriftstücke niedergelegt sind, dann, so lange ich noch ein Wort zu sprechen habe, niemals!" antwortete Romero, der sich ebenfalls erhoben. „Ich würde es nicht mit meiner Pflicht vereinigen können, einen jungen König derartige Ansichten hören zu lassen. Sein Gemüth könnte durch den Schimmer derselben verleitet werden, und in unseren Tagen würde die Monarchie darüber zu Grunde gehen. Unterscheiden Sie sehr wohl, Herr Graf, zwischen meiner persönlichen Anschauung und meiner Pflicht als Staatsbeamter. Meine Ideen sind den Ihrigen nicht so fremd, wie Sie jetzt vielleicht glauben. Auf das Regiment des Staates aber in dieser Zeit dürfen sie keinen Einfluß haben. Ich habe Ihren Charakter aus Ihrem Wesen und Ihren Ansichten wohl erkannt, und es würde mich freuen, öfter mit Ihnen sprechen zu können. Sie würden dann vielleicht finden, daß meine Ansichten einen Theil des Herben verlieren, das sie heut, da ich gezwungen war, mich kurz zu fassen, für Sie haben mußten. Es würde mir überhaupt leid thun, wenn ein so redlicher und guter Wille, wie der Ihre, für den Staat ganz verloren ginge, wenn er auch in anderer Weise, als Sie jetzt glauben, benutzt werden könnte. Es wäre möglich, daß Zeiten einträten, in welcher Ihre Ansichten die richtigen wären, und das patriarchalische Regiment, wie Sie es wünschen, den Vorzug vor

allen anderen verdiente. Ich glaube aber kaum, daß ich sie erleben werde."

„Mein Promemoria hat also niemals Ihre Befürwortung zu erwarten, Excellenza?"

„So weit ich bis jetzt blicken kann, nicht; aber Ihre Ansichten werden stets meine Berücksichtigung finden!" erwiederte Romero.

Edgardo verbeugte sich tief und ging. Er konnte ein bitteres Lächeln kaum unterdrücken. —

Der Staats-Sekretär ging, nachdem der Graf das Zimmer verlassen, noch einige Male in demselben auf und ab. Der Ausdruck seines Gesichts blieb derselbe, nur seine Augen leuchteten stärker. Dann trat er in eine kleine Nebenthür, durchschritt ein dunkles Zimmer und trat in einen kleinen, einer Kammer ähnlichen, nur durch ein schmales Fenster erhellten Raum.

Dieser Raum war ärmlicher, als man ihn in der einfachsten Wohnung hätte finden können. Er enthielt nur ein eisernes Bettgestell mit einigen Decken, einen einfachen Tisch, einen Schemel. An den nackten Wänden hingen die Kreidezeichnungen eines alten Mannes, einer alten Frau und eines jungen Mannes; auf einem Brettchen standen einige Bücher.

Es war dies eine genaue Nachahmung des Schlafzimmers, in welchem der junge Alfonso Romero in dem Hause der Eltern so manche Nacht über seinen Träumen und seinen Büchern gesessen; die Kreidezeichnungen waren Porträts der Eltern und des Bruders, von dem jetzigen Staats-Sekretär damals selbst gezeichnet, als es für ihn noch andere Dinge gab, Schöneres, Süßeres. Das Bett, der Tisch, der Schemel waren dieselben aus jener Zeit der Jugend.

Er stand vor den Bildern und schaute sie lange an.

Unbeschreiblich war der Blick seines Auges — tief traurig, wie der Blick eines Märtyrers, und doch so klar, groß und erhaben.

„Euch vergessen — Euch?" sagte er leise. „Und vergessen, woher ich kam? Ihr sollt mit mir zufrieden sein! Ihr seid geopfert — aber ich opfere auch mich — für Euch, für Euch!"

VII.

Der Bambino.

Edgardo Langari fuhr nach Hause, tief im Innersten bewegt. Als er nach seiner Schwester fragte und man ihm sagte, daß sie gewünscht, allein zu sein, da sie sich nicht wohl fühle, schien ihm dies nicht unlieb. Er kleidete sich um, nahm einen leichten Sommer-Anzug, Hut und Stock, und verließ die Villa.

Er liebte es, wie die meisten träumerischen Naturen, allein zu wandern, bald still zu stehen, bald sich zu setzen, scheinbar gedankenlos, und doch voller Gedanken zu schlendern, ohne viel auf Wetter und Gegend zu achten. Der Weg, den er einschlug, nach den steilen Höhen zwischen dem Vomero und dem Castel St. Elmo, an der Villa Floridiana vorüber, war in der Sonne kein angenehmer. Aber Edgardo kümmerte sich nicht darum. Seine Seele war so tief in sich selbst versenkt, daß es außerordentlicher Ereignisse bedurft hätte, um seine Aufmerksamkeit auf äußerliche Dinge zu richten. Oft stand er still und lüftete den leichten Hut, um ihn schnell wieder aufzusetzen, wenn er den Druck der heißen Sonne fühlte. Wer ihn gesehen, würde einen tief erschütterten Mann in ihm erkannt haben.

Und das war er. Er hatte große Hoffnungen auf den Staats-Sekretär gesetzt, den man ihm als den gerechtesten, ehrlichsten, begabtesten unter allen Einflußreichen geschildert, und von dem auch sein Vater früher nur mit hoher Achtung gesprochen. Und gerade dieser Mann hatte ihm das Herz zerrissen. Eisen und Blut! — das Wort klang ihm immer wieder in's Ohr. Also gab es keine Milde, keine Sanftmuth, verbunden mit Gerechtigkeit und Weisheit! Diese Männer, die dem Throne nahe standen, kannten kein anderes Gebot, als das der Revolutions-Männer: Gewalt, Blut, Rache! Sie ließen Ehrgeiz und Eigennutz gelten, wenn er ihnen nur diente, in die Hände arbeitete; sie betrachteten die Monarchie als eine Maschine, die weiter schnurren müsse mit dem alten Räderwerk, nachdem sie einmal von einem guten Mechaniker in Bewegung gesetzt worden. So sollte also weiter regiert werden. Die Ruttas und ihre Vettern und Kollegen sollten in Amt und Würden bleiben, den Staat ausbeuten, Intriguen spinnen, das Recht beugen, während es gährte überall und fern im Norden der Donner der Kanonen dröhnte! Man lobte die Gesinnung anders Denkender, nannte sie aber Träumer, Schwärmer! Und auch unter dem jungen Könige sollte es so fortgehen; Niemandem fiel es ein, an die Stelle der morsch gewordenen Pfeiler neue und starke Stützen der unbeschränkten Monarchie zu setzen! Hatten dann nicht diejenigen Recht, die laut forderten, daß das Volk den Königen zu Hülfe kommen, sie mit seinem hundertköpfigen Rath unterstützen müsse, wenn sie sich nicht selbst helfen könnten?

Dazwischen hindurch klangen die Erinnerungen an jenes unselige Zerwürfniß Ottavia's mit dem Principe della Rutta. Welches Aufsehen mußte es erregen, wenn dieses Zerwürfniß bekannt wurde — welche Vermuthungen würde man aufstellen? War Ottavia wirklich genau unterrichtet, oder folgte sie nur einem Widerwillen ihres Herzens, einem

Gefühl, von dem Edgardo keine klare Vorstellung haben konnte, da er bisher gewöhnt gewesen, nur so zu handeln und zu denken, wie Pflicht und Ehre es ihm vorschrieben? Ohne daß er es klar wußte, waren seine Empfindungen bisher immer von einem vorgefaßten Prinzip geleitet worden. Kämpfe des Herzens mit der Pflicht kannte er noch nicht, und deshalb glaubte er, daß die Pflicht unter allen Umständen triumphiren müsse, selbst wenn sie eine schwere sei. Die Vermuthungen Alessandro's über Don Geronimo hatten ihn bis in's Herz getroffen. Wem sollte er glauben, wem vertrauen?

Er stand da und blickte auf die sonnenbeschienenen Felsen und Baumgruppen, die leuchtenden Häuser, den tief dunkelblauen Himmel. Lachen drang an sein Ohr und fröhliche Kinderstimmen. O, war es nicht tausend Mal besser, angenehmer, diese Welt gehen zu lassen, wie sie ging, die Freuden der Jugend und des Lebens zu genießen, diese Luft zu athmen, das Glück des Daseins zu trinken in vollen Zügen, als sich das Herz zu ängstigen und den Kopf zu verwirren mit schweren Gedanken über das Schicksal des Menschengeschlechts? Mochten die Weisen oder die Narren dafür sorgen — was ging es ihn an? War er nicht jung? Rollte ihm nicht das Blut im Feuerlauf durch die Adern?

Ja, wer sich anders machen könnte, als er ist! Wer schweigen könnte, wenn er Unrecht, die Achsel zucken, wenn er Elend sieht! Jeder Träumer und Schwärmer ist ein Idealist. Die Welt verspottet, verhöhnt, vernichtet ihn, und findet nach Jahrhunderten, daß sie durch ihn einen Schritt weiter gekommen. Sind die Träumer glücklich, glücklicher als die Anderen, die alt geboren werden und eine Blume pflegen, während der Todesschrei eines unterdrückten Volkes sie kalt läßt? Wer weiß es! Es giebt Menschen, die niemals alt werden und bis an's Grab das Sehnen, den

Schaffensdrang und die Unbefriedigung der Jugend in sich tragen. Sie sind vielleicht die Auserwählten Gottes, die Werkzeuge seines Willens, aber sie sterben meist in bitterem Gram und Elend. Ihr Leben verzehrt sich in edlen Aufwallungen und düsteren Enttäuschungen. Ja — wer den Prophetenblick des Idealisten vereint mit dem klaren Verständniß seiner Zeit und der Menschen, der steht auf der Höhe irdischen Erschaffen-Seins, und ist einer der Marksteine, nach denen die Geschichte der menschlichen Entwicklung rechnet. —

Edgardo Langari war bald sehr müde geworden, nicht körperlich müde, sondern geistig. Er hatte die Strada di Confalone erreicht, die sich am Fuße des Monte Dueporte hinzieht, mehr eine Reihe durch Gärten und Umfassungsmauern verbundener Häuser, als eine Straße zu nennen. Er hörte Musik und setzte sich im Schatten eines hohen Baumes, der über eine Mauer hinwegragte, auf eine Steinbank, neben eine Wasserleitung, die leise und lustig ihren kühlen Strahl in die steinerne Mulde hinabfallen ließ.

Edgardo liebte Musik, ohne sie selbst zu üben. Das Wogen und Schweben, das Athmen und Brausen der Töne, diese eigenthümliche Gewalt des Klanges, die sich nicht fassen läßt und doch so Mächtiges in der Seele wach ruft, die den Verstocktesten zu Thränen zwingt und edle Entschlüsse in der Brust des Feigsten weckt — sie ergriff ihn stets bis in's Innerste der Seele. Denkend, oft grübelnd, hatte er sich vergebens die Gewalt dieses Zaubers klar zu machen versucht. Von allen Offenbarungen der übersinnlichen Welt, wie sie sich in den Künsten ausspricht, ist die Musik die unfaßbarste und doch am schnellsten wirkende. Eine einzige Verbindung von Tönen schneidet tiefer in das Herz, als der Mahnspruch des größten Dichters. Ein schmetternder Akkord läßt die Welt vergessen und dem Tod entgegenlachen. Wie Luft, Farbe und Licht umfließt diese Welt ewige Musik

— „nur wir, weil dieses morsche Kleid von Staub uns noch umhüllt, wir können sie nicht hören!" Der Künstler greift einige Harmonieen, die sich ihm in Schöpfungsstunden offenbaren, heraus, und die Menschen geben sie wieder, so gut sie können. Die Glocken läuten dem Geborenen, die Orgel singt dem Glücklichen, über das Grab wölbt sich zugleich mit dem Hügel der Gesang. Des Menschen Seele schwebt in Musik, wie der Körper athmet in Luft und Licht. Die Farben sind nichts, als Bruchstücke des Vollkommenen, die Harmonieen der Erde nichts, als Fragmente, der Sphären-Harmonie abgerungen. Glücklich der, der sie hört und in dem sie wiederklingen. In ihm allein ist Göttliches. Und wir können nur die Bruchstücke, nicht das Ganze hören und verstehen, weil wir Menschen sind.

Es war edle und schöne Musik, die er hörte. Zwei Geigen klangen durcheinander in süßer und doch ernster Melodie. Ein Hauch von Trauer schwebte über diesen Harmonie-Folgen; aber darüber lächelte die stille Verklärung dessen, der über alles Leid hinaus ist. Die tiefere Geige klang markig und fest, die höhere sanfter und weich.

Die Musik kam aus den Fenstern des Erdgeschosses in einem großen aber einfachen Hause. Gute Musik für eine, wie es schien, so bescheidene Wohnung! Edgardo lauschte und er fühlte sein Herz stiller und ruhiger schlagen. Nach einiger Zeit erhob er sich. Es war ihm, als müsse er die Spielenden sehen, oder ihnen näher sein, damit ihm nichts entgehe. Unter einem der drei Fenster befand sich, wie man dies auch oft in Norddeutschland findet, ein Vorbau, der als Eingang zum Keller diente. Auf der Platte desselben schlief ein Kind, ein prächtiger Bambino, das Haar schwarzlockig und voll, die Wangen vom Schlaf geröthet, die nackten Arme und die Beinchen, über die sich das einfache Kleid hinaufgezogen, kräftig und derb, wie die eines Rubens'schen Engel. Der Junge schlief unruhig; er konnte leicht die

Blumentöpfe, die auf der Platte standen, umwerfen und herabstürzen. Wahrscheinlich war er zum Spielen herausgesetzt worden und eingeschlafen.

Edgardo, in das Anhören der Musik versunken, achtete bald nicht mehr auf den Knaben, bis plötzlich das Geräusch eines umfallenden Topfes ihn an denselben erinnerte. Der Knabe bewegte sich im Erwachen dem Rande der Platte zu und wäre herabgestürzt, hätte ihn nicht Edgardo in seinen Armen aufgefangen.

Der Knabe stieß einen Schrei aus und blickte den jungen Grafen eine Sekunde lang mit seinen großen schwarzen Augen an, als habe er Lust zum Weinen. Als ihm aber Edgardo zunickte und zulächelte, schlug er sogleich ein helles Lachen auf, und seine erste Bewegung war nach dem Hute Edgardo's, den er auch glücklich erwischte. Noch konnte er nicht sprechen, aber er lallte und jauchzte in übermüthigster Laune.

„Aber Paolo, Paolo!" rief eine sanfte Stimme vom Fenster. „Was machst Du da?"

Edgardo ließ seinen Hut in den Händen des Knaben und blickte auf. Unwillkürlich drängte sich sein Blut zum Herzen, als er dicht über sich das schönste und edelste Antlitz sah.

Es war ein junges Mädchen von kaum siebzehn Jahren, anmuthig und schlank von Gestalt. Reiches goldenes Haar fiel bis auf die weißen Schultern, die ein gefaltetes Hemd umschloß. Die großen, tiefblauen Augen, die zarte Farbe, das helle aber nur leichte Roth der Wangen hätte denjenigen, der nicht wußte, daß auch der Süden diese lichten Blumen zeugt, glauben lassen, daß er eine Nordländerin vor sich sehe. Nur der schärfere Schnitt der feinen Linien des Gesichts, die bei aller Weichheit der Jugend den italienischen Typus zeigten, die leicht gebogene Nase, die fast im Halbkreis geschwungenen Brauen, von dunklerer Färbung

als das Haar, die hohen Schultern und die bei aller Anmuth und Jugend stolze Büste verriethen das Kind einer heißeren und früh reifenden Sonne, die schon in der Knospe zeigt, was dem Norden Vollendung dünkt.

Aber zart und lieblich, sanft und rein, wie nur der keuscheste Dichter des Nordens sich sein Ideal zu denken vermag, war der Ausdruck auf diesem Gesicht. Nichts von der frühen Weltklugheit, oder gar von der Leidenschaftlichkeit der Südländerinnen ließ sich in ihm entdecken. In diesen großen, klaren Augen lag die Unschuld und Unbefangenheit eines Kindes, verbunden mit der edlen Schwärmerei der Jungfrau. Edgardo hatte die Empfindung, als müsse dieses junge Mädchen eine der beiden Musicirenden gewesen sein, deren Spiel jetzt verstummt war. Nur auf den Gesichtern derer, die sich demjenigen widmen, was über die gewöhnlichen Dinge des Lebens hinausgeht, liegt jener eigenthümliche Zug von Idealität und schwärmerischer Hingebung, wie Edgardo ihn auf diesem Antlitz bemerkte.

Das junge Mädchen, deren Miene im ersten Augenblick ängstliche Ueberraschung gezeigt hatte, blickte fragend und fast verwundert, aber nicht ohne Theilnahme, auf den jungen Mann und den Knaben in seinen Armen. Vor diesem einfachen Blick verschwand die Verlegenheit, die Edgardo anfangs empfunden.

„Verzeihen Sie, Signora," sagte er, „der Knabe war im Begriff, von der Plattform zu fallen. Ich stand hier, um der schönen Musik zu lauschen. Sie sehen, wir sind bereits ganz vertraut."

Diese Worte bezogen sich auf den Bambino, der den Hut Edgardo's auf seinen Krauskopf gestülpt hatte und, ihn mit beiden Händen haltend, mit dem glückseligsten Lächeln den Grafen und das junge Mädchen anschaute.

„Paolo, sei artig — Du verdirbst ja dem Herrn den Hut!" rief die Letztere. „Ich danke Ihnen, Signore; ich

hatte vergessen, auf den Knaben zu achten, während ich mit meinem Vater spielte. Er schläft sonst oft hier unter meinen Augen."

„So waren Sie die Künstlerin!" sagte Edgardo. „Ich habe selten so schöne Musik gehört!"

„Ich spielte mit meinem Vater, von dem ich das Geigen gelernt habe," sagte das Mädchen. „Aber jetzt komm her, Paolo. Du wirst unartig — Du hast dem Herrn den Hut verdorben! Pfui, schäme Dich!"

Sie streckte die Hände nach dem Knaben aus, der nicht zu wissen schien, ob er dieser Einladung folgen, oder sein Spiel mit dem Hut weiter treiben solle. Offenbar behagte ihm das letztere ungemein. Er stülpte jetzt den Hut auf Edgardo's dunkles Haar und lachte wie ein kleiner Teufel. Das junge Mädchen mußte lächeln, obwohl sie mit dem Finger drohte.

„Lassen Sie ihn doch!" sagte Edgardo. „Ist dieser prächtige Bursche Ihr Brüderchen?"

„Es ist der Sohn meiner Schwester," antwortete das junge Mädchen, und es war unverkennbar, daß ein ernster Zug sich über ihre Mienen legte. „Er ist gut, aber wild, wie ein kleiner Dämon. Den Augenblick kommst Du, Paolo!"

„Sie geben ohne Zweifel auch Unterricht in der Musik?" sagte der Graf, während der Junge sich wenig um die Drohungen seiner jugendlichen Tante kümmerte.

„Nur sehr selten, aber mein Vater ist Musiklehrer," antwortete diese. „Paolo — ich werde den Großpapa rufen!"

Edgardo empfand, ohne sich dessen klar zu werden, ein eigenthümliches Behagen an diesem Spiel mit dem Knaben und dem Gespräch. Er war wenig daran gewöhnt, mit fremden Menschen zu sprechen, am wenigsten mit fremden Wesen des andern Geschlechts, denen gegenüber er sich meist

befangen zeigte, da sie ihm fast immer an berechnender Klugheit überlegen waren. Anders mit diesem jungen Mädchen. Sie war ihm so vertraut, als kenne er sie längst.

„Lassen Sie doch den Knaben! Was liegt an dem Hut!" sagte er. „Ich liebe die Musik ungemein, aber ich verstehe kein Instrument zu spielen. Ich zeigte in meinen früheren Jahren keine Anlage dazu. Was war das, was Sie spielten?"

„Eine von den Kompositionen meines Vaters. Ich spiele fast nie etwas Anderes, da sie mir am besten gefallen. Und ich spiele am liebsten mit ihm zusammen. Es macht ihm Freude!"

„Sie würden Ruhm und Ehre gewinnen, wenn Sie Beide öffentlich spielten," sagte Edgardo.

„O nein, ich glaube nicht," antwortete sie unbefangen. „Und außerdem thäte das der Vater nicht; er liebt es nicht. Wir brauchen wenig; der Vater verdient es mit dem Unterricht, den er einigen jungen Männern ertheilt, die Lust und Talent zur Musik haben. Früher hat der Vater öffentlich gespielt; aber das war vor langer Zeit!"

„So leben Sie hier einsam in dieser entlegenen Straße," sagte Edgardo, der in dem Spiel des Knaben einen Grund fand, das Gespräch fortzusetzen. „Erscheint es Ihnen nicht zuweilen sehr still hier?"

„Ich liebe diese Stille. Die Straße ist einsam und entlegen, ja, aber um so freier und friedlicher. Ich gehe nicht gern in die Stadt. Der Lärm und das wilde Treiben machen mich ganz verwirrt. Und Paolo giebt mir genug zu thun!"

„So lebt Ihre Schwester bei Ihnen im Hause?" fragte Edgardo.

„Nein, sie ist von uns gegangen," antwortete das junge Mädchen ernst. „Ich bin jetzt Paolo's Mutter."

Es war nichts mehr zu sagen. Und doch hätte Ed-

gardo gern weiter gesprochen. Er hatte fast unverwandt in die Augen des jungen Mädchens geschaut, und es war ihm, als könne er sich noch nicht von ihnen lossagen. Der Knabe war des Spieles müde geworden und hatte den Hut Edgardo's jauchzend auf die Erde geschleudert. Das junge Mädchen rief ihm erzürnt einige tadelnde Worte zu und sich weit überbeugend, nahm sie den Knaben aus Edgardo's Armen.

„Was hast Du? Mit wem sprichst Du, Graziela?" fragte eine männliche Stimme und ein Kopf erschien neben demjenigen des jungen Mädchens.

„Paolo ist unartig," antwortete diese. „Zum Dank dafür, daß dieser Herr ihn aufgefangen, als er herabstürzen wollte, hat er ihm den Hut zerzaust."

Es war ohne Zweifel der Vater, mit dem sie sprach — ein Mann mit länglichem Antlitz, das, von weißem Haar umflossen, ernst, tief und träumerisch herabschaute — ein Künstler-Antlitz. Er war einfach gekleidet, wie das junge Mädchen; aber in seinem Wesen lag, wie in dem ihren, der Adel der Natürlichkeit und das Selbstbewußtsein des ruhigen Gewissens.

Der alte Mann sprach einige verweisende Worte zu dem Knaben, der sich unruhig gegen Graziela auflehnte. Dann nahm er ihn und setzte ihn im Zimmer auf die Erde. Edgardo hatte seinen Hut aufgenommen und ihm so viel als möglich die frühere Form wiedergegeben. Er wollte sich entfernen. Was sollte er länger hier? Zwar waren diese Beiden, der Vater und die Tochter, zwei Wesen, deren Erscheinung mit wunderbarer Sympathie sein Herz ansprach. Aber er war diesen Menschen fremd — schon mußten sie sein Verharren aufdringlich finden.

Der alte Mann beugte sich indessen aus dem Fenster und dankte dem Grafen in einigen schlichten Worten, daß er sich des Knaben angenommen.

„O, ich bin Ihnen dankbar!" erwiederte Edgardo lebhaft. „Ich habe selten, wohl nie, so schöne Musik gehört — ich war ganz versunken — ich vergaß den Knaben darüber! Wie glücklich muß derjenige sein, der so die Kunst zu üben versteht!"

„Glücklich!" erwiederte der alte Mann und sein tieferer Athemzug klang fast wie ein Seufzer. „Auch der größte Künstler — und ich bin kein solcher, nein! — steht unter den Gesetzen dieses Lebens, und sie drücken ihn um so stärker, je mehr er sich gegen sie auflehnt. Es ist leicht gesagt: die Schmerzen des Lebens zu vergessen im Genusse und in der Ausübung der Kunst! Wie Wenige wissen, welcher Anstrengung es bedarf, um sich hinaufzuschwingen auf die Höhe, von der aus wir die Erde mit ihren Leiden nur noch als einen Schatten erkennen. Ja, zuweilen sind wir glücklich — göttlich glücklich, in den Momenten, in denen es uns gelungen erscheint, irgend ein Gefühl oder einen Gedanken in eine Form gekleidet zu haben. Aber schon der nächste Augenblick zeigt uns unsere Schwäche, unsere thörichte Eitelkeit. Und wir sind nicht allein Künstler, wir sind auch Menschen. Die Natur hat uns mit feinerer Empfindung begabt — wenigstens glaube ich es — und wir fühlen zarter, weil wir erregter sind. Man sagt, daß ächte Kunst nur aus Leiden geboren werden. Ich stimme dem bei. Aber sie wird immer, immer nur aus Leiden geboren, und wo ist da das Glück? Wenn ich ein unglücklicher Vater wäre — glauben Sie, daß ich, auch wenn meine Seele sich hoch hinaufschwingt auf den Flügeln der Kunst über diese Welt, vergessen würde, daß mir ein blühender Sohn im Kerker vergraben wurde? Vielleicht schaffe ich, wenn ich daran denke, das Schöne, das alle Herzen erzittern läßt. Aber bin ich darum glücklich?"

„Ich hoffe, Sie sprechen nur im Gleichniß und nicht aus Erfahrungen der Wirklichkeit," sagte Edgardo, bewegt

in das Auge des alten Mannes schauend, das schwermüthig auf ihm ruhte.

„Ich spreche vielleicht nicht im Gleichniß," antwortete dieser. „Doch was thut das! Als ich noch jünger war und mich mehr in der Welt, das heißt unter den Menschen bewegte, hörte ich oft von Künstlern, Dichtern, Malern, Musikern sagen: Welch' glücklicher Mensch! Die Welt denkt, daß die Künstler im freudigsten Rausche arbeiten und daß sie den Ruhm ohne Anstrengung erwerben. O Thorheit! Was ist der Beifall dieser erbärmlichen Welt gegen die Qualen oder gegen das Entzücken des einsamen Zimmers, in dem ein großes Werk entstanden ist. Bewunderung kann wohlthun; aber sie ist nichts als eine Qual, ein Hinderniß, ein Leid weniger. Sie ist nichts Bestimmtes; sie ist nur das Fehlen eines Leidens, auf das der ächte Künstler im Voraus gezählt hatte. Der Künstler leidet immer, auch wenn sonst alles Glück der Welt ihm zulächelte — er leidet unter dem Gefühl seiner Unvollkommenheit! Und wie viel leidet er erst, wenn außerdem das Unglück ihn mit seinen Schlangenbissen verfolgt!"

„Aber trotzdem muß es ein herrliches Gefühl sein, das Schöne, Wahre und Gute der Welt zu offenbaren!" rief Edgardo.

„Ich weiß nicht, ob dieses Gefühl über die Befriedigung hinausgeht, die jeder Mensch empfindet, wenn er seine Schuldigkeit thut, gleichviel in welchem Berufe!" antwortete der alte Mann. „Und beschleicht jemals den ächten Künstler das Gefühl, daß er etwas Besonderes sei, so wird der nächste Augenblick ihn daran erinnern, daß er sich vielleicht im Irrthum oder auf falschen Wegen befindet. Am glücklichsten von allen Künstlern sind vielleicht noch diejenigen, welche die Welt der Sinne darstellen, die Maler und die Bildhauer. Denn sie vermögen am ersten zu erkennen, ob sie das Rechte gefunden und gethan. Doch — wohin soll

uns das führen! Wohl Ihnen, wenn Sie kein Künstler sind!"

„Aber kann nicht der Mensch, dem das Wohl des Menschengeschlechts am Herzen liegt, und der gern helfen möchte, dem allgemeinen Irrthum zu steuern und zum Frieden und zum Glück des Geschlechtes beizutragen — kann er nicht dieselben Qualen empfinden, wie der Künstler?" fragte Edgardo lebhaft.

„Wenn Sie ein Staatskünstler sind, so dürfte Ihnen in dieser Zeit freilich eine der schwersten Aufgaben zu Theil geworden sein!" erwiederte der Alte mit einem schwermüthigen Lächeln. „Die Welt sucht neue Bahnen, wie die Kunst sie zuweilen sucht, und diese Anstrengungen zählen ihre Opfer nicht mehr nach Einzelnen, sondern nach Tausenden. O, die Welt ist eine böse Welt, und ich bin nur glücklich, wenn ich Dich lächeln sehe, Graziela!"

Er legte seine Hand auf die Schulter des jungen Mädchens, das leicht erröthete. Edgardo war bewegt. Was er von dem Alten gehört, und was er hier sah — dieses einfache, stille Familienleben, über dem doch ein Hauch von Trauer schwebte — erschütterte ihn. Er konnte nicht daran zweifeln, daß diese Menschen gut und rein seien. Wie tief war der Gegensatz zwischen den Stürmen seiner Brust und dieser fast heiligen Ruhe! „Es ist eine böse Welt!" hatte dieser Mann gesagt und sich zu seiner Tochter gewendet, als zu seinem Einzigen und Allen. War es nicht das Beste, diese Welt böse sein zu lassen und nur den Frieden und das Glück des eigenen Hauses aufzusuchen?

„Ich will Sie nicht länger aufhalten. Sie wollen ohne Zweifel das unterbrochene Spiel fortsetzen," sagte er. „Die Signorina sagte mir, daß Sie auch Musiklehrer seien. Wenn ich einmal die Zeit finden sollte, so möchte ich gern gerade bei Ihnen lernen, was ich überhaupt lernen kann. Darf ich mich dann an Sie wenden?"

„Mein Name ist Terminetti, und ich stehe Jedem, der es ernst meint mit der Kunst, gern zu Gebote!" antwortete der alte Mann gemessen.

Edgardo war erbleicht. Terminetti! — Zum zweiten Male hörte er diesen Namen, und die düstere Erscheinung der Nacht trat wieder vor sein Auge. War Paolo hier gewesen? Wußte der Vater um die Flucht? Er war kein Meister in der Verstellung. Mehr als verwirrt, in peinlicher Scham stand er da. Dieser alte Mann hatte einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und den Sohn dieses Mannes, den Retter des eigenen Vaters hatte er so heftig von sich gestoßen? Was stand denn höher? Galt die Ueberzeugung mehr, als die Menschlichkeit? Dieses würdevolle, traurige Antlitz, dieses weiße Haar riefen ihm den Vater und die Pflicht der Dankbarkeit lebhafter und eindringlicher zurück, als jede Vorstellung des Geistes.

„Terminetti?" sagte er, während der alte Mann, ohne auf Edgardo's Miene zu achten, vor sich hinblickte. „Es ist mir, als müßte ich diesen Namen kennen? Haben Sie einen Sohn?"

Das Auge des alten Mannes flammte für einen Moment in einem helleren Glanze und sein Blick leuchtete eigenthümlich nieder auf den jungen Grafen.

„Ich hatte einen Sohn!" antwortete er kurz. „Ich weiß nicht, ob ich ihn noch habe, ob ich ihn jemals wieder haben werde!" fügte er dann düster hinzu. „Kannten Sie ihn? Wohl kaum; Sie sind jünger!"

„Rettete er einst einem Grafen Langari das Leben — in den Kämpfen des Jahres 1848?" fragte Edgardo.

„Ich glaube, er sprach davon," erwiederte der alte Mann. „Er war tapfer und großmüthig."

„Ich bin der Sohn jenes Grafen Langari," sagte Edgardo.

Der alte Mann sagte ein leises „Ah!" und neigte

leicht den Kopf, als wolle er dem Träger eines solchen Namens seine Ehrerbietung bezeigen; aber einen besonderen Eindruck schien diese Nachricht nicht auf ihn zu machen. Der Ausdruck seiner Miene blieb gedankenvoll und schwermüthig.

Was sollte Edgardo thun? Sollte er dem alten Terminetti die Flucht des Sohnes mittheilen? Offenbar wußte dieser noch nicht darum. Es war Edgardo, als hätte ihn der Alte dann finster und verächtlich anblicken müssen; denn würde Paolo Terminetti nicht berichtet haben, in welcher Weise der junge Graf ihm begegnet? Und war Paolo wirklich frei? Konnte er nicht in diesem Augenblick wieder eingefangen sein? Es schien besser, erst dann von dieser Flucht zu sprechen, wenn sie als gelungen anzunehmen war.

Inzwischen gab es einen anderen Weg, mit dieser Familie in Verbindung zu bleiben.

„Wollen Sie mir erlauben, daß ich mich schon morgen als Ihr Schüler melde?" fragte er.

„Sie werden mir willkommen sein!" antwortete Terminetti. „Aber ich bin nur Lehrer für die Geige. Die anderen Instrumente kenne ich wohl und spiele sie ein wenig, aber ich lehre sie nicht."

„Ich habe früher die Geige geübt," erwiederte Edgardo. „Wenn es Ihnen nicht gelingt, etwas aus mir zu machen, nun, so wird es wohl überhaupt nicht möglich sein und ich will dann nicht mehr daran denken."

Er wußte nicht, was er weiter sagen sollte. Terminetti fragte, welche Zeit dem Herrn Grafen recht sei und entschuldigte sich, daß er nicht selbst zu ihm kommen könne; er gehe so wenig aus, daß er sehr bald müde werde, und könne auch den Lärm der Straße nicht mehr vertragen. Die Stunde wurde festgesetzt. Edgardo ging. Er zog seinen Hut so tief, wie er ihn noch nie vor Leuten dieses Standes gezogen. Es war ihm, als müsse er sich in Ehrerbietung

neigen vor diesem weißlockigen Haupte und vor dem sanften Antlitz, das so klar neben der Schulter dieses Mannes leuchtete. Er wäre gern geblieben. Eine eigene Wehmuth zog durch sein Herz, als er ging. Aber was sollte er länger dort? —

Er ging sehr langsam nach seiner Villa zurück, oft auf irgend einer Bank verweilend. Er dachte über den Eindruck nach, welchen der Blick, den er in diese Familie geworfen, auf ihn gemacht. Was war denn so Absonderliches bei dem Allen? Ließ sich die Bewegung, die er empfunden, nicht darauf zurückführen, daß dieser alte Mann und dieses junge Mädchen der Vater und die Schwester jenes Flüchtlings waren? Nein. Schon ehe er dies erfuhr, hatte sein Blick mit einem ganz besonderen Gefühl der Theilnahme und der Ehrfurcht an ihnen gehangen. Bei dem Gedanken, daß er morgen dort wieder sein werde, überkam ihn ein heftiges Sehnen; er hätte gewünscht, der Augenblick wäre da, in welchem er dort einträte und der Alte und seine Tochter ihm entgegenkämen.

Doch Anderes, viel Anderes gab es, das ihn weit mehr beschäftigen mußte, als jener Besuch. Mit einem Seufzer dachte er an Ottavia und Alessandro, an seinen Besuch bei dem strengen Manne der Politik, dessen Worte sein Herz wie Dolchstöße getroffen. War es Zeit für ihn, den Klängen der Musik zu lauschen und in die Augen eines jungen Mädchens zu schauen? Wie glücklich wäre er gewesen, hätte er es gekonnt, und wäre keine andere, bösere Welt für ihn vorhanden gewesen! Aber sie war einmal da und noch gab es für ihn wohl Pflichten, aber kein Glück.

Er hatte auch den Rückweg nicht durch die Stadt genommen. Es war ihm angenehmer, hier unbeobachtet durch die stillen Gärten oder über die einsamen Felsen zu wandern, als durch die geräuschvolle Stadt, deren Lärm nur als ein dumpfes, leises Rauschen bis hier herauf drang.

Plötzlich fiel ein Schuß ganz in seiner Nähe. Unwillkürlich stand er still, denn es war ihm, als sei zugleich irgend etwas an seinem Ohr blitzschnell vorübergezischt. Ehe er sich noch besinnen konnte, fiel ein zweiter Schuß, und zugleich war es ihm, als erhalte er einen Schlag in den Nacken. Er taumelte und es wurde ihm dunkel vor den Augen. Aber er hatte dennoch das Gefühl, daß er nicht verwundet sei. Das Gefühl der Selbsterhaltung, der Instinkt des Muthes riß ihn empor. Er blickte um sich, mit klarem Auge, wenn auch geistig betäubt. Dort, über der niedrigen Mauer des nächsten Gartens, zog noch der Pulverdampf durch die fast unbewegte Luft.

„Mörder! — Zu Hülfe!" rief der Graf und sprang auf die Mauer zu.

Er sah nichts. Sein Herz, das im ersten Moment des Schreckens still gestanden, schlug jetzt mächtig. Die Hände fast einkrallend in die niedrige Mauer, starrte er hinüber in den Garten, in das Gewirr von Orangenbäumen. Er sah nichts, hörte nichts.

Dann, plötzlich von dem Gedanken ergriffen, daß er wehrlos sei und daß jene Waffe aus sicherem Versteck sich abermals auf ihn richten könne, prallte er zurück, eilte einige Schritte fort, bog ab vom Wege und lief den nächsten Häusern zu. Erst als er diese erreicht, stand er tief athmend still.

Man hatte die Schüsse dort gehört. Einige Männer und Frauen waren in die Thüren getreten und blickten vorsichtig heraus, ob auch nicht Gefahr drohe.

„Ich bin angegriffen worden!" rief Edgardo mit athemloser, fast versagender Stimme. „Habt Ihr Waffen? Wir wollen hinauf! Der Mörder darf nicht entfliehen!"

„Waffen? O, Signore, in Neapel tragen nur die Soldaten und die Sbirren Waffen — und die Banditen!" sagte

ein Mann mit etwas wie düsterem Spott. „Und der ist längst entflohen! Die Gärten gehen hinauf bis zur Höhe!"

„Schmachvoll, schmachvoll!" rief Edgardo, immer noch nach jenem Garten hinaufstarrend.

„Ja, das ist nicht anders!" sagte der Mann. „Sind Sie verwundet?"

Edgardo faßte nach dem Nacken; die Männer traten näher. Die Kugel hatte den Kragen des Rockes gestreift, zum Theil durchlöchert, aber keine Wunde hinterlassen.

Noch einige Minuten stand Edgardo. Er wußte nichts zu sprechen. Seine Gedanken durchkreuzten, verwirrten sich. War das ein Räuber gewesen, hier in dieser Gegend, nicht hundert Schritte weit von den Häusern? Hätte ein Räuber es wagen können, ihn an dieser Stelle auszuplündern, selbst wenn Edgardo gefallen wäre?

Oder war ein Mord beabsichtigt worden? Ein Mord!

Langsam ging er weiter, der Stadt zu und in dieselbe hinein. Er nahm den ersten Lohnwagen, den er sah, und fuhr nach Hause. Es war ihm nicht möglich, zu gehen. Er fühlte, daß er erschreckt sei, nicht erschreckt über die Gefahr, in der er geschwebt, sondern über die Möglichkeit, daß man ihm nach dem Leben getrachtet — ihm, der keines Menschen Feind war. Also weshalb? War ein Irrthum denkbar?

Nur in der Ruhe und Stille seines Zimmers konnte er seine wirbelnden Gedanken sammeln. Er eilte, es zu erreichen.

VIII.

Der Don.

Die Gräfin Ottavia hatte, wie erwähnt, ihrem Bruder, als derselbe vom Staats-Sekretär zurückkehrte, sagen lassen, daß sie allein zu sein wünsche. Sie war auch allein, denn noch hatte man ihr denjenigen nicht gemeldet, den sie erwartete.

Es war das erste Mal, daß sie in diesem Zimmer des väterlichen Hauses, in dem sie groß geworden, einen Mann erwartete, der nicht das Recht hatte, offen zu ihr zu kommen, oder gegen dessen Besuch, wenn auch ihre Bitte ihn dazu berechtigte, doch Sitte und Herkommen sich sträubten. Nirgendwo mehr, als in Italien, sind die jungen Mädchen gezwungen, ihren Ruf zu hüten. Man verzeiht den Frauen Alles, den jungen Mädchen Nichts. Sie können sich in Gesellschaft so frei bewegen, wie sie wollen, aber ein geheimes Flüstern mit einem jungen Manne würde übel bemerkt werden. Gewöhnlich werden sie von den Müttern oder Verwandten unter strenger Obhut gehalten. Geistliche Personen sind die einzigen, mit denen man ihnen gestattet allein zu sein, denn der Einfluß der Geistlichen ist mächtig und leider überall in Italien, wo er mächtig ist, auch verderblich. Indessen gilt dieses Vorrecht doch in der Regel

nur für die älteren Geistlichen. Daß ein junger Abbate ein junges Mädchen besuche, würde man überall für unschicklich und für ein Zeichen des schlimmsten Einverständnisses gehalten haben.

Und daß Ottavia dies wußte, das zeigte sich in der Art, wie sie die verschränkten Arme über der Brust gekreuzt hielt, wie sie, den Kopf leicht gesenkt, durch das Fenster, an dem sie stand, hinausblickte auf den Garten, immer auf dieselbe Stelle, mit starrem Blick, die Brauen zusammengezogen, so daß sie sich fast berührten. Sie wußte, daß sie einen entscheidenden Schritt gewagt, daß sie die Grenze dessen überschritten, was ihr erlaubt war. Ihr Bruder, fest auf sie vertrauend, hatte ihr keine Wächterin zur Seite gestellt. In dem von ihr bewohnten Flügel der Villa lebte sie vollkommen frei und unbeschränkt, nur umgeben von einer älteren und zwei jüngeren Dienerinnen. Außer ihrem Bruder hatten nur der Intendant des Hauses und einige Freunde des Vaters ihre Zimmer allein betreten; selbst der Principe war nur in Gegenwart ihres Bruders hierher gekommen. Nun hatte sie selbst einen Mann hierher gerufen, der trotz seines Standes dafür bekannt war, ein großer Verehrer der Frauen zu sein. Bereute sie den Schritt? Vielleicht. Aber sie gestand es sich selbst nicht. Sie war nur entschlossen, fester zu sein, als jemals. Sie wollte ihn heut nur als ihren Rathgeber hören, und nur dieses eine Mal.

Sie fuhr zusammen, als die Zimmerthür sich leise öffnete. Nur das frische Gesichtchen des Kammermädchens mit seinen klugen Augen blickte hindurch.

„Ich wollte der Signora Contessina nur melden, daß der Herr Graf soeben wieder ausgegangen."

„Gut, gut! Geh' auf Deinen Posten!" erwiederte die Contessina.

„O, ich habe vorher die Straße auf beiden Seiten hinabgesehen, es kam kein Don. Ich glaubte —"

„Gut!" rief Ottavia. „Mir liegt nichts daran, wenn mein Bruder es weiß!"

Das Mädchen zog den Kopf zurück. Ottavia wandte sich wieder dem Fenster zu. Sie hatte ein Geheimniß mit ihrem Kammermädchen, wenigstens eine Art von Geheimniß — zum ersten Male! — und sie war nicht so erfreut darüber, wie Beppa, die sich an diesem Morgen wie neugeboren dünkte und die Villa mit ihrem Geträller erfüllte. Hatte Beppa denn doch nun endlich etwas, was dem ähnlich sah, wovon sie die anderen Zofen hatte erzählen hören! Die Herrin hatte ihr einen Brief gegeben mit dem Auftrage, Niemand etwas davon zu sagen, hatte sie ferner angewiesen, sich ungefähr von elf Uhr an in der Vorhalle aufzuhalten, und wenn dort ein Signore erschiene, in geistlicher Kleidung, ein junger Mann, ihn sogleich, wo möglich noch ehe der Pförtner oder ein anderer Diener ihn nach seinem Namen frage, zu ihr zu führen. War das nicht der Anfang einer allerliebsten kleinen Intrigue? Sie schien einige Zoll höher geworden zu sein, so selbstbewußt ging sie in der Vorhalle auf und ab, und wie scharf spähten die schwarzen Augen nach der Straße! Konnten da die Trinkgelder fehlen, und konnte die gnädige Contessina schelten, wenn Beppa etwa einmal zufällig im traulichen Geplauder mit einem schwarzköpfigen Beppo entdeckt wurde?

Ja, ein junger Mann, ein stattlicher Herr — hatte die Contessina gesagt, als sie dem Mädchen den zu erwartenden Herrn beschrieb, und sie hatte etwas leiser hinzugefügt: eigentlich ein schöner Mann! Und das sollte ein Mönch sein — eine Benediktiner-Mönch?

Warum nicht? Beppa hatte das sehr natürlich gefunden. Die Mönche sehen nicht immer so aus, wie die Nordländer sie sich denken, die nur von ihnen gelesen oder sie auf Bildern gesehen. Es sind nicht immer Leute mit langen Bärten und gefurchtem Antlitz, in schmutziger brauner

Kutte, Sandalen an den nackten Füßen und einen Bettelsack auf dem Rücken. Die geistliche Armee hat nicht nur ihre gemeinen Soldaten, sie hat auch ihre Garde-Lieutenants, und vor Allem findet man sie unter den Benediktinern des südlichen Italiens, in Neapel und Sicilien.

In einzelnen katholischen Ländern, in Spanien und namentlich in Italien, ist der geistliche Stand auch heut noch, wie er es vor Jahrhunderten war, eine Versorgungsanstalt für die jüngeren Söhne des hohen Adels, und deshalb giebt es unter den Mönchen — so entgegen dies auch den Lehren des Christenthums und den Satzungen derjenigen sein mag, welche die geistlichen Orden gründeten — verschiedene Klassen und Abstufungen. Die jüngeren Söhne des Adels treten meist in die reichen Benediktiner-Stifte und führen den Titel eines Don. Diese Klöster, weit entfernt, ein Sitz der Armuth und Mäßigkeit zu sein, gleichen in ihrer Einrichtung und in der Lebensweise ihrer Bewohner fürstlichen Palästen. Meist herrlich gelegen, wie Monte-Cassino bei Arpino, San Martino bei Neapel, la Cava bei Nocera, und wie die sicilianischen Klöster von Monreale, San Martino und von Messina, reich dotirt, enthalten sie herrlich ausgeschmückte Räumlichkeiten, Kunstschätze ersten Ranges, großartige Bibliotheken. Die Mönche bewegen sich in ihnen mit vollkommenster Freiheit, spielen Theater, führen Opern auf, empfangen Gesellschaften. Diese Klöster sind nicht immer ohne Einfluß auf die Zeit gewesen. Im Mittelalter waren sie der Sitz der Gelehrsamkeit und wissenschaftlicher Forschungen; in neuerer Zeit wurden einige von ihnen die Stützpunkte der liberalen Bewegungspartei, da die neu eintretenden jüngeren Adelichen bereits angehaucht waren von dem Geiste unseres Jahrhunderts. Namentlich war dies in Sicilien der Fall.

Die zweite Klasse der Ordensgeistlichen entspricht ungefähr dem Bürgerstande. Zu ihr gehören die Jesuiten, die

Piaristen, die Barnabiten, in deren Händen sich die meisten höheren Lehranstalten befinden.

Die dritte Klasse, diejenige der Frati (Brüder), entspricht dem unteren Volke und hat den größten Einfluß auf dieses Volk, aus welchem die Mehrzahl von ihnen hervorgegangen ist. Vollkommen ungebildet und plump, in blinden Glaubensfanatismus versenkt, entsprechen sie ihren Verwandten, den Lazaroni, und bilden die Stütze des despotischen Regiments. Ihr Christenthum steht, einige Formeln ausgenommen, auf der niedrigsten Stufe. Stets mit dem Volke verkehrend, mit ihren Bettelsäcken durch die Städte und Dörfer ziehend, reden sie öffentlich zum Volke, verkaufen ihm Heiligenbilder, Amulette, Zauberbücher und Lotterie-Nummern, kuriren Krankheiten, hören die Beichte, deuten Träume, mischen sich in die häuslichen Angelegenheiten, pflegen die Kranken und begraben die Todten. In ihren Händen liegt die Stimmung der unteren Volksschichten; was sie predigen, thun die Lazaroni. Zu ihnen gehören die Franziskaner, die Augustiner, die Dominikaner und vor Allem die Kapuziner.

Aehnlich ist es mit den weiblichen Orden. Während in einigen Nonnenklöstern keine Nonne zugelassen wird, die nicht ihr Adelsdiplom und eine Rente aufzeigen kann, wie in Santa Chiara in Neapel, und während in diesen Luxus, Müßiggang und Kabale herrschen, wird in anderen Nonnenklöstern gebettelt, für Geld genäht und gestickt. Man rechnet auf Neapel und Sicilien mindestens sechszig- bis siebzigtausend Mönche und Nonnen. Welche Macht in den Händen einer Regierung, die sich des geistlichen Einflusses auf das Volk wohl bewußt ist!

Daß in einem Lande, wo die Leidenschaften eine so große Rolle spielen, eines der Hauptgelübde jedes Geistlichen wenig gehalten wird, bedarf kaum der Erwähnung. Die Dons sowohl wie die Frati wissen sich für die Einsamkeit

ihrer Zellen zu entschädigen, indem sie die bürgerlichen Familien vergiften, und die Vorrechte des Vertrauens, die ihr Stand ihnen giebt, in schmachvoller Weise mißbrauchen. „Ich bin ein Mulo!" sagt oft ein Kind in Neapel, das bettelnd seine Hand ausstreckt, und Jeder weiß, was das bedeutet. Tausende und aber Tausende dieser Geschöpfe irren durch die Welt und helfen die Zahl der Lazaroni vermehren. — — — — — — — — — — — — — —

Zu jenen Dons also, die wenig daran dachten, sich die Herrlichkeiten der Welt durch ihre Gelübde verkümmern zu lassen, gehörte auch Don Geronimo, der Sohn einer alten, verarmten neapolitanischen Familie. Er brachte den größeren Theil seiner Zeit außerhalb des Klosters, in der Stadt zu, ja, es hieß sogar, er habe eine eigene Wohnung in der Stadt. Auch gab er viel Geld aus, ohne daß man wußte, woher er es nahm. Selbst in den besseren Gasthäusern und Cafés sah man ihn sehr oft. Natürlich stand dies Alles im Widerspruch mit den Gesetzen des Ordens. Aber die katholische Welt Italiens kennt für Alles eine Erlaubniß, wenn man sie nur auf die richtige Weise zu erwerben versteht. Hin und wieder hieß es — oder er sagte es auch wohl selbst — daß er Verweise erhalten; aber man sah ihn nichtsdestoweniger Mittags und Abends in vielen Familien. Und immer, wo man ihn sah, konnte man darauf zählen, daß eine schöne Frau in der Nähe sei.

Diesen Geronimo hatte Ottavia im Hause der Ruttas kennen gelernt, als sie sich dort zum Besuch befand. Zu Anfang hatte sie sich von ihm abgestoßen gefühlt; sie war ja ohnehin durch die erfahrene Carolina genügend davon unterrichtet, in welchem Rufe Don Geronimo stehe. Aber der junge Don hatte, nachdem die Gräfin seine leichtfertige Manier kurz und stolz abgewiesen, ein so ehrerbietiges Wesen gegen sie angenommen, er hatte sich so eifrig bemüht, durch die zarteste Aufmerksamkeit sein erstes Versehen gut zu

machen, daß die Contessina, da sie ihn ja doch täglich sehen mußte, es für gut fand, ihm die Höflichkeiten des gewöhnlichen Umgangstones zu gestatten und zu erweisen. Und nun — oft stundenlang mit ihm plaudernd, denn er war der einzige Mensch in der Casa della Rutta, mit dem sie überhaupt plaudern konnte — fand sie in dem jungen Geistlichen so viel Witz, Lebenserfahrung, Kenntnisse und wie es schien auch natürliches, nur durch einen heiteren Sinn maskirtes Gefühl, daß sie allmählich Interesse für ihn empfand. Auch überschritt Don Geronimo nie die Grenze des feinsten Anstandes, in dem er Meister war. Daß seine großen und feurigen Augen zuweilen mit dem Ausdruck der Schwärmerei, der Bewunderung oder zurückgehaltenen Leidenschaft auf ihr ruhten — nun, das mußte sie wohl verzeihen. Sie hielt sich für stark genug, ihn jeden Augenblick in seine Schranken zurückzuweisen, wenn er dieselben überschreiten sollte. Aber dazu war sie nie genöthigt, und Ottavia begann im Ernst zu glauben, daß man in Bezug auf Geronimo's Vergangenheit und sein Verhältniß zu den Frauen vielfach übertreibe; sie vermißte ihn, wenn er einmal nicht kam, und ohne Zweifel gewann die Persönlichkeit des kalten, geist- und gemüthlosen Principe nicht neben dem lebhaften, ehrerbietigen, witz- und geistsprudelnden Geronimo. Ohne daß sie es ahnte, erging es ihr wie vielen begabten, edlen und unerfahrenen Frauen; sie wollte selbst prüfen, glaubte nicht an eine Maske und hoffte, wenn dieser Mann wirklich jemals schlecht über die Frauen gedacht, ihm durch ihr eigenes Beispiel eine bessere Meinung über ihr Geschlecht einzuflößen. Bald schleicht die leicht verzeihliche Eitelkeit sich ein, zu glauben, daß jener Mann niemals ein wirklich edles Weib gefunden. Sie vergessen, daß sie sich geübten Kämpfern gegenüber befinden, und daß sie selbst nichts von der Macht der Leidenschaft und der Gewalt des Augenblickes wissen. Dem Kinde gleich spielen sie mit dem Feuer, von

dem sie nie gebrannt worden. Sie unterliegen in dem Augenblick, in welchem sie zu siegen glauben, da sie die letzten Hülfsmittel, die Kriegslisten ihres Gegners nicht kennen. Starke und kluge Frauen, wenn sie nicht durch eine hohe Pflicht aufrecht erhalten werden, fallen einem so geübten Feinde immer zum Opfer. Nur das schüchterne Mädchen entflieht ihm zuweilen — aus Instinkt. —

Ottavia stand also wieder an dem Fenster — eine schöne, edle Gestalt, schlank und doch von den weichsten Formen, der Nacken so stolz geschwungen, daß wohl wenige Männer nicht gewünscht hätten, dieser Nacken möge sich sanft zu ihnen niederbeugen. Jetzt zürnte sie sich selbst. Sie hätte diesen Schritt nicht thun sollen. Es würde sich eine Gelegenheit gefunden haben, Don Geronimo anderswo zu sprechen, ohne daß sie genöthigt gewesen, ihr Mädchen in das Geheimniß zu ziehen. Weshalb hatte sie überhaupt geschrieben? Lag in ihrem Briefe nicht mehr, als sie hatte hineinlegen wollen? Wie würde Don Geronimo jetzt ihr gegenüber auftreten? Von einer plötzlichen Anwandlung ergriffen, ging sie nach dem Tisch, um die Klingel zu nehmen. Sie wollte Don Geronimo sagen lassen, daß sie ausgegangen sei. Es überkam sie plötzlich etwas, wie Furcht.

Da öffnete sich die Thür und Don Geronimo trat ein.

Ja, er war ein schöner Mann. Selbst der ernste schwarze Anzug — nicht eine Mönchskutte, sondern ein Anzug, dem bekannten der französischen Abbés ähnlich — raubte dieser mehr als gewöhnlich hohen Gestalt nichts von ihrer Leichtigkeit und Biegsamkeit. Das schmale, etwas bleiche Antlitz mit der gebogenen Nase, dem vollen, frischen Munde, den dunklen Brauen zeigte untadelhafte Formen; es hätte selbst neben einem Antinous-Kopf wenig verloren. Schwarze Locken fielen dicht um die Schläfe; die Tonsur bemerkte man nicht, ein feines gesticktes Sammetkäppchen, das er stets unter dem breitrandigen Hut trug, bedeckte sie.

Eigenthümlich waren vor Allem seine großen tiefblauen Augen, jedes Blickes fähig, von der sanftesten Ergebung bis zur flammenden Leidenschaft — gefährlich für Jeden, der es wagte, tief in sie hineinzuschauen, wie der dunkelblaue Abgrund zu unseren Füßen.

Er verbeugte sich tief, und in der Nähe der Thür stehen bleibend, sagte er ruhig:

„Sie haben mich zu sich rufen lassen, Gräfin. Ich bin im ersten freien Augenblick herbeigeeilt."

Ottavia hatte die Klingel noch in der Hand. Sie fühlte, daß sie vollkommen ruhig und gefaßt erscheinen mußte.

„Einen Moment Verzeihung, Signore!" sagte sie.

Dann gab sie Beppa, die auf den Ruf der Klingel hereintrat, den Befehl, in den nächsten zehn Minuten Niemand vorzulassen. Don Geronimo stand während dessen auf derselben Stelle, ruhig und achtungsvoll auf die Gräfin blickend.

„Nun, bitte, nehmen Sie einen Sessel, Signore," sagte sie und ihre Miene blieb ernst. „Ich habe einen außergewöhnlichen Schritt gethan, weil mir Außergewöhnliches widerfahren. Ich bedarf eines aufrichtigen und guten Rathes; mein Bruder und der Principe können mir ihn nicht geben, da sie selbst Partei gegen mich sind. Ich habe an Sie gedacht und baue auf Ihre Ehrenhaftigkeit und Verschwiegenheit."

„Bauen Sie fest darauf!" sagte Don Geronimo, sich verbeugend, und setzte sich dann der Gräfin gegenüber.

Ottavia erzählte ihm, was geschehen. Sie sagte nicht Alles, was sie ihrem Bruder gesagt; sie deutete nur an, daß sie Erfahrungen gemacht, die es ihr unmöglich scheinen ließen, an der Seite des Principe ruhig und glücklich zu leben. Die Angelegenheit des Kontraktes setzte sie klar auseinander und betonte, daß sie zu jedem Geldopfer bereit sei.

Dann schilderte sie ihm den Charakter ihres Bruders und theilte ihm die Ansicht desselben mit.

„Ich habe mich an Sie gewandt, Don Geronimo, weil Sie die Welt kennen und im Stande sind, mir zu sagen, wie man meine Weigerung auffassen wird. Mein Bruder ist der beste aller Menschen, ich verehre ihn. Aber er ist ein Schwärmer, und wie alle Schwärmer, nimmt er nur auf seine Ideen, die er Grundsätze nennt, Rücksicht, nicht auf die Personen. Von Ihnen darf ich Unparteilichkeit erwarten, und ich verlange sie von Ihnen. Sie sind nicht genug mit den Ruttas befreundet, um ausschließlich das Interesse derselben wahrzunehmen, und andererseits haben Sie keine Verpflichtungen gegen mich, die Sie abhalten könnten, Ihre wirkliche Meinung zu sagen. So habe ich mich, wohl erwägend, daß ich einen bedenklichen Schritt that, dazu entschlossen, gerade Ihre Ansicht zu hören, und ich rechne dabei ebenso sehr auf Ihre Bereitwilligkeit, mir helfen zu wollen, als auf Ihre Verschwiegenheit."

Abermals verbeugte sich Don Geronimo mit ruhiger Achtung.

„Sie werden sich, verehrte Gräfin, in keiner Voraussetzung geirrt haben," sagte er, „weder in meinem besten Willen, Ihnen zu dienen, noch in meiner Aufrichtigkeit, noch in meiner Verschwiegenheit. Ich bin den Ruttas gegenüber durch Nichts gebunden. Es ist meine Pflicht, mit allen Ständen, mit allen Personen zu verkehren; deshalb besuchte ich auch jenes Haus. Was mich in der letzten Zeit dorthin zog, darüber glaube ich mich nicht näher erklären zu dürfen. Wie ich von der Principessa denke, ist mein eigenes Geheimniß; die Höflichkeit legt jedem Manne in seinem Urtheil über eine Dame Pflichten auf. Was aber den Principe betrifft, so kann ich mich offen aussprechen. Ich verachte ihn. Ich weiß vielleicht Alles, was Sie mir mit richtigem Takt verschwiegen haben. Sie fühlen indessen, daß ich nicht

berufen war, zu reden, wo ich nicht gefragt wurde. Es hätte seltsam erscheinen müssen, wenn ich Sie auf die Fehler Ihres Verlobten aufmerksam gemacht hätte. Jetzt, da Sie Ihre bestimmte Absicht ausgesprochen haben, dieses Verhältniß aufzulösen, kann ich Ihnen nur vollkommen beistimmen. Der Principe ist Ihrer unwürdig; Sie würden an der Seite dieses Mannes ein elendes Dasein führen. Ihr edles Herz, Ihr feiner Takt hat dies herausgefühlt — ein Zeichen mehr, daß ich mich nicht in Ihnen irrte, als ich Ihnen meine Verehrung zu Füßen legte. So weit ich nun aber della Rutta kenne — und ich kenne ihn genau! — sehe ich voraus, daß er nicht so leicht in die Auflösung dieses Verhältnisses willigen wird. Er ist nicht so thöricht, zu verkennen, welchen Schatz der Zufall ihm zugeführt. Nicht um Ihr Vermögen allein ist es ihm zu thun — obgleich dies einen sehr wesentlichen Einfluß auf ihn übt — sondern auch um Ihre Person. Nicht, daß er Sie liebte — ich bezweifle das. Aber er ist einsichtig genug, die Vorzüge der Dame, die ihm der väterliche Wille zur Gattin bestimmt, nicht zu verkennen — Vorzüge, die ich nicht näher anführen darf, da wir uns gegenüber sitzen. Erwarten Sie also in dieser Hinsicht nichts. Der Principe muß sich im Nothfall mit einer Entschädigungssumme begnügen; aber er wird dies auch nur im Nothfall thun. Wie die Welt über Ihre Weigerung denkt, könnte Ihnen gleichgültig sein; Sie haben zuletzt nur Ihr eigenes Herz zu befragen. Wenn es aber zu Ihrer Beruhigung dient, das Urtheil der Welt zu kennen, so kann ich Ihnen sagen, daß alle diejenigen, die mit dem Charakter Rutta's bekannt sind, Ihrer Weigerung, die Gattin eines solchen Mannes zu werden, nur Beifall schenken werden. An der Meinung derjenigen aber, die ihn nicht genau kennen, ist wirklich nichts gelegen, und auch diese werden es am Ende ganz natürlich finden, wenn eine junge Dame sich die Freiheit ihres Herzens mit bedeutenden

Opfern zurückerkauft. Ein solcher Schritt kann Ihnen nur zur Ehre gereichen; auf Rutta wird alle Gehässigkeit zurückfallen, wenn er die Summen, die Sie ihm bieten, wirklich annimmt. Ihrem Bruder endlich, über dessen Charakter ich Einiges gehört habe, den ich aber nicht persönlich kenne, müssen Sie Festigkeit zeigen. Sie sind Herrin über Ihr Herz. Was mich anbetrifft, so bin ich zu jedem Dienste bereit. Ich will, wenn Sie es wünschen, mit Ihrem Bruder sprechen und ihm Aufklärungen geben, die Sie ihm wahrscheinlich nicht geben konnten. Ich bin bereit, Sie in Allem zu unterstützen, was Sie thun wollen. Gebieten Sie über mich. Sollte Ihr Bruder Sie zwingen wollen, was ich jedoch für unmöglich halte, so werden Sie in mir eine feste Stütze finden; Sie sollen in mir, wenn Sie mich einer so großen Gunst würdigen, einen zweiten Bruder besitzen. Mein Stand schützt mich vor jedem Verdachte, den man wegen meiner Theilnahme für Sie hegen könnte, und ich schätze mich jetzt glücklich, diesen Stand gewählt zu haben — so sehr ich dies zuweilen bedauerte — da er es mir vergönnt, freier, als in jeder anderen Stellung für Sie auftreten zu können. Ich wiederhole Ihnen noch einmal, Contessa, gebieten Sie über Alles, was ich bin!"

Don Geronimo hatte nicht nur mit dem Munde, sondern auch mit den Augen gesprochen, die unablässig auf Ottavia ruhten. Seine Blicke waren treu, hingebend, wie seine Worte ruhig, ernst, gemessen. Es hätte als eine Thorheit erscheinen müssen, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Alles an ihm erweckte Vertrauen. Würde nicht jeder Andere die eigenthümliche Lage der Gräfin benutzt haben, um für sich selbst zu wirken? Nichts von dem. Nur ein wahrer, uneigennütziger Freund konnte sprechen, wie er. Nie hatte er einen so tiefen Eindruck auf Ottavia gemacht. Wie süß klingt der Rath, den man zu hören wünscht, von so beredten Lippen! Wie wohl thut der ergebene Blick so schöner

Augen! Zum ersten Male fühlte Ottavia etwas, das sie bis dahin nie bei dem Anblick Geronimo's empfunden. War es Freude, war es Wehmuth? Es zitterte so eigen, so süß beklommen durch ihr Herz.

Unwillkürlich reichte sie ihm die Hand. Er küßte sie. Seine Lippen verweilten nicht länger auf dieser schönen, zarten Hand, als die Höflichkeit und der Ernst des Augenblicks es gestatteten. Aber Ottavia fühlte den leichten Druck dieser Lippen, wie sie nie einen ähnlichen gefühlt, und ihr Herz klopfte stärker.

„Ich danke Ihnen, Don Geronimo — von ganzem Herzen!" sagte sie. „Es ist mir eine große Erleichterung, zu wissen, daß ein erfahrener und treuer Mann mir zur Seite steht. Mein Bruder, fürchte ich, wird seine eigenthümlichen Ansichten kaum aufgeben. Wollen Sie mit ihm sprechen — gut, ich habe nichts dagegen. Wie sehr wünschte ich, daß diese Angelegenheit sich in Frieden endigte! Aber ich bin entschlossener, als je, nicht nachzugeben, sollte auch eine Trennung zwischen mir und Edgardo eintreten. Ich kann mich nicht unglücklich machen um seiner Träumereien willen!"

„Ich hoffe, die Bedenken des Grafen zu beseitigen," sagte Don Geronimo. „Ich werde, da Sie mir die Erlaubniß dazu geben, mit ihm sprechen. Beharrt er bei seiner Ansicht, die einem übertriebenen Ehrgefühl entspringt, so hoffen Sie unbedingt auf meinen Rath, auf meinen Beistand. Von einem Zwange kann und darf hier nicht die Rede sein."

Ottavia erhob sich, mit ihr zugleich der junge Don.

„Sie begreifen, Signore," sagte die Contessa, „daß es mir nicht möglich ist — so sehr ich dies bedaure — Sie hier zu sehen — es sei denn, daß Ihr Verhältniß zu meinem Bruder sich derart gestaltete, daß Sie Freunde würden, was ich von ganzem Herzen wünsche. Wir werden uns

auf einen brieflichen Austausch unserer Meinungen beschränken müssen."

„Ich sehe das ein, Contessa," erwiederte Don Geronimo. „Und doch giebt es eine Gelegenheit, uns zu sprechen, die ich dem brieflichen Verkehr vorziehen würde, nur aus Rücksicht für Sie selbst, Signora. Ohne Zweifel kennen Sie die Marchesa d'Anveli?"

Und als Ottavia dies durch eine stumme Neigung des Kopfes bejahte, fuhr er fort:

„Die Marchesa ist eine unserer achtbarsten Damen. Sie steht zu mir in verwandtschaftlichen Verhältnissen, ich bin gleichsam ihr Sohn. Ich werde der Marchesa sagen, daß Sie in einer wichtigen Angelegenheit meines Beistandes bedürfen, und werde die erste Gelegenheit benutzen, Sie ihr vorzustellen. Dann kann ich Sie in dem Hause der Marchesa sehen, ohne daß Jemand es erfährt, oder wenn er es erfährt, irgend ein böswilliges Urtheil darüber fällen dürfte. Es bedarf nur einiger Zeilen an mich mit der Angabe der Zeit Ihres Besuchs bei der Marchesa, und Sie werden mich stets dort finden."

Das war so ruhig, so ergeben gesagt, daß Ottavia ihre eigene Schwäche verrathen hätte, wenn sie in diesem Vorschlage etwas Ungeziemendes gefunden.

„Ich nehme dies an, wenn kein anderer Ausweg bleibt," sagte sie. „Wann wollen Sie mit meinem Bruder sprechen?"

„Vielleicht noch heut," antwortete Geronimo.

Sie trennten sich. Noch ein Handkuß, mit demselben leichten und doch so fühlbaren Druck der Lippen, und Geronimo verließ das Zimmer der Gräfin.

Während diese, den Kopf auf die Hand gestützt, ihren Gedanken und Empfindungen nachhing, die unruhiger waren, als diese Unterredung sie hätte hervorrufen sollen, ging Don Geronimo die Straße entlang, den Kopf hoch er-

hoben, das Auge leuchtend, die Lippen sich leise bewegend im Triumph.

„Mein!" rief Alles in ihm. „Mein das schöne Weib! Ihr Freund, ihr Beschützer — ein geheimer Bund mit mir! Der Zufall will es! Kaum wagte ich zu hoffen! Und nun liegt Alles vor mir, und von den vielen Wegen kenne ich nur nicht denjenigen, der mich am schnellsten zum Ziele führen wird!"

Ja, wohl gab es verschiedene Wege, dieses herrliche Geschöpf, das eine ungewöhnliche Verkettung von Umständen ihm plötzlich so nahe geführt, ganz zu gewinnen. Welcher war der sicherste, welcher der schnellste?

Sollte er versuchen, trotz Allem ihre Verbindung mit dem Principe herbeizuführen? Es war der Weg, der ihm am meisten zugesagt hätte, da er ihn für spätere Zeit aller Verantwortlichkeit überhob. Aber er war der schwerste. Es wäre jetzt so gut wie unmöglich gewesen, Ottavia davon zu überzeugen, daß diese Verbindung geschlossen werden müsse, und daß sie ihr Herz nicht zugleich mit ihrer Hand vergebe. Es hätte außergewöhnlicher Mittel, einer langen Intrigue bedurft.

Sollte er sie von ihrem Bruder trennen, indem er diesen und Ottavia täuschte? Er wußte genug von dem Charakter des Grafen, um überzeugt zu sein, daß dieser nichts verrathen werde, was ihm Geronimo auf Ehrenwort anvertraue. Und konnte er da nicht sprechen, was er wollte? Konnte er nicht die Befürchtungen Ottavia's als übertrieben darstellen und Edgardo darin bestärken, auf dieser Verbindung zu bestehen? Mußte sich ihm dann Ottavia nicht ganz in die Arme werfen? Ja, war es nicht möglich, daß sie vielleicht das Haus ihres Bruders verließ und ein Asyl annahm, das ihr Geronimo anbot? Der leichteste Weg — aber

auch derjenige, der die größte Gefahr und Verantwortlichkeit in sich trug!

Oder war es besser, die Freundschaft des Bruders zu erringen, und auf diese Weise in der einfachsten und natürlichsten Form Ottavia nahe zu bleiben? Ein Mann, wie Edgardo, mußte sich leicht täuschen lassen. Aber dann blieb Ottavia am freiesten und selbständigsten. Der Bruder, der auf Geronimo's Rath die Verbindung mit den Ruttas abbrach, mußte ihr Freund sein. Geronimo verlor damit einen Theil seines Einflusses, einen Theil der unbedingten Herrschaft.

Auch die Ruttas mußte er schonen; er kannte die Macht ihres Hasses. Es gab doch mehr zu überlegen, als er geglaubt. Seine Miene wurde ernst, fast finster.

Gleichviel! Auf irgend einem Wege mußte es gelingen, sie von ihm abhängig, zur dankbaren Sklavin zu machen. Eines wußte er mit Bestimmtheit: sie fühlte mehr für ihn, als sie ihm bisher gezeigt.

Das war genug für's Erste, und gab es weitere Mühe, so war der Preis der Mühe werth.

IX.

Der Fremde.

Ungefähr vierzehn Tage darauf saß Edgardo Langari wieder in dem Pavillon seines Parks, dieses Mal nicht schreibend, sondern in tiefes Sinnen versunken. Es war bald nach Sonnenuntergang, und durch den stillen Abend hörte man deutlich, aber sanft die Gesänge der Fischer vom Strande der Chiaga.

Die letzten beiden Wochen hatten ihn zu einem unglücklichen Menschen gemacht — nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes, denn er war seiner Stellung nach, was er immer gewesen; aber sie hatten sein Inneres zerrüttet. Die Leiden, die an jenen beiden Tagen begonnen, hatten schmerzlich an seinem Herzen weiter genagt.

Edgardo gehörte zu den Naturen, die man nicht allzu häufig, aber doch häufiger findet, als Viele glauben, und die von der großen Menge gewöhnlich Träumer, unpraktische Menschen, Idealisten oder gar Thoren genannt werden, die aber dennoch in den Händen eines entschlossenen und weltkundigen Mannes dazu dienen können, eine Welt neu gestalten zu helfen. Er kannte die bestehende Welt nicht — dieser Vorwurf war ihm von Allen, mit denen er in Be-

rührung trat, mit Recht gemacht worden. Aber hätte er sie auch gekannt, er würde sich nicht schweigend ihren herkömmlichen Gesetzen gefügt haben, sondern er hätte versucht, sie zu ändern. Durch seine einsamen Studien und Betrachtungen, durch den Edelmuth seines Herzens, durch seinen unerschütterlichen Sinn für Gerechtigkeit war er dahin gelangt, sich ein Ideal zu entwerfen, nach welchem die menschliche Gesellschaft eingerichtet sein müsse. Die größten Staatsmänner, diejenigen, welche ganzen Völkern neue Bahnen anwiesen, haben oft mit solchen Träumereien begonnen. Ihm fehlte die Erfahrung, um zu wirken, nicht die Hingebung an einen edlen Zweck, auch nicht die Energie. Nur darin unterschieden sich seine Ideen von denen der Jugend unserer neuen Zeit, daß sie nicht, wie die letzteren, eine größere Selbständigkeit des Einzelnen im Staate und die damit verbundene Herrschaft des Volkswillens, sondern die Aufrechterhaltung des unbeschränkten Herrscherwillens für nothwendig zum Heile der Völker erstrebten. Ihm war die unbeschränkte Monarchie eine göttliche Einrichtung, die Person des Monarchen etwas Geheiligtes, Priester und König zugleich, unter dem besonderen Schutz und der Gnade des Himmels stehend. Wenn die Könige irrten und die Völker unter diesen Irrthümern litten, so betrachtete er dies nur als ein vorübergehendes Unglück, dadurch hervorgerufen, daß die Könige übel berathen worden und die ganze Bedeutung ihres heiligen Amtes nicht erkannt. All' seinen Anschauungen lag etwas Religiöses zu Grunde, sie waren getränkt mit den Lehren des Christenthums.

Welche Enttäuschungen mußten dieses heiße, unruhige Herz treffen, wenn es hineingerissen wurde in den Strudel der Welt! Welche Möglichkeit zu einem freudigen Dasein gab es für diesen Mann in dieser Luft, deren erster giftiger Anhauch ihn schon zu Boden warf? Entweder er mußte sich wieder ganz auf sich selbst zurückziehen und nur von seiner

Einsamkeit aus mit heißblutendem Herzen den Verfall seines Vaterlandes mit anschauen, oder er mußte sich hineintreiben lassen in ganz neue Bahnen. Und er ahnte, daß das Letztere der Fall sein würde; er fühlte, daß er dem unablässigen Drange seiner Brust zur Thätigkeit nicht werde widerstehen können. Aber wo gab es eine Thätigkeit für ihn in seinem Vaterlande? Konnte er arbeiten mit und neben einem Manne, wie Romero, der die flammenden Worte „Eisen und Blut!" auf die Fahne seines Königthums geschrieben? Welche sinnverwirrenden Gedanken waren ihm gekommen seit jener Unterredung mit dem eisig kalten Staats-Sekretär! Er hatte an den großen Friedrich von Preußen, an den edlen Joseph von Oesterreich gedacht, von denen er mehr wußte, als die meisten Landsleute seines Standes, da er einige Jahre fast ganz geschichtlichen Studien gewidmet. Welch' eine Genugthuung wäre es gewesen, unter solchen Monarchen zu leben, für sie zu wirken! Mit welcher geheimen Scheu hatte er sich selbst zuweilen bei dem Gedanken überrascht, daß es nicht unter allen Umständen ein Verbrechen sein könne, sich gegen die Anordnungen eines Monarchen aufzulehnen, ihn vielleicht zu zwingen, das Gute und Rechte zu thun, statt Böses und Unrecht! Mit einer Bangigkeit, die nicht ganz ohne Stolz war, begriff er, daß in ihm ein gewaltiger Drang schlummere, die eigene Ansicht zur Geltung zu bringen, nicht zurückzuschrecken vor Hindernissen. Wäre er ein Mönch gewesen, so wäre er vielleicht ein zweiter Savonarola oder Campanella geworden. Aber noch immer war er zu sehr ein Sklave seiner längst gehegten Meinungen, noch war er zu fest überzeugt, daß alle die sogenannten liberalen Feinde der Regierung nur selbstsüchtige Zwecke verfolgten, oder Werkzeuge in den Händen ehrgeiziger Intriganten seien, als daß er nicht selbst im Gedanken jede Gemeinschaft mit ihnen verächtlich zurückgewiesen hätte. Noch immer schwebte ihm die Wiederherstellung der göttlichen Würde des

Königthums als das einzig Erlaubte vor; die Errichtung eines neuen staatlichen Lebens auf allgemeineren Grundlagen erschien ihm noch immer als ein Frevel.

Er war in diesen letzten vierzehn Tagen öfter in die Stadt gegangen und hatte sich unter die Menschen gemischt, theils um die bösen Gedanken, die ihn umflatterten, zu zerstreuen, theils getrieben von einer geheimen Neugierde, mehr von dem Leben und Treiben der Menschen zu erfahren, dem er bis dahin so fern geblieben. Er hatte genug gehört — trotz der Scheu, mit der sich Jeder aussprach — um zu wissen, daß man über den neuen König nicht anders dachte, als über seinen Vorgänger, daß man nichts von ihm für die Abhülfe von Uebelständen, deren Existenz selbst Edgardo zugestehen mußte, erwarte. Noch immer schmachteten Tausende im Kerker oder in der Verbannung, noch immer standen zahllose Verdächtige unter der Obhut der Polizei; noch immer befanden sich die Beamten, deren Grausamkeit oder Bestechlichkeit allgemein bekannt waren, auf ihren Posten. Edgardo hätte eine Amnestie gewünscht; sie mußte nach seiner Ansicht die Verführten und Verblendeten versöhnen. Vielleicht stand ihm auch das Bild Paolo Terminetti's vor Augen, des Mannes, vor dem er Schrecken, gepaart mit Achtung, fühlte, und dem er schon um seines Vaters willen ein besseres Schicksal gewünscht hätte. Aber wenn von einer Amnestie die Rede war, so hieß es, sie werde nur diejenigen betreffen, deren Strafen gesetzlich bereits überstanden waren.

Am besten ersah Edgardo aus der Aufmerksamkeit, mit der man den Vorgängen in Ober-Italien folgte, mit welch' geringer Liebe das Volk an seinem Königshause hing. Für Edgardo war Victor Emanuel nichts, als ein ehrgeiziger Monarch, der mit seinem Volke liebäugelte, um die Mittel zu einem Eroberungskriege zu erhalten, und sich zu demselben Zweck mit einem fremden Usurpator verband. Aber er

sah wohl, daß das Volk von Neapel anders dachte. Er war Zeuge gewesen von der freudigen Erregung, mit welcher selbst die einfachsten Bürger, bei denen er kaum ein Interesse für solche Angelegenheiten vermuthet hätte, jede Nachricht von einem Erfolge der sardinisch-französischen Truppen aufnahmen. Zürnte doch Edgardo selbst zuweilen mit sich darüber, daß es ihm nicht möglich sei, die Rückkehr italienischer Provinzen unter einen österreichischen Herrscher als ein freudiges Ereigniß zu begrüßen! Es begann in ihm klar zu werden, daß dieses Volk von Neapel, wenn der König von Sardinien vor seinen Thoren erschiene, sich nicht sonderlich um das Schicksal seines jungen Herrschers kümmern werde. Und daneben stieg die bange Frage in ihm auf, welche Kraft und welche Ausdauer dazu nöthig sein würden, diese Stimmung zu ändern, und ob dies überhaupt bei einem Regimente im Sinne Romero's möglich sein werde.

Während alles dieses ihn bewegte, erfüllte ihn auch das Verhältniß zu seiner Schwester Ottavia mit dem tiefsten Kummer. Der geschwisterliche Bund war zerrissen.

Don Geronimo hatte sein Spiel begonnen und so meisterlich eingeleitet, daß der Erfolg ihm sicher schien. Nachdem er Donna Ottavia brieflich von seinem Vorhaben unterrichtet, war er selbst zu Edgardo gegangen und hatte sich demselben vorgestellt.

Der junge Graf war nicht wenig überrascht gewesen, den Mann, von dem er in so eigenthümlicher Weise sprechen gehört, plötzlich vor sich zu sehen. Es war indessen für den weltgewandten Don, dem jedes Mittel der persönlichen Ueberredung zu Gebote stand, eine Kleinigkeit gewesen, Edgardo für sich einzunehmen und von seiner Aufrichtigkeit zu überzeugen. Er hatte in Ausdrücken der höchsten Achtung und Ehrerbietung von Donna Ottavia und von der Ehre, sie kennen gelernt zu haben, gesprochen, nicht ohne eine Beimischung von frommer Salbung, die von vornherein jede

Vermuthung Edgardo's, als handle es sich hier um eine sehr irdische Theilnahme, ersticken mußte.

„Zu meiner großen Genugthuung" — so ungefähr hatte er sich dann weiter geäußert — „scheint die Contessa die uneigennützigen Gefühle der Achtung und Theilnahme, die ich ihr widme, in dem allein richtigen Sinne aufgefaßt zu haben. Sie betrachtet mich, worauf ich stolz bin, als ihren Freund. Was kann auch für einen Mann, wie ich bin, der schon in seiner Jugend gleichsam Abschied genommen von der Welt, angenehmer sein, als durch die Freundschaft der edelsten und verehrungswürdigsten Wesen dieser Welt beglückt zu werden und auf diese Weise in einem wohlthuenden Zusammenhange mit den Empfindungen und Gedanken unserer besten Mitmenschen zu bleiben! Die Contessa hat mir, als einem unparteiischen Richter, wie sie es nannte, mitgetheilt, was vorgefallen, und mich um meinen Rath gefragt. Nun begreifen Sie selbst, Herr Graf, daß ich mich dieser Mittheilung aus dem Munde einer so verehrten Dame gegenüber in einer etwas peinlichen Stellung befand. Man kann unmöglich mit einer Dame so offen sprechen, wie es nothwendig wäre, um sie vollkommen zu überzeugen. Ich hielt es für das Beste, ihr nur im Allgemeinen zu sagen, daß ich mich genau nach dem Sachverhalt, vor Allem nach dem Charakter des Principe erkundigen würde, und daß sie auf jeden Fall meines Beistandes versichert sein könne. Darin habe ich jedenfalls nicht zu viel gesagt. Das Schicksal der Contessa interessirt mich auf's Höchste. Indessen zu Ihnen, als einem Manne, kann ich doch wohl etwas freier sprechen, und ich will es thun, wenn Sie, Herr Graf, geneigt sind, mich anzuhören, und wenn — dies ist eine Hauptbedingung — Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß dasjenige, was ich Ihnen sage, ein Geheimniß zwischen uns Beiden bleibt."

Edgardo, bereits eingenommen von dem Wesen und den

Worten des Don, hatte diesem sogleich sein Ehrenwort gegeben, zu schweigen. Ohnehin schien es ja, als hege Don Geronimo eine der seinigen ähnliche Ansicht.

„Ich will Ihnen also von vornherein gestehen, daß ich die Einwendungen der Contessa gegen diese Heirath für nicht gerechtfertigt halte,“ — war Geronimo fortgefahren. „Bei dem hohen Interesse, das ich für Ihre verehrte Schwester und bei der Gleichgültigkeit, die ich für die Person della Rutta's empfinde, der mir nichts ist, als ein früherer Bekannter, kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß ich mit meiner Ansicht nur meine eigene Ueberzeugung ausspreche. Eine Dame, die sich in einer solchen Angelegenheit an meinen Beistand wendet, steht mir mindestens so nahe, wie ein flüchtiger Bekannter. Meine Ansicht ist also, daß der Principe allerdings nicht der rechte Mann ist für die Contessa, und wenn es sich hier um eine freie Wahl oder um einen bedingungslosen Antrag Rutta's handelte, so würde ich Ihrer Schwester und Ihnen den Rath geben, seinen Antrag zurückzuweisen. Aber es liegt ein feierliches Abkommen zwischen den Eltern vor; die Contessa gilt ferner für die Braut des Prinzen. Es würde ein ungemeines Aufsehen machen, wenn diese Verbindung sich löste; alle Welt würde nach den Ursachen forschen. Und was sollte man dann antworten? Rutta ist etwas leichtsinnig; er führt das gewöhnliche Leben der Leute seines Standes, er macht nicht, wie Sie, eine ehrenvolle Ausnahme. Aber ist das ein Grund, diese Verbindung aufzugeben und so große Opfer zu bringen? Ist es nicht zu hoffen, daß, wie in so vielen ähnlichen Fällen, der Umgang mit einer so achtungswerthen und liebenswürdigen Dame ihn sehr bald bessern werde? Ich, als ein Mann der Kirche, muß sogar diese Verbindung wünschen, weil ohne dieselbe Rutta gewiß für immer in seinem Leichtsinn beharren würde. Auch scheint er die Contessa aufrichtig zu lieben. Es ist möglich, daß

manche seiner Handlungen dem zu widersprechen scheinen; aber es ist dennoch so, und ich bin überzeugt, er wird seine alten Verbindungen aufgeben, sobald die Contessa ihm herzlich entgegenkommt. Unsere Aufgabe würde also — wenn Sie mir erlauben, hierbei mitzuwirken! — diejenige sein, allmählich den Widerstand der Contessa zu besiegen. Ich muß natürlich vorsichtig sein; Sie als Bruder können bestimmter auftreten. Gebe nur Gott, daß nicht etwa irgend eine andere Leidenschaft das Herz der Contessa ergriffen habe. In diesem Fall würden unsere Bemühungen freilich vergeblich sein."

„In diesem Falle würde ich sie zwingen, den Principe zu heirathen, oder würde sie nicht mehr als meine Schwester anerkennen!" hatte Edgardo, durch die Ansichten des Don nur noch mehr in seiner eigenen Meinung bestärkt, heftig geantwortet.

„Nur dürfen wir nicht ohne Vorsicht verfahren," hatte Don Geronimo erwiedert. „Wir haben mit einer Dame von zarter Empfindung und hohem Geist zu thun, der ich auch nicht den geringsten Schmerz zufügen möchte. Sie muß glauben, daß ich zu Ihnen gegen diese Verbindung gesprochen. Erfährt sie das Gegentheil, so würde sie erbittert werden und ich würde den Einfluß verlieren, den ich vielleicht auf sie üben kann. Verzeihen Sie mir, daß ein Mann, wie ich, Ihnen derartige Rathschläge giebt. Aber die Klugheit gebietet, zuweilen zum Besten derjenigen, deren Wohl wir wünschen, Mittel anzuwenden, die nicht genau auf der ganzen Wahrheit beruhen, und wir müssen Gott bitten, uns um des guten Zweckes willen, den wir im Auge haben, unsere Sünden zu vergeben. Während Sie also die Contessa ermahnen, an dem gegebenen Worte festzuhalten, muß ich für's Erste einer Trennung geneigt scheinen und nur gleichsam allmählich Ihren Ansichten mich unterordnen. Ich glaube, der gute Erfolg dieser Angelegenheit hängt nur

von der Vorsicht ab, mit der wir genau den Gang unseres Verfahrens inne halten."

Alles dieses war, wie Geronimo erwartete, dem jungen Grafen, der einen Makel für seine Ehre fürchtete, wie aus der Seele gesprochen. Die flüchtige Erwähnung einer „anderen Leidenschaft" hatte ihre Früchte getragen. Sie liebt den Don! — hatte Edgardo gedacht, der diese Neigung, nachdem er den jungen Geistlichen kennen gelernt, nicht so unerklärlich fand — sie liebt ihn, und deshalb bebt sie vor Rutta zurück, während der Don, diese Leidenschaft vielleicht ahnend, als ein ehrenwerther Mann, gerade aus diesem Grunde die baldige Verbindung mit dem Principe befürwortet.

Sie hatten dann noch mehr über diesen Gegenstand gesprochen, wobei Geronimo, fein auf die Ansichten des Grafen eingehend, diesen ganz für sich gewonnen, und waren dann mit dem erneuerten Versprechen der Vorsicht von einander geschieden.

Der Plan Geronimo's hatte denn auch bald seine Früchte getragen. Edgardo hatte in der nächsten Unterredung mit seiner Schwester Alles versucht, um dieselbe für die Verbindung zu gewinnen; er hatte sehr lobend von Don Geronimo gesprochen und es gebilligt, daß derselbe sich ihrer angenommen, aber hinzugefügt, daß die Gründe des Don ihn nicht zu überzeugen vermocht, und daß er hoffe, der Don werde ihm selbst bald Recht geben. Natürlich war er bei seiner Schwester auf einen Widerstand gestoßen, der um so heftiger wurde, mit je größerem Eifer er seine eigene Ansichten verfocht. Der Bruch zwischen Beiden war mit jedem Tage deutlicher geworden. Inzwischen hatte sich Rutta, nachdem er an den Grafen geschrieben, daß er ihm und der Contessa eine Frist zum Bedenken geben wolle, ganz parteilos verhalten und nichts mehr von sich hören lassen. So war Ottavia gezwungen worden, sich mehr und mehr

an Don Geronimo anzuschließen, der sie nur selten besuchte und nicht einen Augenblick seine achtungsvolle Haltung aufgab. Zuletzt hatte Geronimo seine Besuche ganz eingestellt, wie er dem Grafen angab, weil seine Bemühungen bei Donna Ottavia vergeblich seien — wie er der Letzteren sagte, weil er fürchten müsse, den Unwillen des Grafen zu erregen. Er hatte, Ottavia genau beobachtend, darauf gerechnet, daß ihm sein Opfer um so schneller zufallen werde, je einsamer sich Ottavia fühle, und in der That war er mit dieser bereits einmal bei der Marchesa d'Anveli zusammengetroffen. Dort hatte sie ihm gesagt, daß sie entschlossen sei, sich ganz von ihrem Bruder zu trennen, wenn dieser fortfahre, einen ebenso unnatürlichen als unbegreiflichen Zwang auf sie auszuüben — und mehr wollte Don Geronimo nicht. Er hatte ihr für diesen natürlich „höchst bedauernswerthen" Fall das Haus der Marchesa als einen ebenso anständigen wie sicheren Zufluchtsort bezeichnet. Es wäre angemessener gewesen, an irgend ein Frauenkloster zu denken; aber gerade darin, daß Ottavia nicht an diesen natürlichen Zufluchtsort dachte, hatte für Geronimo der Beweis gelegen, daß sie ihm nahe bleiben wolle. —

In all' diesen Kümmernissen und Sorgen hatte es für Edgardo nur einen Ort gegeben, an welchem er Ruhe und Trost fand — das stille Haus in der Strada di Confalone. Er hatte es täglich besucht, regelmäßig seine Stunde innehaltend. Nur war er so vorsichtig gewesen, stets durch die Stadt zu gehen, um nicht wieder einem Angriff ausgesetzt zu sein, wie jenem, der ihm noch immer unerklärlich war und über den er mit Niemand gesprochen.

Was ihn eigentlich mit so unwiderstehlicher Macht dorthin zog, er wußte es nicht. Er wußte nur, daß er sich dort wohl fühlte, so wohl, wie nie seit jener Zeit, in der er als Knabe im Arm seiner Mutter geruht. Der alte Terminetti war ein schweigsamer Mann, nur auf seine Kunst

bedacht. Im Anfang, wie es schien; verwundert darüber daß ein Schüler mit so wenigen Vorkenntnissen zu ihm komme, und etwas verdrießlich über die vielen Mängel, denen er abhelfen sollte, schien er doch bald von der offenen, begeisterungsvollen Natur Edgardo's eingenommen zu sein und gab sich alle erdenkliche Mühe, die Lücken in dem musikalischen Wissen und in dem Spiel seines Schülers auszufüllen.

Graziela sah Edgardo wohl täglich, aber nur flüchtig. Dagegen hatte der Bambino eine Leidenschaft für den jungen Mann gefaßt, der niemals ohne eine kleine Ueberraschung für ihn kam und der so freundlich mit ihm plauderte. Wie der Bambino die Veranlassung zur ersten Bekanntschaft gewesen, so bot er jetzt die Gelegenheit für Edgardo, auch nach den Stunden noch in der Casa Alba zu bleiben. Paolo schlug einen Heidenlärm auf, wenn sein Freund Edgardo gehen wollte. Was blieb diesem also übrig — und was that er lieber? — als ihn auf den Arm zu nehmen, ihn in die Luft zu werfen, ihn Reiter-Kunststücke machen zu lassen, oder ihn durch allerlei Geberden mit schaurig-süßem Schrecken zu erfüllen? Der alte Terminetti saß dann gewöhnlich still in einer Ecke und schaute ernst und gedankenvoll zu; ja oft schien es Edgardo, als liege eine tiefe Trauer auf dem Gesicht des alten Mannes. Dann, wenn die Stunden beendet waren und der junge Graf mit dem Bambino tolle Streiche trieb, kam auch Graziela gewöhnlich für einige Minuten in das Zimmer und sah dem Treiben lächelnd zu. Mit Edgardo sprach sie selten, vielleicht weil er sie nichts zu fragen wußte.

Was zog ihn also dorthin? Das Spiel, die Tochter oder der Knabe, von dessen Herkunft Edgardo immer noch nichts wußte? Alles. Er fand dort Frieden. Er ahnte wohl, daß die Stürme, die einst auch über diese Familie dahingebraust sein mochten, noch nicht vergessen seien. Aber

er sah gute, stille Menschen, die rein und harmlos sanft auf einem ruhigen Wasser dahinzuziehen schienen, in deren Seelen kein Falsch war, aus deren Augen die Ruhe argloser Herzen sprach. Hier störte nichts; Alles schien harmonisch in dieser Familie zusammenzuklingen, wie jenes erste Spiel, das Edgardo gehört, nur, daß über diesem Dasein, wie über jenem Spiel, ein Hauch von Wehmuth schwebte. Diese Menschen, das fühlte er, sagten wissentlich nie eine Lüge, thaten wissentlich Niemand Unrecht. Und ein Sohn dieser Familie war es gewesen, dem er nur mit Widerstreben die hülfreiche Hand zur Flucht gereicht! Edgardo hatte längst bei sich den Entschluß gefaßt, an dem Vater und der Schwester gut zu machen, was er an dem Sohne versäumt. Aber wie das auszuführen sei, wußte er nicht. Der alte Terminetti schien ihm nicht der Mann, eine Wohlthat anzunehmen. Hatte er doch schon den Preis für die Unterrichtsstunden so mäßig gestellt, und sich entschieden gesträubt, mehr anzunehmen, als Regel und Herkommen sei.

Ueber Politik hatte er nie mit Terminetti gesprochen. Das eine Mal, als zufällig das Gespräch auf einen ähnlichen Gegenstand kam — es war die Rede von der Musik bei den Alten und Edgardo hatte gefragt, wie sein Lehrer über die griechischen Republiken und über die Staatsformen überhaupt denke — war die Antwort Terminetti's kurz und abweisend gewesen.

„Die Monarchieen lasse ich gelten; aber ein rechter Mann muß Despoten und Tyrannen hassen, sie sind zu nichts gut!" hatte er geantwortet, und über sein Gesicht war ein Schatten geflogen, so düster, daß Edgardo fast bestürzt geworden.

Ja, er hatte längst darüber nachgedacht. Es war ein Unterschied zwischen der Monarchie und ihrem Mißbrauch — der Despotie! —

Auch von dem Sohne hatte Edgardo nicht gesprochen.

Er wollte diese Wunde nicht anrühren. Er hoffte, durch einen Zufall zu erfahren, ob Terminetti etwas von seinem Sohne gehört. Noch schien dies nicht der Fall gewesen. Dem Grafen jedoch war einmal in der Strada di Confalone ein Mann in guter Kleidung begegnet, der ihm ausgewichen, und in dem er, so weit dies bei der seltsamen Begegnung an jenem Abend möglich war, Paolo Terminetti zu erkennen geglaubt. Schlich der Sohn um das Haus des Vaters, ohne es wagen zu dürfen, sich ihm zu nähern? Ein düsterer Gedanke!

Edgardo hatte übrigens erwartet, daß die Polizei bei ihm Erkundigungen einziehen werde, da sie doch die Flucht bemerkt und den Gang untersucht haben mußte. Aber das war nicht geschehen. Entweder ließ die Polizei unter dem neuen Regiment die Sache auf sich beruhen, oder man hatte nicht gewagt, den Ausgangspunkt des Ganges zu erforschen, oder — was sehr wahrscheinlich war — derselbe war eingestürzt, denn gerade in den Tagen nach der Flucht Paolo's hatten einige Erdstöße Neapel heftig erschüttert. In den Zeitungen war gleichfalls keine Anzeige von der Flucht eines Gefangenen erschienen. Man wollte vielleicht nicht die öffentliche Aufmerksamkeit auf derartige Gegenstände hinlenken. — —

So saß denn Edgardo in dem Pavillon, gequält von seinen Gedanken, als ihn plötzlich ein Schatten, der in der Thür erschien, und ein Geräusch auffahren ließen.

„Guten Abend, Excellenza!" sagte eine tiefe männliche Stimme. „Ich störe Sie doch nicht?"

„Wer ist da?" fragte Edgardo, und er versuchte in der Dämmerung den Sprechenden zu erkennen.

„Ich wollte nur fragen, ob Excellenza einige Minuten Zeit für mich zu einer Unterredung hätten," sagte der Andere.

„Aber wer seid Ihr denn? Wer schickt Euch hierher?" rief Edgardo, ihm entgegentretend.

„O, das thut ja nichts zur Sache!" erwiederte der Andere mit einem Tone der sanft klingen sollte. „Ich habe etwas Wichtiges mit Eurer Excellenza zu sprechen und deshalb ist es mir lieb, daß ich Sie allein treffe."

Der junge Graf war nicht gerade ängstlich oder erschreckt, denn in der Stimme und in der Haltung des Fremden lag nichts Drohendes. Aber seltsam war es doch, hier in dem Park, den ein Gitter nach allen freien Seiten hin abschloß, aufgesucht zu werden.

„Nun, wer schickt Euch denn? Mein Diener? Kommt Ihr aus der Villa?" fragte er.

„Auf irgend einem Wege muß ich doch gekommen sein," antwortete der Fremde ausweichend. „Und es ist mir lieb, daß ich Sie finde. Ist auch Niemand anders hier in dem Zimmer?"

„Nun, bei Gott, das ist seltsam!" rief Edgardo. „Für was soll ich Euch halten?"

„Für einen ehrlichen Mann, Excellenza, das werden Sie sogleich erfahren," antwortete der Fremde.

Was sollte Edgardo thun? Der Fremde stand zwischen ihm und der Thür — kam er in einer bösen Absicht, trotz seiner Worte, so sah Edgardo keinen Ausweg. Er selbst war unbewaffnet. Hier galt es, die größte Ruhe zu zeigen.

„Nun, so sprecht, und macht es kurz, wenn ich Euch bitten darf," sagte er, den Fremden scharf im Auge behaltend.

„Danke, Illustrissimo!" erwiederte dieser. „Sie erinnern sich ohne Zweifel noch zweier Pistolenschüsse, die vor kurzer Zeit — ich glaube, gestern waren es vierzehn Tage — auf Sie abgefeuert wurden?"

Edgardo stieß unwillkürlich einen Ruf der Ueberraschung

aus. Was sollte das? Wer war der Mann, der über ein solches Ereigniß mit ihm zu sprechen kam? Edgardo war im Begriff, die Glocke zu ziehen, deren lauter Schall die Diener der Villa, wenn er sie gebrauchte, herbeirief. Aber noch einmal bezwang er sich und blieb scheinbar ruhig.

„Ich sollte meinen, man erinnerte sich solcher Dinge," sagte er. „Nun, was ist damit?"

„Sind Sie nicht neugierig, zu wissen, wer die Schüsse auf Sie hat abfeuern lassen?" fragte der Fremde.

„Abfeuern lassen?" rief Edgardo. „Was willst Du damit sagen? Das klingt, als hätte Jemand befohlen, daß auf mich geschossen werden solle. Sprich, Mensch, was weißt Du davon? Wer schoß auf mich?"

„Ich selbst, Excellenza; aber ich bin heut sehr zufrieden damit, daß ich nicht getroffen habe, obwohl mir dadurch dreihundert baare Piaster entgangen sind."

Edgardo stand wie gelähmt; es war ihm, als sträubte sich sein Haar. Er hatte bei reiflichster Ueberlegung, obwohl mancher Umstand dagegen sprach, doch nie etwas Anderes annehmen wollen, als daß irgend ein Bandit in räuberischer Absicht auf ihn geschossen. Wußte er doch von keinem Menschen, dem er Veranlassung gegeben, ihm nach dem Leben zu trachten. Und nun diese Worte! Wer war der Mensch? Log er? Aber wer würde sich selbst eines solchen Verbrechens bezüchtigen? Es war ihm, als ob sein Herz still stehe; aber er wollte hören.

„Wer hat Dir gesagt, daß Du auf mich schießen solltest?" fragte er, nur mit Mühe die Kraft zum Sprechen findend.

„Das, Excellenza, kann ich Ihnen nicht sagen," erwiederte der Fremde. „Unsere Gesetze verbieten uns, zu plaudern, und vor Allem, Namen zu nennen. Sie müssen selbst wissen, wem daran gelegen ist, daß Sie aus dem Wege

geräumt werden. Ich sollte meinen, man kennt derartige Personen!"

„Ich weiß Niemand auf der Welt, der einen Vortheil davon haben könnte, ein solches Verbrechen an mir ausüben zu lassen," rief Edgardo. „Aber nenne mir den Namen! Ich biete Dir hundert Piaster!"

„Eine hübsche Summe für einen bloßen Namen!" sagte der Fremde. „Aber man würde doch erfahren, daß ich geplaudert, und dann wäre mir das Messer sicher. Nun — ich komme in einer andern Absicht. Wie viel geben Sie mir, wenn ich denjenigen fortschaffe, der Ihnen nach dem Leben trachtet?"

„Du irrst Dich!" rief Edgardo heftig. „Das muß ein Irrthum gewesen sein! Ich habe keinen Feind!"

„Ein Irrthum? Glaube kaum, wenn Sie der Graf Edgardo Langari sind! Sind Sie das, Excellenza?"

„Das bin ich!" antwortete Edgardo mit einem schweren Athemzuge. „Und nun sprich vernünftig — noch kann ich nichts von dem verstehen, was Du mir sagst. Was solltest Du? Was willst Du?"

„Nun, bei der Madonna, das ist sehr einfach!" rief der Fremde. „Es scheint mir fast, als wären Sie für ein Kind Neapels sehr unbewandert in solchen Dingen. Gestern vor vierzehn Tagen, am frühen Morgen, kam einer von unseren Capitano's zu mir und sagte:

„„Matteo, ein gut Stück Arbeit. Sechshundert Piaster für einen sicheren Schuß.""

„Ich horchte hoch auf, denn ich merkte sogleich, daß das was Besonderes sein müsse.

„„Matteo,"" sagte er, „„nimm ein gutes Pistol und geh' nach der Villa Langari"" — er beschrieb sie mir — „„und suche eine Gelegenheit, den jungen Grafen Langari zu sehen, und wenn Du ihn genau kennst, so geh' ihm nach und mach' es kurz mit ihm. Sobald Du das Deine ge-

than, erhältst Du dreihundert Piaster. Hier sind fünfzehn Piaster Aufgeld, wenn Du Auslagen haben solltest.""

„Ich machte mich sogleich auf den Weg. Es that mir freilich ein bischen leid, denn ich erinnerte mich, daß Ihr Herr Vater ein sehr gutmüthiger und freigebiger Mann gewesen, und daß man auch Ihnen das nachsage. Aber Unsereiner darf sich nicht viel Gedanken machen. Man will leben, und vor Allem, wenn man einmal seinen Eid geleistet, muß man den Oberen gehorchen. Ich stellte mich also vor Ihre Thür und sah Sie sehr fein gekleidet ausfahren. Folgen konnte ich Ihrem Wagen nicht, aber ich sagte mir, Sie würden wohl bald zurückkommen; Sie konnten höchstens einen Morgenbesuch machen. Richtig — Sie kamen nach einer kleinen Stunde zurück und sahen sehr blaß aus. Es konnte Einen jammern, wenn man Sie ansah. Ich blieb vor dem Hause — eine niedliche kleine Zofe, die zuweilen herausguckte, vertrieb mir die Zeit. Bald darauf kamen Sie, anders gekleidet, und gingen nach dem Vomero zu, auf die Höhen hinauf. Ich hätte Sie in aller Ruhe zehnmal über den Haufen schießen können, aber, weiß der Teufel, Sie sahen so eigen aus — es machte mir Spaß, Sie anzusehen. Ich hätte darauf schwören mögen, es läge Ihnen etwas auf dem Herzen. Auch hatte ich ja noch Zeit genug. Dann aber, als ich sah, daß Sie der Vorstadt zubogen, und als ich mich bereit machte, kamen einige Leute, die desselben Weges gingen, und ich mußte mich in Acht nehmen. Sie gingen in die Strada di Confalone, setzten sich auf eine Bank —"

„Genug, genug, es ist ja Alles richtig!" rief Edgardo, der wie im Traume gelauscht. „Nur weiter! Was willst Du jetzt?"

„Also ich fand einen Moment, und schoß, wie Sie wissen, vorbei. Woran es lag, weiß ich nicht. Man hat

manchmal auch seinen bösen Tag — hier möchte ich sagen guten Tag. Denn als ich zum Capitano kam und ihm berichtete, was geschehen, erfuhr ich — denn ich bin nicht dumm — den Namen desjenigen, der den Auftrag gegeben, und ich kann sagen, wie ich ihn hörte, rief es in mir: Gelobt sei die Madonna! Denn den Mann hasse ich. Was soll ich viel davon reden — meine arme Schwester spielt dabei eine Rolle — ich hasse den Mann, er ist ein Schurke! Vierzehn Tage lang bin ich Ihnen nun nachgegangen, Excellenza — Sie sind jetzt klüger, Sie gehen durch die Stadt — aber Gelegenheit hätte ich genug gehabt, Sie zu treffen, hier zum Beispiel, in diesem Park, wo Sie so oft allein sind und über dessen Gitter man sich so leicht hinüberschwingen kann. Aber es ging mir etwas durch den Kopf. Ich wollte jenem Manne, der Ihnen nach dem Leben steht, nicht den Gefallen erweisen. Ich sehe, daß Sie ein guter Mensch sind — Jener ist ein Schurke. Es kam mir ein Gedanke, und ich bin hier, um Ihnen zu sagen, was ich denke. Geben Sie mir tausend Piaster, Excellenza, und ich schicke Jenem die Kugel zu, die für Sie bestimmt war. Dann sind Sie Ihres Feindes entledigt. Was ich dann thun werde, weiß ich noch nicht. Es steht Tod darauf, einen Auftrag auszuführen, ohne die Oberen vorher davon zu benachrichtigen. Aber mit tausend Piastern ist man ein freier Mann. Damit kann ich gehen, wohin ich will. Mich hält ja hier nichts. Also, Excellenza, besinnen Sie sich, aber nicht zu lange. Tausend Piaster, und der Mann ist todt!"

Edgardo starrte auf die dunkle Gestalt vor ihm, als wäre sie eine Erscheinung aus einer andern Welt. Eine Fluth von Gedanken wogte ihm durch das Hirn. Es trachtete ihm ein Mensch nach dem Leben! Wer? Und es kam ein anderer Mensch, um Geld zu verlangen für den Tod jenes Menschen, den Edgardo gar nicht kannte! War es

denn möglich, daß es solche Dinge in der Welt gab? Erlebte er denn das Alles wirklich?

„Mann," sagte er endlich mit schwerer Stimme, „ich verstehe Dich nicht. Geh'! Wenn wirklich Jemand nach meinem Leben trachtet, so verzeihe ihm Gott, ich begreife nicht, wer es ist, ich will es auch nicht wissen. Ich könnte Dir tausend Piaster bieten für den Namen jenes Mannes — aber ich mag ihn nicht kennen — Gott verzeihe ihm!"

„Aber, Excellenza," sagte der Fremde mit einer Stimme, die verwundert und bedenklich klang, „Sie sollten es sich doch überlegen! Einer wird es doch thun, und schließlich muß ich selbst es thun. Es wäre eine ganz gute Idee gewesen, mir tausend Piaster für den Namen zu geben, ich wäre dann in die weite Welt gegangen, aber nicht so gut, wie meine erste Idee, denn Sie behielten dann immer Ihren Feind. Ueberlegen Sie sich's, Excellenza! Ich muß nun bald handeln, sonst werden meine Oberen mißtrauisch."

„Von welchem Oberen sprichst Du, Mensch?" rief Edgardo. „Ist es möglich, daß es eine Gesellschaft giebt, die den Mord betreibt, wie ein Geschäft, und Euch Eide abnimmt, Eide im Namen Gottes, Euch, Mördern!?"

„O, Excellenza, Sie sprechen hart!" erwiederte der Fremde etwas unwillig. „Was soll man thun, wenn man Noth leidet und wenn die Menschen auf Einem herumtreten, als wäre man ein Stück Holz. Und die — die Gesellschaft, Corpo di Bacco! beinahe hätte ich den Namen genannt! — die Gesellschaft kennen Sie nicht und Sie sind ein Neapolitaner? Nun, man merkt, daß Sie wenig in der Welt leben! O, Illustrissimo, das ist eine Gesellschaft, die ihres Gleichen in der Welt sucht — da geht Alles sauber ab!" — und er schnippte dabei mit den Fingern. „Wir sind Unserer so viel, daß man uns kaum zählen kann, und die Polizei sieht uns durch die Finger, denn sie braucht uns oft genug. Wir haben unsere Capitani, so gut wie der König seine Minister

— und ich glaube, mancher Minister kennt die Capitani, denn er braucht sie zuweilen, wenn es heißt, einen sogenannten Liberalen über Eck zu schaffen, dem sie öffentlich nicht an den Leib können."

„Mann, Mann, was sprichst Du da! Du lügst, Du lästerst!" rief Edgardo bebend.

„Ah bah, Signore, ich muß das wissen!" fuhr der Andere kurz abweisend fort. „Und was ist am Ende dabei? Jeder will leben! Die Polizei-Beamten sind nicht besser, als wir. Ich kenne Manchen, der auf hohem Pferde durch die Stadt reitet und der doch gern von einem unserer Capitani hundert Piaster nimmt, wenn einmal Noth am Mann ist. Da stiehlt Jeder — warum sollen wir nicht stehlen? Die Anderen geben die Hälfte von den Steuern an den Staat, — wir geben die Hälfte von dem Gewinn dem Capitano! Ist der, der den Tod eines Andern erkaufen will, nicht ebenso schlimm, als derjenige, der ihn ausführt?*) Und doch ist das ein vornehmer Mann, der wohl oft genug an des Königs Tafel speist. O, Signore, hier bei uns ist es ein dummes Geschäft, ein ehrlicher Mann zu sein! Man lebt, wie man die Anderen leben sieht! — Und nun, Excellenza, noch einmal — wie ist es mit den tausend Piastern? Seien Sie vernünftig! Wenn nicht — wo finde ich eine bessere Gelegenheit, als hier, morgen, noch heut Abend meine dreihundert Piaster in der Tasche zu haben?"

„So tödte mich!" rief Edgardo, in wildem Schmerz die Hände vor das Antlitz schlagend. „Ich will nicht leben in dieser Welt! Tödte mich!"

Es trat eine Pause ein. Edgardo schwankte und stützte sich auf die Fensterbrüstung.

---

*) Man vergleiche das, was in neuerer Zeit über die Gesellschaft der Camorristen und Aehnliches bekannt geworden ist. Der Verfasser übertreibt nicht; im Gegentheil, er mildert hier, wie überall, die allzu grellen, beleidigenden Farben.

„Nun, bist Du noch da?" rief er dann, wie aus einem Traum erwachend. „Warum tödtest Du mich nicht? Es wäre mir eine Wohlthat! Tödte mich oder geh'!"

„Ich kann einen Menschen nicht abschlachten, wie ein Huhn!" sagte der Fremde dumpf. „Ueberlegen Sie sich's, Excellenza! Thue ich es nicht, so thut's ein Anderer. Ich werde wieder von mir hören lassen!"

Und er verschwand schattenhaft, wie er gekommen, in der jetzt schwer herabgesunkenen Nacht.

Nach einer Viertelstunde erst schwankte Edgardo der Villa zu. Also das war die Welt, in der er lebte? Nichts als Trug, Gewalt, Mord, die ihn umschwirrten! Und das wollte er ändern mit seinen Rathschlägen von Weisheit und Mäßigung?

Ja, Romero hatte Recht. Nur Eisen und Blut konnten hier helfen!

Aber gegen wen? Gegen diejenigen, die diese Welt ändern wollten? Und für wen? Für diejenigen, die diese Welt unter sich duldeten?

Er glaubte, das Herz müßte ihm zerspringen und der Kopf.

X.

Ein Wiedersehen.

Als Edgardo Langari sich in seinem Zimmer wiederfand und seine Augen, die ihm brannten, ihre Sehkraft wiedererlangt hatten, bemerkte er einen Brief, der auf einem kleinen Tische lag, und als er ihn öffnete, ersah er, daß es ein Schreiben des Principe war.

„Die Frist ist verstrichen," schrieb Alessandro. „Ich erwarte bis morgen Mittag Ihre Entscheidung. Wenn die Contessa auf ihrer Weigerung beharrt, so werden Sie es mir nicht verargen, wenn ich von meinen Rechten Gebrauch mache. Jedenfalls glaube ich einer Antwort würdig zu sein."

Edgardo nahm eine Feder und schrieb auf ein Blatt Papier:

„Meine Ansicht kennst Du. Handle, wie Du willst, aber verlange nicht, daß ich Dich achten und schützen soll."

Dieses Blatt schloß er mit dem Briefe Alessandro's in ein Couvert und schickte es seiner Schwester.

Er selbst fiel in seine wilden Träumereien zurück. Was er heut Abend erlebt, überstieg die Grenzen dessen, was seine

einfache Denkungsart bis dahin für möglich gehalten. Dieser Mörder! — ein Anderer, der ihn gedungen! — die Beziehungen, die zwischen diesem Abschaum der Menschheit und denen bestehen sollten, die das Land regierten! — entweder waren das Alles Lügen, entsetzliche Phantasiegebilde, die ein böser Geist gegen ihn heraufbeschworen, oder er konnte nicht länger in diesem Lande leben. Die Luft erstickte ihn.

Ja, sie erstickte ihn im vollsten Sinne des Wortes. Er vermochte nicht im Zimmer zu bleiben. Die Schläfe pochten ihm, er rang nach Luft. O, hätte er ein einziges Herz gehabt, an das er sich hätte werfen und dem er die Qual seiner Seele hätte mittheilen können! Vater und Mutter todt — die Schwester ihm entfremdet — kein Freund! — denn wo hätte dieses edle Herz einen Freund finden sollen in den Kreisen, die ihm durch Geburt und Rang nahe standen — Niemand, Niemand! Er dachte an das stille Haus und den weißlockigen Mann mit seiner Tochter. Aber da herrschte zu tiefer Frieden; den durfte er nicht stören mit seinem stürmischen Schmerz. Dort schlummerte Alles den sanften Schlaf des reinen, ungetrübten Herzens. Was sollte er dort mit seinen empörten Gedanken?

Er nahm seinen Hut, verließ das Haus und ging dem Strande zu. Die Gesänge, die er vorher gehört, waren verstummt. Die Fischer gehen früh zu Bett. Ja, wenn er sich ruhig hätte schlafen legen können, wie sie! Zum ersten Male fühlte er jenes bittere Mitleid mit sich selbst, das den Armen beneidet um seinen sorglosen Blick und seinen festen Schlaf. Er hätte hinauswandern mögen in die Welt, immer weiter, um nur fern zu sein von diesem Orte. Und dann, unwillkürlich, wenn aus einer finsteren Seitengasse plötzlich Jemand hervortrat, zuckte er zusammen. Er wußte ja, daß der Mord auf ihn lauerte. War es denn möglich? War er nicht wahnsinnig? Er, der dem Wurm im Garten aus dem Wege ging, er hatte einen Feind, der selbst den

Mord nicht scheute! Nein, er glaubte es nicht. Er athmete auf. Zum ersten Male kam ihm der Gedanke, daß jener Mensch ihn habe betrügen wollen, um Geld von ihm zu erpressen. Aber die Erzählung des Mannes, die einzelnen Umstände an jenem Tage, wo die Schüsse auf ihn abgefeuert worden! Konnte das Alles eine raffinirte Lüge sein, ihn zu täuschen? Hätte er nicht besser gethan, nach dem Namen zu fragen, das Geheimniß zu erkaufen? Nein! Auch jetzt, wenn es wirklich so war, wollte er nicht wissen, wer es war!

So gelangte er bis zur Chiaga, dieser herrlichen Straße, die sich am Golf von Neapel bis hin zum Arsenal zieht und zu den Gärten der Villa Reale. Hier war noch überall bewegtes Leben. Gondeln schaukelten sich auf der See, die Wagen rollten, Fußgänger schritten langsam im Schein der Gaslampen auf und ab, über dem Golf am tief dunklen Himmel hing die wachsende Mondsichel, und zuweilen erhob sich eine Feuersäule aus dem Vesuv, Meer und Ufer weithin erleuchtend — für Edgardo war dieser zauberische Anblick nicht neu. Wo ist das zerrissene Herz, das sich bei dem Anblick des Paradieses nicht noch ärmer und elender fühlte?

Edgardo wollte unter Menschen sein, er wollte sich zur Ruhe zwingen, um sie vielleicht zu erlangen.

Er trat unter das Zeltdach des Café bei der Villa Reale. Es schien ihm, als blicke man ihn befremdet an. Vielleicht irrte er sich, jedenfalls fühlte er, daß er auf sich achten müsse. Er forderte Eis und bemühte sich, auf das zu hören, was die Umsitzenden sprachen. Der Klang einer fremden Sprache, die er nicht verstand, fiel ihm auf. Als er nach der Richtung blickte, bemerkte er an einem Tisch eine verschleierte Dame und zwei Herren, einen älteren und einen jüngeren. In dem letzteren erkannte Edgardo sogleich Paolo Terminetti.

Dieses Erkennen war ein plötzliches, unwillkürliches.

Hätte Edgardo sich erst besinnen, sich Rechenschaft geben sollen über die Gründe, weshalb dieser Mann gerade Paolo sei, so würde er wahrscheinlich wieder zweifelhaft geworden sein. Er hatte ihn ja nur in der Dunkelheit jenes Abends gesehen. Und außerdem war Paolo ungemein in seinem Aeußern verändert. Er trug eine Art von Reise-Anzug, der jedoch nicht den Touristen oder den vornehmen Reisenden, sondern eher den Begleiter einer vornehmen Familie bezeichnete. Diese Unterschiede ließen sich schwer angeben; aber selbst Edgardo bemerkte sie sogleich. Dennoch machte Paolo den Eindruck dessen, was die modische Welt fein oder gut aussehend nennt. Das dunkle Haar und den Bart trug er kurz geschnitten. Die Farbe seines Gesichts war noch immer ungemein blaß; der kranke, matte Zug um die Augen war noch nicht verwischt, die Adern schimmerten bläulich durch die Schläfe. Er glich einem Manne, der sehr krank gewesen. Genug, Edgardo war nicht einen Augenblick im Zweifel, daß dies Paolo sei, derselbe Mann, den er schon einmal in der Strada di Confalone gesehen. Und überdies lag ein Zug von Familien-Aehnlichkeit mit dem alten Terminetti und Graziela in seinem Gesicht, die für Jemand, welcher jene Beiden kannte, unverkennbar war.

Obwohl Edgardo, fast erschreckt, sogleich wieder fortblickte, schien dieser Blick dennoch dem jungen Manne aufgefallen zu sein. Er plauderte zwar ruhig mit dem Herrn und der verschleierten Dame weiter, sah aber doch zuweilen zu Edgardo herüber, und gewöhnlich begegnete sein Blick dem ebenfalls unwillkürlich auf ihn sich richtenden Blicke Edgardo's. Es war kein Zweifel für Beide, daß sie sich gegenseitig erkannt hatten.

Plötzlich nahm Edgardo, wie von einem schnellen Gedanken ergriffen, sein Taschenbuch hervor, schrieb einige Worte auf ein Blatt Papier, riß es aus dem Buche heraus und gab es einem Kellner mit dem Auftrag, es jenem

jungen Manne an dem Tisch der verschleierten Dame zu übergeben. Es enthielt nur die Worte:

„Ich erkenne Sie; aber fürchten Sie nichts. Ich werde Sie nicht kennen, wenn Sie es nicht wollen. Doch würde es mir lieb sein, über Ihre Verwandten in der Casa Alba mit Ihnen sprechen zu können."

Der junge Mann empfing das Blatt, las es, zerriß es und sagte dem Kellner:

„Theilen Sie jenem Herrn mit, daß ich in fünf Minuten vor dem Café zu seiner Verfügung stehe."

Edgardo blieb noch eine kurze Zeit sitzen, erhob sich dann und trat vor das Kaffeehaus. In einer Beziehung war sein Zweck erreicht: seine Gedanken hatten sich einem andern, weniger aufregenden Gegenstande zugewendet. Was er Terminetti eigentlich sagen wollte, wußte er selbst noch nicht genau. Es waren ihm einige unbestimmte Gedanken durch den Sinn gefahren, die er Terminetti mittheilen wollte, und schnell, wie er in seinen Entschlüssen war, hatte er sogleich gehandelt.

Fast unmittelbar darauf sah er Paolo neben sich.

„Sie haben mich zu sprechen gewünscht," sagte er. „Sind Sie wirklich nicht im Zweifel über meine Person?"

„Nein. Ich bin überzeugt, daß Sie derselbe Herr sind, den ich am Sonntag vor vierzehn Tagen zuerst gesehen habe."

„Gut, so lassen Sie uns hier langsam auf- und abgehen, und sprechen wir leise. Die Polizei ist wachsamer, als je. Ich könnte mich zwar, wenn ich wollte, ganz offen zeigen, denn eine Art von Amnestie ist bereits erlassen, wenn auch nicht publizirt, und ich gehöre wahrscheinlich zur Klasse der Amnestirten. Aber nur ein Blödsinniger kann dieser Amnestie trauen, die vielleicht nur darauf berechnet ist, einige leichtgläubige Personen aus dem Auslande herbeizulocken."

„Ich kann die Möglichkeit Ihrer Behauptung nach Manchem, was ich erlebt, nicht bestreiten," antwortete Edgardo. „Ich habe Sie auch gerade deshalb gebeten, mir einige Minuten zu gönnen, weil ich Ihnen sagen wollte, daß ich mein Benehmen an jenem Abend vor mir selbst mißbillige. Ich begreife, daß man verschiedener politischer Ansicht sein kann. Aber Sie waren ein Unglücklicher, und nicht mir, sondern den Behörden stand es zu, über Sie zu richten, abgesehen davon, daß gerade ich Ihnen zum höchsten Dank verpflichtet war."

„Ihre Offenheit erfreut mich und söhnt mich zum Theil wieder mit Ihnen aus," sagte Paolo. „Damals war mir Ihr Benehmen unbegreiflich. Ich hielt es für unmöglich, daß Jugend und Edelmuth nicht auf unserer Seite stehen mußten. Doch schweigen wir darüber! Ich habe gesehen, daß Sie meinen Vater besuchen."

„Haben Sie selbst ihn noch nicht wiedergesehen?" fragte Edgardo.

„Nein. Ich kann mir sagen, daß man seit meiner Flucht jenes Haus beobachtet, weil man vermuthet, daß ich meinen Vater besuchen werde. So weit ich aber die Verhältnisse in Neapel kenne, weiß ich, daß ich nicht nur mich, sondern auch meinen Vater unglücklich machen würde, wenn ich mit ihm spräche. So muß ich mir ein Opfer auferlegen, von dessen Größe Sie keinen Begriff haben können. Wie sind Sie dorthin gekommen?"

Während sie langsam auf- und abgingen, erzählte Edgardo mit leiser Stimme, wie er die Familie Terminetti kennen gelernt. Ohne daß er es wußte, wurde seine Schilderung bei diesem Gegenstande eine warme und lebendige. Paolo sah ihn oft, ohne daß Edgardo es bemerkte, aufmerksam und fast befremdet von der Seite an.

„Das Haus Ihres Vaters ist mir geworden, wie das Haus eines Verwandten," schloß Edgardo. „Bei all' dem

Traurigen, das mich bedrängt, und das ich Ihnen in seinem ganzen Umfange nicht schildern kann, auch nicht darf, ist es mir eine Stätte des Friedens geworden, ich möchte sagen ein Ort, an dem mein unruhiger Geist ausruhen und sich in stillen, sanften Träumen ergehen kann. Um Ihres Vaters willen, Signore, stehen Sie mir nahe, so weit auch sonst unsere Gedanken aus einander gehen mögen. Sagen Sie mir aufrichtig, ob ich irgend etwas für Ihren Vater thun kann. Was das sein könnte, weiß ich freilich nicht, denn er scheint glücklich zu sein, so weit es die Erinnerung an die Vergangenheit, ich meine an Ihr Schicksal, zuläßt."

„Ich danke Ihnen von Herzen, von ganzem Herzen für Ihre Mittheilung," sagte Paolo mit zitternder Stimme. „Sie wissen nicht, welche Wohlthat Sie mir erzeigen! Und wenn er so zufrieden mit seinem Schicksal ist, wie Sie es schildern, was können Sie, was können wir Beide dann für ihn thun? Sie haben ihm nicht gesagt, daß ich frei bin?"

„Ich that es nicht, aus Besorgniß, ich könnte ihm eine Unwahrheit sagen," erwiederte Edgardo.

„Sie haben recht gethan," sagte Paolo. „Es würde ihm nur Unruhe machen. Er würde sich entweder nach mir sehnen oder würde von Neuem für mich zu fürchten beginnen. Ich denke in der nächsten Zeit Mittel und Wege zu finden, es einzurichten, daß wir uns sehen können, ohne Verdacht zu erregen."

„Und sagen Sie selbst, Signore — verzeihen Sie mir! — bedürfen Sie eines Beistandes?" fragte Edgardo leise.

„Ich danke Ihnen, nein! Ein wunderbar gütiges Geschick hat mich mit Personen zusammengeführt, die den wärmsten Antheil an mir nehmen und unter deren Schutz ich hier in Neapel sicher bin. Aber Sie haben in Ihrer Erzählung so wenig von meiner Schwester gesprochen. Wie ist sie? Wie ist ihr Charakter, ihr Wesen?"

„Signore — darüber weiß ich wenig zu sagen," antwortete Edgardo zögernd. „Ich verstehe mich sehr wenig auf die Charaktere von Frauen. Und überdies spreche ich sehr selten und nur flüchtig mit der Signorina. Aber mir scheint es, als sei sie die würdige Tochter Ihres Vaters. Sie ist so sanft, es ruht etwas so Eigenes, Weiches, Anmuthiges über Allem, was sie thut und spricht. Doch, wie gesagt, ich verstehe das nicht; ich kann nicht mehr darüber sagen."

Er versuchte zu lächeln. Paolo hatte ihn mit durchdringendem Blick angeschaut, wieder ohne daß Edgardo, der vor sich hinsah, es bemerkte. Dann stand Paolo plötzlich still, und seine Hand auf den Arm des Grafen legend, sagte er:

„Herr Graf, ist es nur Ihr Interesse für Musik, das Sie zu meinem Vater führt?"

Edgardo erwiederte den düsteren, forschenden Blick des jungen Mannes mit einem Blick voller Verwunderung und Befremden.

„Gewiß, Signore! Mein Interesse an der Kunst und auch an der Person Ihres Vaters, und dann, weil ich mich, wie ich Ihnen sagte, dort so wohl, so heimisch fühle. Mein Gott," unterbrach er sich plötzlich, „Sie setzen doch nicht Mißtrauen in mich — Sie glauben doch nicht, daß ich den Spion spielen wolle? Signore —!"

„Ich bitte um Verzeihung!" sagte Paolo. „Ich mißtraue Ihnen nicht mehr. Nein, ich dachte an einen anderen Grund."

„An welchen?" fragte Edgardo hastig.

„Lassen Sie nur, ich mißtraue Ihnen nicht mehr," sagte Paolo. „Es scheint mir, als könnten Sie nicht lügen."

„Lügen! Ich will wissen, was Sie meinen!" rief Edgardo fast heftig.

„Ich glaubte — ich hielt es für möglich, Sie gingen wegen meiner Schwester dorthin!“ sagte Paolo langsam.

Sie waren während der letzten Worte weiter gegangen. Jetzt stand Edgardo still. Voll und groß, ohne jede Ahnung, blickte er mit seinen klaren und tiefen Augen den Bruder Graziela's an.

„Ihrer Schwester wegen?“ sagte er, wie im Traum.

Aber plötzlich zuckte es über sein Gesicht.

„Sie haben Recht!“ rief er, und ein unendlich verächtlicher Ausdruck entstellte plötzlich seine Züge. „Sie haben Recht, mir zu mißtrauen. Alles ist hier schlecht, Alles lügt und trügt. Ich kann Sie nicht tadeln. Aber Gott ist mein Zeuge — doch, was soll ich schwören! Ich werde nicht mehr dorthin gehen! Nicht einmal den Gedanken sollen Sie fassen.“

Paolo stand erstaunt und schüttelte leicht den Kopf. Wie konnte er auch verstehen, was in diesem sonderbaren Menschen vorging! Räthselhaft war ihm Vieles, fast Alles an dem Grafen gewesen. Aber bis zu einem gewissen Grade hatte er bisher diesen Räthseln zu folgen vermocht. Jetzt konnte er es nicht mehr.

„Aber, Herr Graf,“ sagte er, „Sie müssen mir verzeihen. Ich bin der Bruder. Mein Vater ist ein sorgloser Mann —“

„O ja, ich verstehe Sie jetzt,“ unterbrach ihn Edgardo. „Lassen Sie nur, Sie haben Recht. Ich kenne die Welt und die Menschen nicht; aber man muß, wie es scheint, immer das Schlechte voraussetzen. Lassen wir das! Ich werde nicht mehr nach der Casa Alba geben. Auch das wird mir geraubt — Alles, Alles!“

„Es würde mir leid thun, wenn ich meiner Familie einen Freund geraubt hätte — denn das scheinen Sie meinen Verwandten zu sein,“ sagte Paolo. „Doch gebot mir die Vorsicht diese Frage. Ich bitte Sie um Entschuldigung,

mehr kann ich nicht thun. Ich bitte Sie auch, die Casa Alba nicht zu meiden. Wenn Sie ruhig überlegen, oder mehr noch, wenn Sie die Menschen mehr kennen lernen, werden Sie meine Zweifel nur gerechtfertigt finden. Und nun sagen Sie mir, Herr Graf — beantworten Sie mir die Frage! — wie kann ein Mann, wie Sie, ein Mann von edlem Herzen, wie es mir scheint, ein Anhänger dieses Henker-Regiments sein, das Neapel zu einer Schande für Europa, für unser Jahrhundert macht?"

Edgardo zuckte bei den leisen und doch so scharfen Worten Paolo's zusammen. Es schien, als wolle er heftig antworten.

„Lassen Sie uns nicht davon reden!" sagte er dann fast hart. „Vielleicht sprechen wir ein ander Mal darüber — wenn wir uns wiedersehen! Heut kann ich es nicht. — Wollen Sie mich besuchen? Sie werden mich stets zu Hause finden."

„Ich danke Ihnen," antwortete Paolo, und gleichsam, um dem Gespräch, das er so nicht enden lassen mochte, eine andere Wendung zu geben, fragte er: „Kennen Sie schon die Neuigkeit, die heut hier angelangt, aber noch nicht veröffentlicht worden ist? Die Piemontesen und Franzosen haben einen großen Sieg über die Oesterreicher erfochten, man sagt bei Magenta."

„Und Sie freuen sich darüber?" fragte Edgardo nicht ohne Bitterkeit.

„Ja!" antwortete Paolo fest. „Und morgen wird ganz Neapel sich darüber freuen, Sie werden es sehen! Es kann auch nicht anders sein. Sagt mir doch mein deutscher Freund, daß man selbst in Oesterreich mehr eine Niederlage, als einen Sieg herbeiwünsche, da diesem vorübergehenden Unglück hoffentlich großer Segen entspringen werde. Wir Neapolitaner haben Grund genug, uns zu freuen.

Man sagt, daß Oesterreichs Einfluß auch auf uns gelastet habe; das wird aufhören."

„Oesterreich kann uns nicht schlecht machen, wenn wir nicht selbst schlecht sind!" sagte Edgardo düster.

„Ich weiß nicht, wie ich diese Worte aus Ihrem Munde verstehen soll," erwiederte Paolo ernst. „Wir sind nicht schlecht. Kein Volk ist schlecht von Natur. Glauben Sie, die fünfzigtausend Lazaroni Neapels könnten nicht brave Bürger werden, wenn einer Regierung daran läge, sie dazu zu erziehen, ihnen Beschäftigung zu geben? Ist unser Volk nicht klug und fleißig? Sehen Sie die Gärtner vor den Thoren an, die Winzer — arbeiten sie nicht im Schweiße ihres Angesichts von Morgens früh bis Abends spät? Sind unsere Bürger, unsere Handwerker nicht bekannt wegen ihrer Ehrlichkeit und Geschicklichkeit, selbst wegen ihrer Rechtlichkeit? Erst gestern gab ein Wechsler meinem deutschen Freunde eine Banknote zurück, die ihm dieser zu viel gegeben, und bei dieser Gelegenheit erzählte mir mein Freund, daß erst vor Kurzem ihm ein Bursche einen Piaster zurückgebracht, den er ihm als Trinkgeld gereicht, in der Meinung, es sei ein Fünfgranstück. Vertrauen Sie nicht einem einfachen Lastträger Geld oder Kostbarkeiten an? Sind unsere jungen Studirenden nicht ausgezeichnet in allen Wissenschaften, die man ihnen zum freien und ernsten Studium überläßt, zum Beispiel in der Medizin, in der Chirurgie? Und wenn es trotzdem von Schurken in Neapel wimmelt — worin liegt das anders, als in dem verderblichen Beispiel, das unsere Beamten geben? Ist es nicht ein Wunder Gottes, daß sie nicht Alle Schurken sind? Bestechung überall, unerlaubte Bereicherung überall — Alles lügt und trügt, wie Sie sagten, und Alles stiehlt, aber nicht im Volke, nein, in den Kreisen, die mit der Regierung im Zusammenhang stehen. Hat nicht derselbe König, der jetzt unter unendlichen Schmerzen zu seinem Richter gegangen, lieber Schurken um sich

gehabt, die ihm unbedingt und kriechend gehorchen mußten, als ehrliche, offene, selbständige Männer? Hat er nicht selbst bei Hofe lachend einen fremden Gesandten gewarnt und ihm gesagt, er möge seine Taschen zuhalten, als ein hoher Beamter, bekannt wegen seiner Habgier, eintrat? O, dieses Lachen sollte schwer wiegen bei denen, die von der Göttlichkeit der absoluten Monarchie sprechen! Die Schurken kennen und sie nicht zertreten! — wie nennen Sie das? Ich nenne es den Gegensatz Gottes, wie Gladstone, der Engländer, es genannt. Und diejenigen, die ihre Stimmen erheben, um Gerechtigkeit zu verlangen, in tiefe Felsenkerker werfen, wo ihre Stimme für ewig verstummt — wie nennen Sie das? Doch — Sie wollen nicht darüber sprechen. Sehen Sie nur — sehen Sie! — nichts weiter! — und wir werden einig sein! Das Prinzip der Monarchie sollte die Gerechtigkeit, die Weisheit und die Gnade sein. Gnade hier, wo Zehntausende elend in ihren Kerkern dahinsiechen? Weisheit hier, wo Uebermuth und Eigennutz die ergrauten Weisen in die Verbannung schicken? Gerechtigkeit hier, wo man sich seine Sentenz vom Richter erkauft? O, auf unseren Papieren steht Alles und unsere Finanzen sind geregelt, weil man nur vom Volke nimmt und ihm nichts giebt. Aber schauen Sie in die Wirklichkeit! Gestern war der Prinz Ischitella, der Adjutant des jungen Königs, bei dem Vice-Präsidenten unseres ersten Tribunals, Niutta, und bedrohte ihn gröblich, ja, er soll ihn geschlagen haben, weil — er einen Prozeß vor jenem Tribunal verloren! Und wird der Prinz nicht bleiben, was er ist, und wird Signor Niutta nicht gut thun, sich nicht allzu laut zu beschweren? Gute Nacht, Herr Graf! Wenn wir uns wiedersehen, werden Sie selbst vielleicht mir ähnliche Fälle zu erzählen haben!"

„Gute Nacht!" sagte Edgardo düster. Aber er reichte Paolo seine Hand, die dieser leicht schüttelte. — — — —

Edgardo ging noch lange Zeit am Strande auf und ab. Die letzte Wendung, die das Gespräch genommen, hatte ihn wieder zurückgeschleudert in den Strudel seiner Zweifel. Vergebens rang er nach Klarheit. Aber die Klarheit kommt nicht wie ein Blitz vom Himmel; sie steigt allmählich auf. Und was ist Klarheit? Wessen Blick durchdringt die Verhältnisse dieser Erde und der Menschen, die auf ihr wohnen! Wo ist der unfehlbare, sichere Stützpunkt, von dem aus der Mensch mit nie wankender Entschlossenheit wirken könne? Wir gelangen nur bis zu der Erkenntniß, daß wir thun müssen, was uns recht scheint.

Und Edgardo hatte jeden Stützpunkt verloren. Was recht, was unrecht sei — er wußte es nicht mehr. Von seinem Zimmer aus war ihm die Welt wie eine weiche Masse erschienen, die eine kräftige Hand in jede beliebige Form prägen könne. Seit er hineingetreten in diese Welt, sah er, wie überall die spitzen Ecken und Kanten, Dolchen gleich, ihm entgegenstarrten. Kaum hatte er wenige Schritte gethan, und schon war er fast tödtlich verwundet. Immer wieder stieg Romero's eisig kaltes Antlitz vor ihm auf und er hörte das eherne Wort: Eisen und Blut! Und gegen diese eiserne Nothwendigkeit sah er Tausende und aber Tausende ringen, dort triumphiren, für eine Zeit lang, hier unterliegen, wohl für immer. Wem sollte er den Sieg wünschen? Er wußte es nicht. Sollte er nicht sein Zimmer verschließen, nie mehr hineinblicken in diese Welt? Nein — es wäre Feigheit gewesen. Und würde überdieß der Strudel, der ihn gefaßt, ihn so bald wieder loslassen?

Jetzt bereute er, nicht nach dem Namen seines Feindes gefragt zu haben. Er wußte nicht, woher ihm ein Feind kommen könne; aber es war doch möglich, daß er da war. Und hätte er ihn gekannt, so wäre doch etwas Bestimmtes für ihn dagewesen, gegen das er sich hätte wenden können. Er begriff, daß man vor einem Gegner nicht die Augen

schließen dürfe, sondern ihm entgegengehen müsse. Gerade dieser nebelhafte Feind war es, der ihn tief innerlich am meisten aufregte. In diesem phantastischen und ungreifbaren Feinde war gleichsam die ganze gehässige Welt, die ihm entgegentrat, verkörpert.

Als er nach Hause kam, um Mitternacht, rollte ein Wagen an ihm vorüber. Fast war es Edgardo, als sei dieser Wagen aus dem Thor der Villa Langari gekommen. Aber seine Blicke waren auf die Erde gerichtet gewesen; er mußte sich wohl geirrt haben.

Er ging auf sein Zimmer und, körperlich ermüdet, fiel er in einen tiefen, aber unruhigen Schlaf.

XI.

In der Casa Alba.

Als Edgardo am andern Morgen erwachte, vermischten sich seine Träume mit den Erlebnissen des vergangenen Abends. Dennoch fühlte er sich ruhiger. Es war ihm, als sei ihm über Nacht plötzlich der Gedanke gekommen, daß er bis dahin ein eigensinniger, hochmüthiger Mensch gewesen, der Alles nach seinen Ansichten formen wollen, und daß er der entsetzlichen Qual, die seine Täuschungen in ihm hervorgerufen, am besten entgehen könne, wenn er ruhiger und aufmerksamer beobachtend hineinblicke in die Welt.

Als er am offenen Fenster stand und die laue Luft vom Strande her ihn anwehte, war es ihm, als flüstere eine Stimme: Sei doch ruhiger! Aengste Dich nicht! Es ist Alles anders, als Du denkst! Du bist jung! Blicke hinein in's Leben, prüfe, urtheile, entscheide erst später. Was hast Du denn für ein Recht, zu verlangen, daß Alles sein müsse, wie Du es willst? Andere haben gedacht, gefühlt, wie Du, und sie leben noch und leben mitten in der Welt. Weshalb willst Du Dir mehr Qual machen, als Andere sich je gemacht! —

Er wußte noch nicht, daß dies eine der Morgenstimmungen war, in denen auch der Schwerbeängstete sich

leichter fühlt, weil die Morgenwolken so heiter am blauen Himmel dahinziehen, die Vögel so fröhlich und muthenweckend singen, und weil er meint, auch sein Leid müsse ja nun zu Ende sein. Es währt nicht lange, und der Kampf ist wieder da.

Battista trat ein, mit einem Brief von der Signora Contessa, wie er sagte.

Edgardo öffnete ihn; schon war seine Stirn wieder umwölkt. Der Brief enthielt das Schreiben Rutta's, die Zeilen Edgardo's vom vergangenen Abend und außerdem folgende Erklärung:

„Du kennst meine Ansichten. Der Principe wird nie mein Gatte; die Folgen werde ich tragen, welche sie auch sein mögen. Wie Du darüber denken magst, muß mir gleich sein. Habe ich keinen Schutz an Dir gefunden, so muß ich ihn in mir selber suchen. Da ich aber fürchten muß, Du werdest Deine Eigenmächtigkeit noch weiter treiben und mich zu zwingen versuchen, auf Deine Pläne einzugehen, oder da ich mindestens erwarten muß, von Dir ungerechte und beleidigende Vorwürfe zu hören, so verlasse ich die Villa und begebe mich an einen Ort, an dem ich wenigstens mit mir selbst allein sein kann. Melde dies dem Principe; es überhebt Dich aller weiteren Mühe.

Ottavia."

Ein schwerer Schlag! Edgardo ließ die Hand mit dem Briefe niedersinken und starrte auf Battista.

„Ist meine Schwester noch da?" fragte er, und die Worte stockten ihm auf der Zunge.

„Nein, Herr Graf. Die Contessa ist in der Nacht, wie mir Beppa sagte, abgereist."

„Es ist gut!" sagte Edgardo, und ihm mit der Hand winkend, zu gehen, warf er sich in einen Sessel.

Lange Zeit saß er, den tief niedergebeugten Kopf in die Hand gestützt. Brach denn Alles auf ihn ein? Was sollte er nun dem Principe melden? Seine Schwester, so innig von ihm geliebt bis zu dem unseligen Tage, an welchem sie aus dem Hause der Ruttas zurückgekehrt, sein Stolz, seine Freude, seine Freundin, hatte das Haus ihres Bruders, ihrer Eltern verlassen, war von ihm geflohen! Und weshalb? Weil sie nicht die Kraft besaß, eine unerlaubte Leidenschaft zu überwinden und ein Opfer zu bringen, das die Ehre der Familie erforderte. Anderes konnte er nicht denken. Die eigene Schwester zeigte ihm, wie schwach diese Welt sei, wie Jeder nur seinem eigenen Gelüste folgte. Sie beschimpfte den Namen Langari, sie gab ihn der öffentlichen Mißachtung Preis. Wenn ihm noch vor wenigen Wochen Jemand eine solche Möglichkeit angedeutet hätte, so würde er ihn zu Boden geschlagen haben. Und nun war es so!

Was sollte er thun? Wohin war seine Schwester gegangen? Er dachte an ein Kloster. Gab es eine Möglichkeit, sie wieder auf den Weg der Ehre und des Rechts zurückzuführen? Nach ihrem Briefe erschien das fast unmöglich. Hier war nichts mehr zu ändern; nur verhüllt konnte diese Angelegenheit vielleicht werden, damit die Welt nichts von dem Schimpf erfahre, damit der Name Langari unbefleckt bleibe. Er klingelte. Battista trat ein.

„Meine Schwester hat doch wahrscheinlich hinterlassen, wohin sie sich begeben?" fragte er.

„Nein, Herr Graf. Ich habe mich danach erkundigt. Beppa begleitet die Contessa. Nur der Brief ist hinterlassen worden."

Das war mehr, als Edgardo erwartet. Es wallte bitter in ihm auf. Seine Schwester hätte wissen können, daß er sie nicht mit Gewalt zu irgend etwas zwingen werde; sie hätte wenigstens den Ort angeben können, an dem sie

jetzt weilte. Was berechtigte sie zu einem so tiefen Mißtrauen gegen ihn? War er nicht immer ihr Bruder? Durfte sie nicht im äußersten Fall gerade von ihm Nachsicht und Schutz erwarten? Sie hatte nicht recht gehandelt; er fühlte es.

„Werden mir der Herr Graf eine Bemerkung verzeihen?" sagte Battista, der alte Diener.

„O, sprich nur!" sagte Edgardo. „Ich verstehe das Alles nicht. Aber mir ist das Herz schwer genug!"

Die neapolitanischen Diener erfreuen sich einer Vertraulichkeit von Seiten ihrer Herren, wie in wenigen andern Ländern. Die vornehmsten Herren besprechen oft mit ihren Untergebenen, namentlich wenn diese im Dienste der Familie alt geworden sind, die intimsten häuslichen Angelegenheiten. Edgardo's eigenthümliches Wesen, seine fortdauernde Beschäftigung mit rein geistigen Dingen, hatten eine solche Vertraulichkeit zwischen ihm und Battista, der schon der Diener des alten Grafen Langari gewesen, allerdings verhindert; es hatte für Edgardo bis dahin gar keine Angelegenheiten gegeben, über welche er mit Battista vertraulich hätte plaudern können. Er überließ ihm die häuslichen Angelegenheiten ganz und gar, und andererseits lag der Kreis seiner Gedanken denjenigen Battista's zu fern, als daß ein Austausch der Ideen zwischen Beiden hätte stattfinden können. Im Uebrigen aber betrachtete und behandelte der junge Graf den alten Diener als Freund, und wenn er für gewöhnlich wenig mit ihm sprach, so lag das nur in dem träumerischen, stets von geistigen Dingen erfüllten Wesen Edgardo's.

„Ich weiß nicht genau, wie sich Alles zugetragen, Herr Graf," sagte er. „Aber im Allgemeinen kann ich mir wohl denken, was geschehen. Sie sind, nehmen Sie mir's nicht übel, ein wenig hart mit der Contessa verfahren. Daß sie den Principe nicht leiden mag, wird ihr Niemand verdenken.

Für den ist unsere Contessa zu gut. Ich bin ein simpler Mann; aber wenn Sie mich heut fortschickten und der Principe böte mir das Doppelte, so würde ich nicht zu ihm gehen, denn den mag ich nicht auf seinen Schleichwegen begleiten. Daß der selige Graf den Kontrakt gemacht hat, war auch nicht recht. Aber der alte Rutta war ein Fuchs; er wußte, daß es mit seinen Geldangelegenheiten schlecht stand, und daß Ihr Vater sparte. Da meinte er, das sollte sich eines Tages ausgleichen. Was steht denn eigentlich in dem Kontrakt?"

„Es ist angenommen worden, als seien der Principe und meine Schwester schon von Jugend auf Verlobte, oder sogar Vermählte!" antwortete Edgardo. „Stirbt der Prinz, so ist Ottavia seine Erbin; tritt er zurück, so zahlt er zwanzigtausend Ducati. Stirbt Ottavia, so ist Rutta ihr Erbe; tritt sie zurück, so hat sie ihm eine Summe zu zahlen, die zwei Dritttheilen ihres Vermögens gleichkommt."

„Also wenn Sie stürben, und Ottavia, Ihre Erbin, stürbe ebenfalls, so erbte Rutta das ganze Vermögen der Langaris?" fragte der Alte.

Und als Edgardo bejahte, fügte er hinzu:

„Und wenn Sie stürben und die Contessa den Principe zurückwiese, so erhielte Rutta zwei Dritttheile von dem Vermögen der Langaris? Nun, das ist ein Abkommen, wie es nicht günstiger für Rutta sein kann. Das würde jeden anderen Menschen bedenklich machen."

„Wie meinst Du das?" fragte Edgardo, in seine Gedanken vertieft.

„Nun, ich meine nur," erwiederte Battista. „Auf jeden Fall verliert die Contessa einen großen Theil dessen, was der selige Herr erspart, wenn sie nämlich bei ihrer Weigerung beharrt. Da wäre es freilich fast besser gewesen, sie hätte den Principe geheirathet und sich ihr Amüsement selber gesucht."

„Sprich nicht solches Zeug!" sagte Edgardo finster. „Wenn an dem Principe Manches zu tadeln ist, so hätte sie ihn bessern sollen!"

„Den bessern!" sagte Battista achselzuckend. „Nun, es hätte sich Alles noch in's Geschick bringen lassen, Herr Graf, aber ich glaube, der Pfaff, der Monaco, der Don Geronimo, oder wie er heißt, hat Alles verdorben."

„Im Gegentheil! Er war mit mir bemüht, Ottavia zur Vernunft und zur Erkenntniß dessen zu führen, was unsere Ehre verlangt," antwortete Edgardo.

„Der! Nun, Gott geb's!" sagte Battista. „Ich habe noch nie gehört, daß so ein junger Don, und gerade von seiner Sorte, etwas Anderes als Unheil in irgend eine Familie gebracht hätte. Vielleicht weiß er, wo die Contessa sich befindet!"

„Meinst Du?" fragte Edgardo. „So will ich zu ihm gehen. Aber wie soll er es wissen? Er kam nicht mehr in den letzten Tagen."

„Aber er hat geschrieben, und die Contessa hat an ihn geschrieben," antwortete Battista. „Das weiß ich, ohne zu spioniren. Meine Augen sind gut, und ich sehe, was geschieht. Fragen Sie ihn nur entschieden und auf's Gewissen, wo die Contessa sich befindet. Aber das wird nichts helfen. Ich werde selbst nachforschen müssen. Der sagt nicht mehr, als er sagen will."

„Wo soll Ottavia anders sein, als in einem Kloster?" fragte Edgardo. „Wir haben keine Bekannte, keine Verwandte."

„Wir wollen es hoffen," erwiederte Battista. „Mir scheint es, als sei hier etwas nicht in Ordnung. Wenn Sie nur Vertrauen zu mir haben und Alles sagen wollten, Herr Graf!"

„Ich habe Dir Alles gesagt, ich weiß nichts weiter," antwortete Edgardo.

„Ich meine, was Sie erfahren und was noch in Zukunft geschieht," sagte Battista. „Es ist nicht gut, Herr Graf, daß Sie sich so gar wenig um das bekümmern, was draußen vorgeht. Sie werden es noch zu büßen haben, fürchte ich."

„Was da draußen geschieht, macht mich nicht neugierig, mehr zu wissen," sagte Edgardo bitter. „Gut, ich werde Dich zu Rathe ziehen. Für's Erste will ich dem Principe schreiben; dann werde ich Don Geronimo aufsuchen."

Als Battista mit ernster und wie es schien bekümmerter Miene gegangen war, setzte sich Edgardo an seinen Schreibtisch. Er theilte dem Principe mit, daß Ottavia, trotzdem er Alles versucht habe, sie zur Nachgiebigkeit zu bestimmen, auf ihrer Weigerung beharre. Wie es sich von selbst verstände, würden die Bedingungen des Kontraktes erfüllt werden. Doch bitte er den Principe, sich noch einige Zeit zu gedulden; er habe noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, daß Ottavia ihren Sinn ändern werde. Vielleicht sei er bisher zu streng gewesen; er werde es nun mit Sanftmuth versuchen.

Von der Entfernung Ottavia's schrieb er nichts. Er rief auch Battista und bat ihn, dafür zu sorgen, daß diese heimliche Flucht Ottavia's nicht bekannt werde. Der Diener versprach es, so weit dies möglich sei.

Dann ging Edgardo nach dem Kloster von San Martino, das neben dem alten Fort San Elmo gelegen ist.

Auf seine Nachfrage, ob Don Geronimo zu sprechen sei, antwortete ihm der Pförtner, daß Don Geronimo seit einiger Zeit die Erlaubniß habe, in Neapel selbst zu wohnen, also nicht anwesend sei. Doch nannte er ihm die Wohnung des Don, die sich in einer der Nebenstraßen des Toledo befand.

Dorthin ging nun Edgardo, das Herz tief bekümmert,

den Kopf gesenkt. Wer ihn gehen sah, mußte sogleich erkennen, daß auf diesem jungen Manne eine tiefe Trauer laste. Nichts hatte mehr Reiz für ihn. Er ging wie ein Träumender durch die belebten Straßen; er hörte nichts von dem gellenden Geschrei der Verkäufer. Eine dumpfe Betäubung hatte sich seiner bemächtigt. Er fühlte, daß er diesem Kampfe mit der Welt keine Waffen entgegenzusetzen habe. Er, der vor Kurzem noch davon geträumt, daß sein gut gemeinter Rath Einfluß auf das Geschick eines ganzen Volkes haben könne, mußte sich gestehen, daß er willenlos von den Wellen des Lebens, die ihn ergriffen, hin- und hergeschleudert wurde.

Er traf Geronimo nicht in der Wohnung, die man ihm bezeichnet. Die aufwartende Frau sagte, der Don sei schon ziemlich früh ausgegangen und sie sei daran gewöhnt, daß er vor spät Abend nicht zurückkomme. Edgardo beschloß, an den Don zu schreiben, und ging dann auf's Gerathewohl durch die Stadt. Es schien ihm unmöglich, noch heut zurückzukehren und allein zu sein.

In einigen Theilen der Stadt fand er Aufregung. Er sah Schweizer-Soldaten marschiren, er hörte sogar aus weiter Ferne lebhaftes Geschrei, wie bei einem Kampfe. Als er fragte, was geschehen, erfuhr er, daß einige tausend Personen vor die Hotels des französischen und des sardinischen Gesandten gezogen seien, um diesen in Folge der jetzt allgemein verbreiteten Nachricht von dem Siege bei Magenta ein Lebehoch zu bringen und daß die Menge mit Bayonneten zerstreut worden.

Das rief ihm seine Unterredung mit Paolo Terminetti lebhaft zurück. Wie schwere Hammerschläge waren ihm die Worte des jungen Mannes auf's Herz gefallen. Der Boden seiner Einbildung, auf dem er einst so fest gestanden, wich ihm unter den Füßen. Waren die Tausende, die mit nie erlöschendem Eifer trotz aller Leiden gegen das herr-

schende Regiment ankämpften, Verblendete und Intriganten, oder war er ein Verblendeter, wenn er hoffte, daß die jetzt regierenden Männer das Wohl des Staates herbeiführen könnten, oder auch nur wollten?

Unwillkürlich hatten sich seine Schritte nach der Strada di Confalone gewendet. Aber plötzlich stand er still. Er erinnerte sich der Worte Paolo's in Bezug auf Graziela. Eigen überkam es ihn. Sein Verhältniß zu der Tochter Terminetti's war durch jene wenigen Worte ein anderes geworden. Unbekannt mit der Liebe und ihrer Empfindung, vollständig fremd der Verderbtheit so vieler seiner Standesgenossen, war ihm Graziela nichts gewesen, als eine angenehme, wohlthuende Erscheinung, ein Wesen, das im Verein mit ihrem Vater und dem Bambino das Bild häuslichen Friedens, dessen Reiz ihn immer wieder nach der Casa Alba zog, vollendete. Auch jetzt war sie ihm nichts Anderes — konnte sie ihm nichts Anderes sein, da in seiner Seele der verderbliche Boden fehlte, in dem irgend ein böser Gedanke hätte Wurzel fassen können? Liebte er denn Graziela? Wie wäre das möglich gewesen? Er hatte sie nie mit den Augen eines Mannes betrachtet, der prüfen will, ob irgend ein Mädchen seiner Liebe werth sei. Hätte er Graziela geliebt, so wäre diese Liebe entweder eine reine gewesen und er hätte den Vater um ihre Hand gebeten, oder er hätte, falls er geglaubt, eine solche Verbindung zieme seinem Stande nicht, das Haus gemieden. Er fand sie schön; aber für ihn war Schönheit nur der Inbegriff des Angenehmen, Erfreuenden. Er kannte die Frauen fast nur aus Büchern, und es war ihm erschienen, als entspreche Graziela denjenigen Frauengestalten, die dort als gut und tugendhaft geschildert. Aber er hatte noch nicht einmal versucht, darüber mit sich klar zu werden, weil er keine Veranlassung dazu gehabt.

Jetzt freilich war eine solche Veranlassung an ihn herangetreten. Er erglühte vor sich selbst, als er der Worte

Paolo's und des Tones, in dem sie gesprochen, gedachte. Aber er konnte sich mit ruhigem Gewissen sagen, daß er nie mit einem bösen Gedanken an Graziela gedacht — wie wäre das auch bei ihm möglich gewesen? Gleichgültig war sie ihm freilich ebenso wenig. Er war zu offen gegen sich selbst, um sich nicht zu erinnern, daß er schon bei ihrem ersten Anblick eine Theilnahme für sie empfunden, die über die Grenzen des Gewöhnlichen hinausging. Aber er glaubte, das sei vielleicht nur eine Art Vorahnung gewesen, ein Vorgefühl, daß er in ihr ein Wesen finden werde, zu dem er in einer gewissen Beziehung stehe. Auch hatte der Eindruck ihrer Erscheinung, der abweichend war von demjenigen, den er sonst von Frauen empfangen, auf ihn gewirkt. Worin dieses Abweichende lag, darüber war er freilich wieder nicht mit sich klar.

Sollte er wirklich nicht wieder in die Casa Alba gehen? Bei diesem Gedanken ergriff ihn eine unsägliche Traurigkeit. Warum sollte er denn nicht gehen? Hatte ihn nicht Paolo selbst gebeten, ein Freund der Familie zu bleiben? Nein, diesen stillen Platz wollte er sich nicht rauben lassen. Er fühlte sich keines Unrechts bewußt. Weshalb sollte er die Qualen, die das Leben — oder vielmehr seine Anschauung des Lebens ihm bereitete — noch dadurch vermehren, daß er sich zur Einsamkeit verdammte?

Er kaufte einige Zuckerfrüchte für den Bambino und ging nach der Strada di Gonfalone. Eigenthümlich war es, daß ihm zum ersten Male das Herz klopfte, als er in die Thür trat. Es war ihm, als müsse er Graziela und sie ihn von jetzt an mit anderen Blicken betrachten, als bisher. Doch öffnete sie ihm heut nicht, der alte Terminetti selbst kam ihm entgegen.

„Ich glaubte Sie heut nicht mehr erwarten zu dürfen," sagte der Musiker. „Die Zeit ist bereits verstrichen."

„So will ich Sie nicht stören," erwiederte Edgardo.

„Ich bitte um Verzeihung. Ich hatte den Kopf so voll von andern Dingen.“

„Sie wissen, daß ich immer Zeit habe,“ erwiederte Terminetti. „Treten Sie nur ein!“

Darauf betrachtete er Edgardo aufmerksamer, als bisher. Und er hatte Grund dazu. Die Leiden der Seele hatten sich deutlich auf den Zügen des jungen Mannes ausgeprägt und ihnen ein krankhaftes Aussehen gegeben. Das Gesicht war noch blasser, die Augen lagen noch tiefer, als sonst. Auch in seiner Haltung lag etwas Schwergebeugtes.

„Wo ist denn der Bambino?“ fragte er heiter und sich ermannend, denn er hatte den forschenden Blick Terminetti's bemerkt.

„Der ist mit Graziela fort,“ antwortete der Alte. „Graziela hatte einen Gang und nahm ihn mit sich. Der kleine verwöhnte Bursche war sehr mißmuthig; er hatte Sie vergeblich erwartet. Sie haben ihn verzogen. Das wird schlimm werden, wenn Sie nicht mehr kommen und jede seiner Launen befriedigen.“

„Nun, ich denke, das wird noch recht lange währen,“ erwiederte Edgardo. „Und heut wird er mich wohl noch sehen, wenn er zurückkommt.“

Dann begannen sie zusammen zu musiciren. Aber vergebens versuchte Edgardo sich zu sammeln. Die Gedanken an Ottavia, an den vergangenen Abend durchkreuzten fortwährend seinen Sinn. Zuweilen hielt er unwillkürlich im Spiel inne und mußte sich besinnen. Seine Hand zitterte.

„Lassen Sie es heut, Herr Graf!“ sagte Terminetti. „Ihnen ist nicht wohl.“

„Es ist wahr!“ sagte Edgardo, und indem er die Hand mit der Geige sinken ließ, setzte er sich auf einen Stuhl. „Mir ist nicht wohl. Aber nicht mein Körper leidet, nur meine Seele. Mir ist viel Trauriges widerfahren.“

Es war ihm, als müsse er das einmal aussprechen,

als müsse doch irgend ein Mensch wissen, was er empfinde. Er war an Leiden nicht gewöhnt, und wie Alle, deren Körper oder deren Seele zum ersten Male leidet, überschätzte er das Maß seiner Leiden. Er wußte noch nicht, wieviel zu ertragen der Mensch gezwungen werden kann.

Und da er sich einmal gehen ließ, so riß ihn seine krankhafte Erregung, seine Ueberreiztheit weiter fort, als er es selbst wollte. Zum ersten Male seit vielen Jahren traten ihm die Thränen in die Augen und ein schweres Schluchzen rang sich empor aus der Tiefe seiner Brust. Er drückte die Hände vor das Antlitz; er konnte sich nicht halten.

Terminetti, bestürzt und sogar erschreckt, setzte sich neben Edgardo. Er sprach nichts; ein Mann von seiner Erfahrung mußte wissen, daß solche plötzlichen Ausbrüche sich nicht unterdrücken lassen und am besten nicht unterdrückt werden. Ueberdies war seine Theilnahme für Edgardo in der letzten Zeit stets im Wachsen gewesen. Er hatte die reine Natur im Herzen seines Schülers erkannt; er hatte auch erkannt, daß dieser leide. Weich von Gemüth, hätte er gern helfen und lindern mögen, wenn das in seiner Macht gestanden.

Es währte einige Minuten, ehe Edgardo sich so weit sammelte, daß er sprechen konnte.

„Verzeihen Sie mir, ich bitte Sie!" sagte er in abgebrochenen Worten. „Ich kenne mich selbst nicht — ich begreife mich nicht. Aber ich bin unglücklich und ich habe Niemand, dem ich mein Leid klagen kann. Das drückt das Herz ab. Niemand kann mir rathen. Ich möchte Jedermann so gern nur Gutes thun, und überall treffe ich auf Widerstand, auf Hohn, selbst auf mir unbekannte geheime Mächte. Es ist, als stände die ganze Welt mir feindlich gegenüber, und ich — stehe allein! O, ich will Ihnen die Wahrheit sagen: ich bin nicht allein um der Musik willen

hierher gekommen — ich bin gekommen, weil dies der einzige Ort für mich war, wo ich mich zufrieden und heiter fühlen konnte!"

„Ich glaubte etwas Aehnliches aus Ihrem ganzen Wesen zu errathen," sagte Terminetti sanft und theilnehmend. „Leider stehe ich selbst der Welt zu fern, als daß ich hoffen dürfte, Ihnen Rath geben zu können."

„Und wenn auch das nicht, so lassen Sie mich wenigstens sprechen, da wir allein sind. Darf ich es?"

„Sprechen Sie! Und wollte Gott, ich könnte Ihnen Trost gewähren! Erleichtern Sie Ihr Herz!"

Edgardo erzählte. Nur Paolo's und Don Geronimo's erwähnte er nicht — im Uebrigen berichtete er Alles, was ihm in der letzten Zeit widerfahren. Terminetti lauschte in stiller aber gespannter Aufmerksamkeit. Aus Allem, was der junge Mann berichtete, selbst aus seinen Irrthümern, leuchtete ein so edler und großer Sinn, ein so warmes und vertrauensvolles Herz, daß der alte Mann sich von tiefster Theilnahme bewegt fühlen mußte.

Als Edgardo geendet und leichter athmend in das Gesicht Terminetti's schaute, sah er es ernst und trüb.

„Mein junger Freund," sagte der alte Mann nach langem Schweigen, „es ist in der That nichts Gutes, was Sie mir da erzählt haben, und Ihr Charakter, wie er mir jetzt klar und offen vorliegt, wird in den Verhältnissen, in denen wir leben, die Schwierigkeiten eher vermehren, als beseitigen. Ich weiß Ihnen wenig zu antworten. In Bezug auf Ihre politischen Ansichten kann ich Ihnen nur sagen: Sehen Sie und prüfen Sie! Ich mag nicht mehr mit Ihnen darüber sprechen. Eine politische Ueberzeugung erlangt man nur durch sich selbst; die Dinge wollen *erkannt* werden. Bisher glaubten Sie; jetzt zweifeln Sie; bald werden Sie *wissen*. Aber seien Sie vorsichtig, ich bitte, ich beschwöre Sie! Was man in unserm Lande am meisten haßt, das sind die

ehrlichen, edlen Naturen. Deshalb sehen Sie einen so großen Theil unserer Jugend im Kerker oder in der Verbannung; denn in der Jugend findet man Edelmuth am häufigsten. Hüten Sie sich! Was die Eingekerkerten und Verbannten unter Tyrannei verstehen, ist dasselbe, was Sie mit dem Verlangen nach Gerechtigkeit bezeichnen. Sie sind, ohne daß Sie es wissen, ein Feind, ein großer und vielleicht gefährlicher Feind derjenigen, die Sie unterstützen möchten! Man wird es bald erkennen! Noch einmal sage ich Ihnen: Hüten Sie sich!

„Was die Signora, Ihre Schwester anbetrifft, so kann ich darüber noch weniger urtheilen. Doch glaube ich, haben Sie sich von einem überreizten Ehrgefühl bestimmen lassen, allzu leicht gegen Ihre Schwester Partei zu nehmen. Der Name Rutta ist mir nur wenig bekannt; aber das Wenige, was ich über den Principe hörte, war nicht gut. Ihre Schwester, wenn sie auch nur einen Theil Ihres Denkens und Fühlens besitzt, kann nicht aus reiner Laune eine solche Verbindung zurückgewiesen haben. Ich fürchte, Sie sind zu weit gegangen. Der verzweifelte Schritt Ihrer Schwester deutet darauf hin. Sind Sie überzeugt, daß nicht eine dritte Person ihre Hand dabei im Spiele gehabt und Sie oder Ihre Schwester aufgereizt hat?"

Edgardo schüttelte traurig den Kopf. Er dachte an Don Geronimo, aber nur, weil Battista auf diesen Mann hingedeutet. Er selbst ahnte nichts Arges und wollte von einer derartigen Vermuthung nicht einmal sprechen.

„Auf jeden Fall müssen Sie den Aufenthalt Ihrer Schwester sobald als möglich zu erfahren suchen," fuhr Terminetti fort. „Und dann müssen Sie dieselbe bitten, nicht zwingen, in Ihr Haus zurückzukehren. Sie müssen ihr sagen, daß Sie entschlossen sind, von jetzt mehr ihr Recht, als das des Principe zu vertheidigen. Die Schwester steht

Ihnen näher, als Rutta, und die Ehre Ihrer Schwester geht über die wortgetreue Befolgung dieses wirklich fast unglaublichen Kontraktes. Die Ehre Ihrer Schwester aber ist gefährdet, und wäre sie selbst in einem unserer übrigens so wenig schützenden Klöster. Durch Nichts wird einem jungen Mädchen leichter der innere Halt geraubt, als durch eine Trennung von denen, in welchen sie seit ihrer Jugend ihre besten Freunde und natürlichen Beschützer sehen mußte. Ich will nicht weiter darüber sprechen. Ich sage nur, diese Trennung ist gefährlich für die Contessa. Gebe der Himmel, daß nicht irgendwo ein böser Zufall lauert, um sich diese Gelegenheit zu Nutze zu machen!"

Edgardo seufzte und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Er fühlte, daß in diesen Worten sehr viel Wahres lag.

„Was endlich jenen räthselhaften Feind anbetrifft, der Ihnen nach dem Leben trachtet, so kann ich Ihnen auch in dieser Beziehung nichts anempfehlen, als Vorsicht," fuhr Terminetti fort. „Sie selbst hegen nicht einmal eine Vermuthung; wie könnte ich sie hegen, obgleich ich durch das Leben mißtrauischer geworden bin, als Sie! Es wäre besser gewesen, Sie hätten den Namen zu erforschen gesucht. Sie hätten dann gewußt, ob jener Mensch eine Lüge sagte, oder wenn er die Wahrheit sprach, gegen wen Sie sich zu vertheidigen hätten. Wir können nicht immer wissen, wem unsere Existenz hinderlich ist. Die Leichtigkeit, mit der man sich hier in Neapel mißliebiger Persönlichkeiten entledigen kann, reizt zur Versuchung, von diesem Mittel Gebrauch zu machen. Uebrigens muß Ihr Gegner ein großer Schurke sein, wenn selbst jener Mörder unwillkürlich für Sie und gegen Jenen Partei nahm. Seien Sie sehr vorsichtig! Der Bandit wird durch die Verbindung, der er angehört, gezwungen werden, seine That zu vollführen. Gehen Sie bei

Tage nur durch belebte Straßen, und benutzen Sie Abends stets einen Wagen."

„Aber ist es nicht furchtbar, daß derartige Zustände in unserem Jahrhundert und in einem Lande, das sich civilisirt nennt, existiren können?" rief Edgardo. „Ich möchte das Alles am liebsten noch immer für einen Traum halten."

„Was hilft es, die Augen zu verschließen?" antwortete Terminetti. „Das Uebel ist da in seiner ganzen Furchtbarkeit. Es hat seinen Ursprung in dem Mangel an Gerechtigkeitssinn unserer Regierungen, schon seit Jahrhunderten. Der gemeine Mann urtheilt nach dem Beispiel. Es ist auch nicht zu verlangen, daß er besser sei, als diejenigen, die ihn regieren. Er sieht, mit welcher Leichtigkeit Menschen, oft ohne jedes vorhergegangene Urtheil eingekerkert und hingerichtet werden. Das macht ihn geneigt, auf eigene Hand ebenso schnelle Justiz zu üben. Auch reizt ihn die Leichtigkeit, mit der er entfliehen oder sich mit den Dienern des sogenannten Gesetzes vergleichen kann. Man sagt, daß viele Gendarmen jeden Verbrecher für eine bestimmte Summe entfliehen lassen, und diese Summe wird dann oft von der Gesellschaft, der jener Verbrecher angehört, bezahlt. Wenn das Volk sieht, mit welcher Leichtigkeit sich Jeder eines Feindes entledigen kann, wenn er ihn als einen Freisinnigen denunzirt, oder wie ein Beamter einen ihm Unbequemen durch dieselbe Beschuldigung beseitigt — wie soll er da diejenigen verabscheuen, die in ähnlicher Weise leicht ihre Zwecke zu erreichen suchen? Die gemeinen Leute können nicht begreifen, daß sie für etwas schwer büßen sollen, was sie Andere ungestraft, nur unter dem Schein der sogenannten Gerechtigkeit thun sehen. Sie helfen sich, indem sie Gesellschaften bilden, die auf der einen Seite gegen die Beamten gerichtet sind, auf der anderen durch das Band der Bestechung mit ihnen zusammenhängen."

Edgardo starrte düster vor sich hin. Noch waren seine

Augen feucht. Die weitere Unterredung wurde jedoch durch den Eintritt Graziela's und des Bambino unterbrochen. Der Knabe jauchzte laut auf, als er seinen Freund sah; Graziela schien überrascht, ihren Vater in so ernstem Gespräch mit dem jungen Grafen und den Letzteren so bleich und mit allen Spuren eines großen inneren Leidens zu finden. Auch vermochte Edgardo nicht sogleich den heiteren Ton anzuschlagen, in dem er sonst immer mit dem kleinen Paolo plauderte. Erst allmählich fand er so viel Unbefangenheit wieder, um mit Paolo die alten Scherze aufzunehmen. Dennoch blickte ihn Graziela oft befremdet an. Der Ernst ihres Vaters, das Aussehen Edgardo's mußten ihr gesagt haben, daß hier etwas Anderes stattgefunden, als eine Musikstunde.

Graziela erzählte von den Auftritten vor den Hotels der Gesandten; übertriebene Gerüchte davon waren bis in die Vorstadt gedrungen. Der alte Terminetti nahm daraus Veranlassung, sie dringend aufzufordern, sogleich nach Hause zurückzukehren, sobald sie bei einem Ausgange etwas von solchen Auftritten höre.

Edgardo blieb noch eine Zeit lang, mit Paolo spielend. Zuweilen, wenn Graziela im Zimmer war, erhob er den Blick fast schüchtern zu ihr. Ja, er sah heut, was er bis dahin sich noch nicht mit Bewußtsein gesagt, daß sie schön sei. Das ruhige Antlitz mit den weichen und doch so jugendlich frischen Zügen, der sanfte Glanz der großen, tiefblauen Augen, die stille Anmuth, die über ihrem Wesen ruhte, die Ruhe, mit der sie in dieser kleinen Häuslichkeit schaltete — das Alles erschien ihm heute in einem ganz neuen Lichte, denn er sah es, während er es bis dahin nur gefühlt. Allmählich verschwand seine Schüchternheit. Es schien ihm, als erwiedere sie das Vertrauen, das er ihr entgegenbrachte. Er schien für sie nicht anders da zu sein, als ein Bruder, oder auch nur als der Schüler ihres Va-

ters. Nie senkte sich der große Blick ihres Auges vor dem seinen, wenn er mit ihr sprach; nie aber sprach sie auch länger mit ihm, als es nothwendig schien. Sie hörte auf zu antworten, sobald er aufhörte zu fragen, als verstehe es sich von selbst, daß sie nur seine Fragen zu beantworten, nicht aber ein Gespräch mit ihm zu führen habe. Ihre Art zu sprechen war leicht und angenehm; sie liebte die heiteren Wendungen und lächelte gern, wenn sich die Gelegenheit dazu bot. Aber fast nie — nur wenn sie selbst mit Paolo spielte — verlor ihre Stirn den eigenthümlich ernsten Ausdruck, der ihr etwas Feierliches verlieh. Man hätte sagen können, sie gleiche einer Jungfrau, die im Begriff sei, aus eigenem und freien Antriebe in der nächsten Zeit den Schleier zu nehmen, und die sich weder niedergedrückt fühlt, noch der Heiterkeit des Lebens zu viel Spielraum geben darf. Ihre jugendliche Erscheinung schien für immer den Abglanz der ernsten Würde ihres Vaters zu tragen, so weit diese Jugendlichkeit es zuließ.

„Unsere Mahlzeit ist bereit, lieber Vater," sagte sie, nach einer längeren Pause wieder in das Zimmer tretend. „Würde der Herr Graf uns vielleicht die Ehre erweisen?"

Edgardo erhob sich schnell. Er wollte verwirrt ablehnen. Der alte Terminetti, der bis dahin, gedankenvoll schweigend, den Plaudereien Edgardo's und des Bambino zugehört, sagte jedoch ganz einfach, daß es ihm nur angenehm sein werde, wenn der Graf mit ihrem bürgerlichen Mahl fürlieb nehmen wolle. Edgardo wäre gern geblieben; auch war es ihm, als könne die Verwirrung, die er gezeigt, ihm als Stolz gedeutet werden. Er nahm an.

„Dann bitte ich nur noch um einige Minuten Geduld," sagte Graziela lächelnd, während der Bambino, der sogleich verstanden zu haben schien, warum es sich handle, vergnügt in die Hände klatschte.

„Ich begreife, daß Sie heut die Gesellschaft lieben, und

es freut mich, daß meine Tochter Sie eingeladen," sagte Terminetti. „Ich selbst hätte, wie ich nun einmal bin, kaum an dies Gebot der Schicklichkeit gedacht!"

Nach kurzer Zeit öffnete Graziela die Nebenthür und man setzte sich um den kleinen Tisch. Hier, als Wirthin, zeigte sich Graziela anders, selbständiger, gesprächiger. Hier war Edgardo weder der Graf, noch der Schüler des Vaters, sondern ihr Gast. Sie bediente ihn mit stiller Aufmerksamkeit; für den Vater sorgte sie zärtlich, für Paolo mütterlich.

Was war so Eigenes bei diesem Mittagsmahl, daß es gleichsam alle die Bande auflöste, die Edgardo's Herz umschnürten? Was stimmte ihn so heiter und ließ ihn hörbar aufathmen in wohlthuender Erleichterung? Weshalb mundeten ihm diese einfachen Gerichte, als seien sie Erfindungen einer ganz besonderen und ausgezeichneten Kunst? Weshalb mußte er fragen, woher diese Früchte seien, die ihm schöner zu sein schienen, als irgend welche, die er je genossen? War es die ruhige Heiterkeit, die hier herrschte, der Gegensatz zu den stillen Diners in seiner Villa? — denn seit Wochen, während der Abwesenheit Ottavia's und seit ihrer Rückkehr hatte er dort allein gegessen und sein Mahl nie schnell genug beenden können. War es das Gefühl, sein Herz durch Mittheilung erleichtert zu haben? Siegte in ihm der jugendliche Sinn über die niederdrückenden Ereignisse der letzten Wochen? Niemals, selbst früher nicht, erinnerte er sich, so heiter gewesen zu sein, sich so wohl gefühlt zu haben, und er überließ sich diesem Behagen um so williger, da ja, wie in einzelnen Momenten die böse Mahnung ihm zuflüsterte, draußen vor dieser Thür die Sorge ihn erwartete — er überließ sich diesem Wohlgefühl, wie der Bambino, für den dieser Tischnachbar eine ganz neue Zugabe zu den Herrlichkeiten der Mahlzeit war und der mit seinen blitzenden schwarzen Augen, den rothen Wangen, den krausen Locken so ausgelassen über die weiße Serviette, die ihm Graziela umge-

knüpft, wegschaute, als sei das Alles nur für ihn da und als gehöre ihm die ganze Welt mit all' ihren Orangen, Feigen und Zuckerdüten.

Und es entging ihm nicht, daß Graziela hier eine Andere war, sich selbstbewußter, sicherer zeigte. Ihr Blick wurde beredter, wie ihre Zunge. Auch für sie war dieser Gast etwas Neues; seine Art zu sprechen, seine feinen Manieren, die stille Huldigung, die sich in seinem Wesen und in den kleinen gelegentlichen Aufmerksamkeiten des Tisches offenbarte, mußten einen erweckenden, belebenden Einfluß auf sie üben. Ihre Wangen schienen noch frischer, ihre Augen noch glänzender geworden zu sein; die prächtigen Zähne, den Mandelkernen, die der kleine Paolo aß, an Farbe und mattem Glanz gleich, blitzten öfter durch die rosigen Lippen, die sich sonst beim Lächeln kaum merklich öffneten. Ahnungslos nahm Graziela die Wirkung auf, die Edgardo's Wesen durch seine bescheidene Heiterkeit, seine Wärme absichtslos auf sie übte, und die um so stärker ist, je weniger überlegt sie geübt wird. Aber auch diese Erregung blieb bei ihr in den Schranken einer Gemessenheit, einer natürlichen Beschränkung, die bei einer Neapolitanerin immer noch als Ernst hätte erscheinen müssen. Bei ihr, wie bei Edgardo, waren Wort, Miene, Blick und Bewegung umhaucht von jenem Dufte der Zartheit und Schicklichkeit, der nie erworben und wohl auch nie verloren werden kann.

Nähergerückt waren sich die Beiden durch diese Stunde ungemein. Seitdem er dem alten Terminetti sein Herz geöffnet und an seinem Tisch gesessen, war auch Graziela für ihn eine Andere geworden; sie war gleichsam die Tochter eines Freundes. Er behandelte sie mit einer zarten Achtung, die in seiner Natur lag, aber trotzdem fast für Verehrung gelten konnte. Für nichts sind Frauengemüther empfänglicher, als für eine solche stille Huldigung.

Der Zufall brachte das Gespräch auf die Wohnung

Edgardo's. Er bat Terminetti, doch auch einmal, an irgend einem Tage, sein Gast zu sein, damit er ihm die Villa zeigen und mit dem Bambino im Park herumstreifen könne. Terminetti lehnte zuerst ab, sich mit seinem Hange zur Ruhe entschuldigend, der ihn jede Störung fürchten lasse. Doch gab er endlich nach, da er bemerkte, daß Graziela dem Vorschlag nicht abgeneigt schien.

„Nun gut, um Graziela's Willen mag es sein," sagte er. „Sie hat so wenig Abwechselung hier, daß ich wirklich fürchte, sie wird sich langweilen. Bestimmen Sie gelegentlich einen Tag, an dem Ihnen unser Besuch passend sein wird."

So war, als Edgardo am Nachmittag schied, ein zartes und schönes Band zwischen dem jungen Grafen und dieser einfachen Familie geknüpft, und mit erleichtertem Herzen kehrte der Graf nach seiner einsamen Villa zurück.

„Theilen Sie mir Alles mit, was Sie bedrängt," hatte Terminetti noch beim Scheiden gesagt. „Es ist nicht viel, was ich von der Welt weiß; aber es kann Ihnen doch vielleicht von Nutzen sein."

Und Edgardo hatte das Anerbieten dankbar angenommen.

XII.

Der Besuch.

Dieser heitere Tag sollte für die nächste Zeit der einzige bleiben, den Edgardo genossen. Terminetti war erkrankt, und Edgardo mußte sich damit begnügen, bei Graziela anzufragen, wie es dem Vater gehe, kurze Zeit mit Paolo zu plaudern und Erfrischungen mancher Art, wie der Arzt sie erlaubte, nach der Casa Alba zu senden.

Im Uebrigen wollte keine der Wolken schwinden, die sich über seinem Haupte zusammengezogen und ihm den freien Blick in die Zukunft verdüsterten.

Nichts deutete darauf hin, daß das Regierungssystem geändert werden solle. Die erlassene Amnestie hatte Niemand befriedigt, sie war so ausgefallen, wie Terminetti sie verkündet. Sie befreite sehr Wenige und sicherte Niemand für die Zukunft. Viele glaubten in der That, sie sei nur eine Falle, um einzelne Verbannte zurückzulocken. Die Veränderungen im Ministerium versprachen ebenfalls keine Aenderung zum Bessern. Allerdings war Filangieri in dasselbe eingetreten; aber er war auch als schwach bekannt, und was nutzten die Aenderungen in den oberen Regionen, wenn das System in den unteren Kreisen der Beamten dasselbe blieb. Es hieß allgemein, daß der Einfluß der Königin-

Mutter im Wachsen sei, und Jedermann kannte diesen gefährlichen Einfluß von dem verstorbenen König her. Eine Allianz, die Victor Emanuel dem jungen König von Neapel angeboten, war abgelehnt worden. Man sprach von neuen Einkerkerungen; genug, das System Romero's war beibehalten, und mit ihm übertrug sich die Abneigung, die gegen König Ferdinand geherrscht, auch auf Franz den Zweiten.

Von Ottavia erfuhr Edgardo nichts. Seine und Battista's Nachforschungen blieben vergebens. Don Geronimo hatte ihm auf einen Brief sehr höflich geantwortet, daß er nichts von dem Aufenthalt der Contessa wisse, sich aber alle Mühe geben werde, denselben zu entdecken. In allen Klöstern Neapels war Nachfrage gehalten worden; vergebens. Ottavia schien aus der Welt verschwunden. Die Polizei zu Hülfe zu ziehen, hatte sich Edgardo noch nicht entschließen können; er glaubte, seine und seiner Schwester Ehre müsse unter einer solchen Nachforschung leiden. Der junge Graf empfand eine tiefe Sehnsucht nach seiner Schwester. Terminetti's Worte hatten in ihm nachgewirkt. Er glaubte jetzt selbst, zu streng gewesen zu sein und sie durch seine Strenge zum Aeußersten getrieben zu haben. Und nichts nagt mehr an einem Gemüthe, wie dem Edgardo's, als das Bewußtsein einer wenn auch noch so leichten Schuld. Ottavia's Trotz, ihr schneller, ihm nicht mitgetheilter Entschluß hatten das Uebel vergrößert, das sagte er sich selbst. Aber immerhin blieb ihm ein großer Theil der Schuld, den seine lebhafte Einbildungskraft noch vermehrte.

Battista schüttelte den Kopf. Er behauptete, Alles gethan zu haben, was nur möglich gewesen sei, um den Aufenthalt der Contessa zu erfahren. Er hatte durch Bekannte nachforschen lassen, welchen Miethswagen die Gräfin in jener Nacht benutzt. Es war nicht zu entdecken gewesen. So schien es fast, als habe ein anderer, einer Privatperson gehörender Wagen die Gräfin fortgeführt und es sei Alles schon

längst vorher für diese scheinbar plötzliche Abreise vorbereitet gewesen.

„Jetzt ist meine Weisheit zu Ende," sagte Battista eines Tages zu Edgardo, nachdem er oft viele Stunden lang abwesend geblieben. „Ich hatte Sie neulich nach der Wohnung des Don gefragt, denn, Sie mögen nun darüber denken, wie Sie wollen, ich traue dem nicht. Ich habe mich auf die Lauer gelegt und bin ihm gefolgt. Aber bei dem hört Alles auf. Er weiß wie eine Katze zu verschwinden. Ich gebe es auf."

„Du beleidigst Ottavia, wenn Du sie im Einverständniß mit einem solchen Manne glaubst," erwiederte Edgardo, „abgesehen davon, daß ich keinen Grund habe, Don Geronimo für einen Verräther zu halten."

Battista zuckte die Achseln, seufzte und ging.

Von dem Principe erhielt Edgardo nur die Mittheilung, daß derselbe seinen Geschäftsführer beauftragt habe, sich mit dem Grafen wegen der Auszahlung der bestimmten Summe in Verbindung zu setzen. Aber auch dazu war Ottavia's Anwesenheit nothwendig, und Edgardo bebte davor zurück, Rutta von der Entfernung seiner Schwester in Kenntniß zu setzen. Der Principe, dem offenbar, wenn die ganze Angelegenheit ruchbar wurde, daran gelegen sein mußte, möglichst rein dazustehen, würde diese Thatsache der ganzen Stadt mitgetheilt haben, um zu zeigen, daß die Gräfin eine launische Person, wenn nicht gar leichtsinnig sei.

Paolo Terminetti hatte Edgardo nicht wiedergesehen.

So verstrichen ihm die Tage vom Morgen bis Abend in Betrübniß und Kümmerniß. Er gebrauchte die Vorsicht, die ihm Terminetti angerathen, und ging bei Tage nur durch die belebten Straßen oder fuhr, Abends ging er fast gar nicht aus. Er las viel und wurde mit jedem Tage träumerischer und bleicher. Im Uebrigen war ihm nichts mehr aufgestoßen, was ihn an das Abenteuer mit dem gedungenen

Banditen hätte erinnern können. Er begann abermals zu glauben, der Mensch habe ihn absichtlich täuschen wollen.

Der alte Terminetti war inzwischen wieder gesund geworden und hatte eine Einladung Edgardo's für einen bestimmten Tag angenommen. Der junge Graf freute sich auf diesen Tag, wie die Kinder des Nordens auf den Weihnachtsbaum. Er hatte Battista gesagt, wen er erwarte, und hatte ihm im Allgemeinen seine Beziehungen zu dem Musiker angedeutet, auch erwähnt, daß dies der Vater des Sohnes sei, dem der Graf Langari einst seine Rettung verdankt. Battista traf nun seine Anordnungen, wie Edgardo sie ihm gegeben. Nichts sollte luxuriös, aber Alles freundlich sein.

Seit langer Zeit hatte die Villa Langari keine Gäste gesehen. Die Diener waren deshalb etwas neugierig auf den Besuch, den ihr junger Herr, dessen eigenthümliche Gewohnheiten ihnen natürlich kein Geheimniß waren, erwartete. Sie hatten sich sämmtlich in der großen Eingangshalle eingefunden, als der einfache Fiacre vorfuhr, der die Gäste brachte, denen Edgardo bis vor die Thür entgegenging. Vielleicht waren sie, wie auch die besten Diener nun einmal sind, zu kleinen Spöttereien geneigt. Aber als der alte Terminetti in seiner schlichten schwarzen Tracht, mit seinem ernsten, würdevollen Antlitz aus dem Wagen stieg und hinter ihm Graziela erschien, so ungemein einfach gekleidet und doch so blühend, mit dem Bambino, der sein Festkleid angelegt hatte, an der Hand, da zeigten ihre Mienen eine gewisse Billigung und die Schönheit Graziela's überraschte sie offenbar. Sie grüßten ehrerbietig, als Edgardo seine Gäste durch die Halle führte.

Eine Natur, wie diejenige Edgardo's, kannte keinen Hochmuth, nicht einmal den Stolz des Standes und des Reichthums. Er hatte diese Gäste nicht gerufen, um ihnen seine Villa zu zeigen, deren glänzendere Räume er selbst fast

niemals betrat, sondern nur um die freundliche Einladung Graziela's von jenem Tage zu erwiedern. Er selbst, oft den Bambino auf dem Arm tragend, führte seine Gäste durch die stattlichen, oft prächtigen Räume. Terminetti und Graziela legten auch keine große Bewunderung an den Tag. Die Villa war eben so, wie die Wohnungen reicher Leute zu sein pflegen. Sie erfreuten sich nur an den Gegenständen der Kunst, deren die Villa manche bot, da der alte Graf Langari ein großer Liebhaber und feiner Kenner der Künste gewesen. Sie bewunderten hier eine schöne Statuette, dort ein gutes Bild; aber sie ließen nichts von jenen Ausrufungen des Entzückens hören, mit denen gewöhnliche Naturen Alles zu begrüßen pflegen, was ihnen der Reichthum, dem sie schmeicheln wollen, zeigt. Sie gehörten zu denen, über welche nur die Schönheit Macht hat.

„Es muß doch angenehm sein, solche Schätze zu besitzen," war Alles, was der alte Terminetti in dem Gemäldesaal sagte, und selbst Graziela hütete sich, ihre Bewunderung allzu offen auszusprechen, da Edgardo ihr eine antike Vase die ihr vorzugsweise gefiel, sogleich zum Geschenk machen wollte. Nur der Bambino jubelte, sobald er Gold und Purpur glänzen sah. Er bildete das Mittelglied, das immer zur Heiterkeit hinüberführte.

Bei dem Diner wartete nur Battista auf. Es war demjenigen in der Casa Alba so ähnlich, daß Edgardo sich bald in eine ähnliche Stimmung versetzt fühlte und eine so reine Heiterkeit zeigte, daß Battista ihn bald ganz verwundert anblickte. Der alte Diener mochte seine eigenen Gedanken haben, als er die Artigkeit bemerkte, mit der Edgardo Graziela bediente. Aber welcher Art sie auch sein mochten, er war nur um so ehrerbietiger gegen Graziela, auf deren edlen Zügen die Reinheit und Unschuld so klar geschrieben standen. Auch der Bambino, der in einem Meer von Näschereien schwamm, schien ihm zu gefallen. Denn

als Edgardo ihm beim Nachtisch die Taschen mit Zuckerwerk füllen wollte, fand es sich, daß Battista dieses Geschäft bereits ganz still und unbemerkt, aber vollkommen genügend ausgerichtet hatte.

Eis und Kaffee sollten im Pavillon genommen werden. Edgardo benutzte die Gelegenheit, als sie dorthin gingen, um seinen Gästen den Park zu zeigen, der manche Schönheit darbot und in dem sich Graziela vorzugsweise wohlzufühlen schien. Es gab dort außer den schönsten Blumen und lieblichsten Pflanzengruppen rauschende Cascaden, silberglänzende Fontainen, einen kleinen Teich mit Fischen und ein Vogelhaus, Gegenstände, die Graziela's Interesse erregten und übermäßigen Jubel bei dem kleinen Paolo hervorriefen. Es war nicht leicht, den muthigen Knaben von den Vögeln zu trennen, mit denen er sich herumzankte und von denen einzelne nach ihm hackten. Ja, Edgardo mußte ihn sogar, da er im Pavillon zu unruhig wurde, unter der Obhut Battista's, mit dem er große Freundschaft geschlossen, nach dem Vogelhause zurückschicken.

Im Pavillon, dessen Fenster und Thüren weit geöffnet waren, um die frische Luft einzulassen, während ein Zeltdach vor der Nachmittagssonne schützte, saß nun die kleine Gesellschaft, die Gespräche fortführend, die bei Tisch begonnen worden. Terminetti schien sich behaglich zu fühlen und war gesprächiger, als gewöhnlich. Graziela, der Unterredung der Männer lauschend und nur selten an derselben Theil nehmend, erfreute sich der Ruhe und Annehmlichkeit dieses Ortes, der zu friedlichem Genuß so geeignet schien und doch so viele qualvolle Stunden seines jungen Besitzers gesehen hatte. Die drei Personen bildeten eine liebliche Familiengruppe; wer sie beobachtet hätte, würde ein Bild des Glücks und des Friedens zu sehen geglaubt haben. Und wie leicht konnte doch irgend ein Wort eine der Wunden aufreißen, die dem Her-

zen der beiden Männer vor längerer oder kürzerer Zeit geschlagen worden.

„Sie haben mir zuweilen von Ihrer Schwester gesprochen, Signore," sagte Graziela zu Edgardo. „Ist sie noch immer verreist?"

„Noch immer, ja," antwortete Edgardo mit einem Seufzer. „Und ich habe seit langer Zeit keine Nachricht von ihr erhalten."

Der trübe Ton, in welchem der junge Mann diese Worte sprach, konnte Graziela nicht unbemerkt bleiben, und als ihr Vater sagte: „Wo ist denn Paolo? Er bleibt sehr lange," — schien sie sogleich zu verstehen, daß er ihre Entfernung wünsche, und sie erhob sich, um den Bambino, wie sie sagte, zu holen oder wenigstens zu sehen, was er treibe.

„Ich weiß nicht, ob es Ihnen angenehm sein wird, von diesem Gegenstande zu sprechen," sagte Terminetti, als Graziela gegangen war. „Ich glaubte, da Sie mir nichts mehr darüber mittheilten, diese Angelegenheit sei erledigt."

Edgardo theilte dem alten Manne den erfolglosen Ausgang der Nachforschungen nach Ottavia's Aufenthalt mit.

„Das ist in der That wunderbar," sagte Terminetti, den Kopf schüttelnd. „Wenn Ihre Schwester keine Verwandten und Freundinnen in Neapel hat, zu denen sie sich zurückgezogen haben könnte, wenn Sie in allen Frauenklöstern Nachforschungen angestellt, und vergeblich, dann muß ich zu meinen früheren Vermuthungen zurückkehren, die mich fürchten ließen, daß hier noch ein Ihnen unbekanntes Geheimniß obwalte. Es scheint mir unmöglich, daß Ihre Schwester die Vorbereitungen zu einer so spurlosen Entfernung in so kurzer Zeit habe treffen können, ohne darin durch eine andere sehr gewandte Person unterstützt zu werden. Allerdings giebt es hier eine Menge Vermuthungen; aber Hülfe von außen muß ihr gekommen sein. Ihre Dienerschaft würde sonst etwas von dem Verbleiben ihrer Herrin

wissen. Wie Sie mir Ihre Schwester geschildert, kann dieselbe mit den Verhältnissen Neapels, mit den Mitteln, sich so vollständig unsichtbar zu machen, nicht so vertraut gewesen sein, um ihre Absicht mit solchem Erfolge zu erreichen. Sie müßte denn ihren Plan längst vorbereitet haben, was ebenfalls nicht anzunehmen ist, da sie doch ohne Zweifel von Ihnen eher Unterstützung als Widerspruch erwartete. Wer hat Ihre Schwester besucht, welche Damen, welche Herren?"

„Nur ein junger Benediktiner, den sie im Hause Rutta's kennen gelernt," erwiederte Edgardo.

„Wahrscheinlich ein Don!" sagte Terminetti und tiefe Falten zeigten sich auf seiner Stirn. „Wissen Sie auch, Herr Graf, daß man in Neapel Ursache hat, gegen diese Herren, namentlich in Bezug auf junge Damen, sehr vorsichtig zu sein?"

„Mein Diener Battista hat mir wiederholt eine ähnliche Ansicht geäußert," antwortete der Graf. „Aber der Eindruck, den mir der Monaco gemacht, die Art und Weise, wie er sich in dieser Angelegenheit benommen, lassen mich nicht an seiner Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit zweifeln. Nein, in der That, ich kann nicht glauben, daß Don Geronimo eine doppelte Zunge habe."

„Don Geronimo!" rief Terminetti, sich plötzlich von seinem Sessel erhebend — und mit bleichem Antlitz, mit halb geöffneten Lippen starrte er auf Edgardo, unfähig, wie es schien, für den Augenblick vor Ueberraschung oder selbst Schrecken noch ein Wort sprechen zu können.

„Aber was ist Ihnen!" rief der Graf, jetzt seinerseits erschreckend. „Kennen Sie ihn? Oder irren Sie sich nicht? Ist es derselbe? Ich meine einen jungen Mönch von San Martino — groß, schlank, schwarz, mit einnehmenden, schönen Zügen —

Terminetti winkte ihm mit der Hand, als solle er schweigen. Er schien noch immer keines Wortes mächtig zu sein.

Dann mit der Hand seine Augen bedeckend, als wolle er sich besinnen oder vielleicht seinen Schmerz verbergen, ging er einige Schritte in dem Pavillon auf und ab und setzte sich dann, wie es schien tief erschüttert, wieder in seinen Sessel.

Edgardo hatte dieser auffälligen und heftigen Bewegung voll wachsender Bestürzung zugeschaut.

„Ich beschwöre Sie, was wissen Sie von diesem Manne?" rief er dann. „Und ist es wirklich derselbe?"

„Ich zweifle nicht daran!" sagte Terminetti tief aufathmend und mit schwerer Stimme. „Lassen Sie mir noch eine Minute Zeit! Sie können die Bewegung nicht begreifen, die mich bei der Nennung dieses Namens erfaßt hat."

Und dann nach einer Pause, während deren Edgardo's Gesicht die tödtlichste Spannung und Aufregung verrieth, fuhr er fort:

„Nein, ich zweifle nicht daran; es sieht ihm Alles so ähnlich. Er hat Sie, er hat Ihre Schwester getäuscht. Unter der Maske der Offenherzigkeit, unter einer Miene, die das vollste Vertrauen einflößt, verbirgt er teuflische Klugheit, die kaltherzigste Grausamkeit. Die Lügen fließen von seinen Lippen, wie Honig. O, wenn ich ein junger Mann wäre — oder wenn mein Sohn lebte und mir zur Seite stände, und" — fügte er mit einem schweren Seufzer hinzu — „wenn wir nicht in Neapel lebten, so hätte ich diesen Menschen zur schweren, zur blutigen Rechenschaft gezogen! Armer, junger Freund! Beklagen Sie sich und Ihre Schwester, daß Ihr Schicksal Sie jemals mit diesem feinsten und tückischsten aller Heuchler zusammenführte!"

„Aber, großer Gott, es ist doch ein Irrthum möglich!" rief Edgardo. „Weshalb glauben Sie, daß er es gerade sein muß?"

„Ich täusche mich sicher nicht; ich kann Ihnen nicht sagen, weshalb ich es glaube, ich habe ein Geheimniß zu

wahren, das schwer auf meiner Seele lastet," erwiederte Terminetti. „Gebe Gott, daß Sie nicht bald ein ähnliches Geheimniß zu bewahren haben. Doch erzählen Sie mir von ihm. Was that er? Was sprach er? Ich werde sein Wesen herauserkennen."

Edgardo erzählte in fliegender Hast. Terminetti hatte die Hand, mit der er noch immer seine Augen bedeckte, sinken lassen, und den Blick zur Erde gerichtet, hörte er aufmerksam, mit schmerzverzogenen Lippen und seufzend zu.

„Kein Zweifel mehr, kein Zweifel!" sagte er dann. „Mir, der ich ihn kenne, ist Alles klar. Ihre Schwester, eingenommen für ihn, wie Sie, wird seine Unterstützung in Anspruch genommen haben, seine Hülfe — und er hat dieses unselige Verlangen für seine Zwecke ausgebeutet — er hat Sie mit Ihrer Schwester entzweit, Sie Beide in Ihren Vorsätzen bestärkend und dadurch immer mehr von einander trennend. Deshalb verlangte er Ihnen auch Ihr Ehrenwort ab, gegen Ihre Schwester zu schweigen."

„Aber welche Zwecke kann er verfolgt haben!" rief Edgardo. „Ihre Worte, Ihre Mienen erfüllen mich mit einer Angst, einer Besorgniß, für die ich bis jetzt noch nicht die geringste Ursache sehe. Weshalb entzweite er uns?"

„Mein Freund," erwiederte Terminetti leise und gepreßt, „ich wünschte, Sie erließen mir diese Frage. Ich muß fürchten, Sie oder Ihre Schwester zu beleidigen. Dieser Mensch, von der Natur begabt mit außergewöhnlicher Schönheit, mit einer Sprache, die nicht schmeichelnder tönen kann, reich an Geist und durch alle Künste der Ueberlegung gebildet, begünstigt außerdem durch seinen Stand, den er nur gewählt zu haben scheint, um desto sicherer betrügen zu können — dieser Mensch läßt seinen Begierden so ungezügelten Lauf, daß er kein schönes Weib sehen kann, sei sie auch noch so tugendhaft und aus noch so achtungswerthem Stande, ohne den Wunsch zu empfinden, sie zu besitzen und

zu verderben. Ich selbst erfuhr es zu spät; als ich es erfuhr, sagte man mir auch, daß man keinen Fall wisse, in welchem seine Bemühungen vergeblich gewesen seien."

„Ich bürge für meine Schwester!" sagte Edgardo, auf dessen Stirn sich bei diesen Worten eine tiefe Falte zeigte, nicht ohne Stolz.

„Der Himmel gebe, daß Sie Recht haben!" erwiederte Terminetti. „Aber Sie ahnen nicht, zu welchen Mitteln der Ueberredung, der Verführung, vielleicht der Gewalt dieser Mensch greift. Er weiß alle Umstände zu benutzen. Er lügt, er schwört, wo Bitten und Liebesbetheuerungen ihm nicht helfen. Man könnte der Leidenschaft eines Mannes viel verzeihen; aber seine Leidenschaft ist nichts, als der Wunsch zu siegen, zu beherrschen. Er liebt nicht; er betrügt."

„Und Sie meinen — doch was sage ich, es kann nicht sein!" rief Edgardo, noch immer mit den Falten des Mißtrauens auf seiner Stirn. „Ottavia ist eigensinnig und gewöhnt, ihren Willen durchzusetzen, aber nicht schwach, nicht leichtsinnig."

„Es gab ein Mädchen, das die Tugend selbst war, wenn auch die Natur ihr eine ungewöhnliche Leidenschaftlichkeit eingeflößt hatte," sagte Terminetti mit einem schweren Seufzer. „Sie besaß einen Stolz und ein Ehrgefühl, wie man sie kaum edler und ausgeprägter bei einem Mädchen finden kann. Und doch wurde sie von jenem Manne betrogen. Was vermag ein Mädchen, das liebt, gegen die Schwüre eines so reich begabten Mannes? Er schwur ihr, daß er mit ihr fliehen, seinen Stand verlassen und in einem fremden Lande ihr Gatte werden wolle. Werfen Sie den ersten Stein auf sie!"

„Ich kenne das Mädchen nicht, von dem Sie sprechen," sagte Edgardo. „Aber ich möchte sie nicht mit meiner Schwester vergleichen!"

Terminetti, von dem eigenthümlichen kühlen und fast

herben Ton seiner Worte betroffen, blickte auf. Er sah, wie die Stirn Edgardo's noch gefurchter geworden. Die aufrichtige und nur dem tiefsten Mitgefühl abgerungene Warnung Terminetti's schien ihn beleidigt zu haben. Der Stolz der Langari's, so empfänglich für gute und böse Einflüsse, war in ihm erwacht.

„Ich machte Sie vorher darauf aufmerksam, daß ich nicht wünschte, Sie zu beleidigen," sagte der alte Mann. „Aber mißachten Sie meine Worte nicht. Daß jener Mann Don Geronimo ist, unterliegt für mich keinem Zweifel. Und ist er es, so schwebt Ihre Schwester in Gefahr. Verzeihen Sie diese Warnung einem Manne, der an Ihnen den wärmsten Antheil nimmt. Lassen Sie Don Geronimo beobachten, suchen Sie den Aufenthalt Ihrer Schwester zu erfahren — er kennt ihn gewiß! — und führen Sie Ihre Schwester dann mit Gewalt hierher zurück, oder sagen Sie ihr, daß Sie jeden Gedanken an eine Verbindung mit Rutta aufgegeben haben. Vielleicht wäre es besser gewesen, sie wäre die Gattin dieses Mannes geworden, als daß —"

Er unterbrach sich; er fühlte, daß Edgardo so denken mußte, wie er dachte. Er sah, wie Blässe und Roth auf Edgardo's Wangen wechselten. Schon die Möglichkeit, die ihm der alte Mann angedeutet, mußte den Grafen mit entsetzlicher Furcht erfüllen.

In diesem Moment erschien ein Diener und überreichte dem Grafen ein Billet, indem er zugleich meldete, daß der Herr, der das Billet abgegeben, in der Villa auf Antwort warte und im Falle der Graf verhindert sei, nicht stören wolle.

Das Billet enthielt die folgenden Zeilen:

„Durch Ihre Einladung ermuthigt, erlaubt sich der Herr, den Sie eines Abends im Café der Villa Reale wiedererkannt, Sie zu besuchen. Er möchte sich gern nach dem Befinden einiger Ihnen bekannten Personen erkundigen."

Edgardo war noch so vollständig in Anspruch genommen von den Gedanken, welche die Mittheilungen Terminetti's in ihm wach gerufen, daß er das Billet drei oder vier Mal überlas, ehe er den Inhalt desselben begriff.

„Mein Gott, das ist seltsam, äußerst seltsam!" rief er dann. „Ich werde sogleich kommen!" sagte er zu dem Diener.

Und das Billet in den Händen bewegend, stand er da, noch immer seine Ueberlegung nicht ganz beherrschend.

„Verzeihen Sie mir," sagte er dann. „Mir ist ein Besuch angemeldet, ein Besuch, der — doch bitte, erwarten Sie mich hier. Ich gehe nur nach der Villa, bleibe aber nicht lange und kehre entweder allein oder mit meinem Besuche zurück."

Terminetti wollte Einwendungen machen; er sagte, daß es ohnehin Zeit sei, zu gehen. Aber Edgardo, eigenthümlich aufgeregt, bat ihn so dringend zu bleiben, daß der alte Mann, befremdet von dem Wesen des Grafen, nachgeben mußte. Edgardo selbst eilte, so in Gedanken versunken, daß er Graziela und Paolo, die mit Battista am Vogelhause standen, gar nicht bemerkte, nach der Villa.

In der Vorhalle derselben traf er Paolo Terminetti, auf- und abgehend. Der junge Mann sah wohler aus, als an dem letzten Abend, an welchem Edgardo ihn gesehen. Er schien wieder im Besitz seiner vollen kräftigen Mannesgesundheit zu sein.

„Ich höre, daß Sie Besuch haben," sagte er, nachdem sie sich die Hand geschüttelt. „Ich blieb nur, weil Ihr Diener mich durchaus melden wollte. Ich will Sie auch nicht aufhalten. Sie können sich denken, weshalb ich komme."

„Es wäre mir lieb gewesen, wenn Sie mich schon früher aufgesucht," erwiederte Edgardo.

„Ich hoffte, Sie wieder einmal am Strande zu sehen," sagte Paolo. „Wenn ich weiß, daß Sie mich in der That

gern sehen, so werde ich nicht mehr so lange zögern. Mein Vater ist krank gewesen, hörte ich. Ich habe es noch immer nicht über mich gewinnen können, ihn aufzusuchen oder ihm eine Gelegenheit zu geben, mich zu sehen. Alle Wege, die ich einschlagen möchte, erscheinen mir unsicher. Ich muß so sehr vorsichtig sein, aus Gründen, die ich Ihnen nicht ausführlich mittheilen kann. Es giebt Personen, die von meinem Wiederauftreten in der Welt nicht erbaut sein würden, und da sie Einfluß besitzen und eine Denunziation genügen würde, so halte ich es für besser, meinem Vater nicht den Schmerz zu bereiten, mich abermals im Kerker zu sehen, nachdem er mich frei geglaubt."

„Aber kommen Sie! Lassen Sie uns im Park weiter sprechen!" bat Edgardo.

Paolo weigerte sich anfangs. Aber der junge Graf bat so dringend, zugleich versichernd, daß Paolo, wenn er es wolle, der Gesellschaft fern bleiben solle, daß dieser endlich nachgab und mit ihm in den Park ging. Dort erzählte ihm Edgardo, was er über den Vater Terminetti's wußte. Sie gingen in Nebenwegen, näherten sich jedoch allmählich dem Vogelhause, an welchem Battista und Graziela noch immer mit dem Bambino standen.

„Kommen Sie," sagte Edgardo, dessen Aufgeregtheit schon manchen Seitenblick Paolo's hervorgerufen. „Ich möchte Ihnen eine junge Dame meiner Gesellschaft zeigen, um zu hören, wie sie Ihnen gefällt. Natürlich bleiben wir unbemerkt. Wenn wir in jenes Gebüsch treten, so können wir sie deutlich sehen."

Paolo, verwundert über diese neue Aufforderung, folgte dem Grafen in ein Bosquet. Graziela, einen Strauß schöner Blumen haltend, den ihr wahrscheinlich Battista verehrt, scherzte anmuthig mit dem Knaben, der jetzt endlich des Genießens, des Spielens und Neckens mit den Vögeln müde zu sein schien, denn er wandte sich ab und sah sich

um, als suche er den alten Terminetti oder auch Edgardo. Darauf ging Battista nach dem Pavillon voran. Wahrscheinlich hatte ihm Graziela gesagt, er möge vorher fragen, ob ihre Rückkehr den Herren angenehm sei. Das junge Mädchen folgte langsam mit dem Bambino. Sie kamen nahe an dem Bosquet vorüber.

„Nun, wie gefällt Ihnen die junge Dame?" fragte Edgardo lächelnd. „Nehmen Sie gar keine Rücksichten, fürchten Sie nicht, mir mit Ihrem Urtheil zu nahe zu treten. Die Signora ist mir, genau genommen, ziemlich fremd."

„Ob fremd oder bekannt — jedenfalls ist sie sehr schön," antwortete Paolo, mit ernsten Blicken der Gestalt Graziela's folgend. „Obgleich Ihr Gast, wie Sie sagen, trägt sie sich einfach, wie mir scheint nur bürgerlich. Ihre Bewegungen sind edel, leicht und anmuthig, nicht allzuschnell, eher etwas langsam für ein so junges Mädchen. Ihre Stimme klingt wie eine Glocke, und in ihren Zügen liegt etwas, das nimmermehr täuschen kann. Diese junge Dame ist ohne Zweifel von einfacher, reiner Gemüthsart. Es ist sogar etwas in ihrem Gesicht — wenn ich die ganze Wahrheit sagen soll — was mich ungemein fesselt. Es ist mir, als wäre mir diese Gestalt zuweilen im Traum erschienen, oder als hätte ich sie früher auf einem Gemälde gesehen und sie meinem Gedächtniß ungemein stark eingeprägt."

„Jedes Wort, das Sie sagen, erfreut mich um Ihrer selbst willen," sagte Edgardo. „Es ist Ihre Schwester Graziela."

Paolo schrak zusammen, als habe eine unsichtbare Hand ihn plötzlich berührt. Er wechselte die Farbe, griff sich mit der Hand nach der Stirn, blickte starr dem langsam dahinschreitenden Mädchen nach und schien nicht begreifen zu können, was vorgehe.

„Meine Schwester!" stieß er dann hastig heraus. „Meine Schwester Graziela! Hier? Das ist sie?"

„Sie ist es, und in dem Pavillon, auf den sie zuschreitet, befindet sich Ihr Vater," antwortete Edgardo. „Das sind die Gäste, von denen man Ihnen gesagt; es ist der erste Besuch, den sie mir machen. Deshalb die Verwirrung, die ich Ihnen vielleicht gezeigt habe. Wäre dies nicht eine Gelegenheit, um Ihren Vater und Ihre Schwester unbemerkt zu sprechen?"

Paolo drückte heftig die Hand Edgardo's. Große Thränen rannen ihm über die Wangen.

„Mein Gott, ja, das wäre eine Gelegenheit," sagte er hastig. „Niemand kann ahnen, daß mein Vater hier ist. Niemand würde erfahren, daß wir uns gesehen. Aber die Aufregung — wird sie ihm nicht schaden?"

„Es wäre doch vielleicht gut gewesen, wenn wir ihn, ich mündlich, oder Sie durch einen Brief, darauf vorbereitet hätten, daß Sie am Leben seien," sagte Edgardo.

„O, ich habe tausend Mal daran gedacht," rief Terminetti. „Aber die Sehnsucht würde ihn verzehrt haben; er hätte mich auch sehen wollen, und hätte ich ihn gebeten, zu mir zu kommen, so mußte ich wieder das Auge der Späher fürchten, die ihm vielleicht gefolgt wären. Er geht so selten aus, ich weiß es, daß ein jeder Gang bei ihm auffällt. Darin, daß er zu Ihnen kommt, kann freilich Niemand etwas finden. Bei Gott im Himmel — das wäre ein gesegneter Augenblick, den Vater in die Arme schließen zu können! Ihn so nahe zu wissen, ihn nicht sehen sollen — es scheint mir fast unmöglich. Nein, ich kann nicht widerstehen."

„So kommen Sie! Ich werde eine Gelegenheit finden, Ihre Schwester zu entfernen, denn es wird gut sein, denke ich, wenn das Uebermaß der Freude Ihres Vaters nicht durch den stürmischen Ausbruch des Jubels Ihrer Schwester vermehrt wird. Vielleicht ist es gut, wenn Sie erst eine Zeit lang allein bei einander sind!"

„O Gott, ja! Ich habe sogar mit ihm allein zu sprechen!" rief Paolo. „Nun, kommen Sie! Fürchten Sie nichts von mir, ich werde mich nicht eher verrathen, als bis ich es darf. Es ist Niemand sonst in der Nähe?"

„Niemand," antwortete Edgardo. „Auch den Diener werde ich fortschicken."

Sie gingen nach dem Pavillon, nicht zu schnell. Da aber Graziela wegen des Knaben sehr langsam ging, so erreichten die beiden Männer sie noch vor dem Pavillon. Paolo grüßte seine Schwester sehr höflich; Edgardo bemerkte, welche Gewalt der junge Mann sich anthat, seine Miene zu beherrschen. Graziela dankte ihm artig und ahnungslos.

„Hast Du denn der Signora schon das Monument gezeigt, Battista?" fragte Edgardo.

„Oh, das Monument!" sagte der Diener. „Nein. Wünscht die Signora, dorthin zu gehen?"

„Wenn es nicht überhaupt Zeit zum Gehen ist, so möchte ich wohl Alles sehen; es ist Alles schön hier," sagte Graziela freundlich. „Aber vorher möchte ich doch den Vater fragen, ob er nicht meint, daß wir aufbrechen müssen."

„Ich wollte Ihrem Vater nur noch diesen Herrn vorstellen," sagte Edgardo. „Gehen Sie nur, Signora; ich hole Sie dann selbst ab, vielleicht mit Ihrem Vater. In kurzer Zeit bin ich bei Ihnen."

Graziela ging mit dem Diener und dem Knaben, nachdem sie einen flüchtigen Blick auf den Fremden geworfen, dessen Augen unvermerkt auf sie gerichtet waren. Fast war es, als stieg eine dunkle Erinnerung in ihr auf, denn sie ging den Kopf gesenkt und langsam. In der That befand sich in der Wohnung Terminetti's eine flüchtige Portrait-Skizze Paolo's, die dem jungen Mann auch heut noch nicht ganz unähnlich war.

Als sie in die Thür des Pavillons traten — Paolo zögernd und bleich — saß der alte Terminetti noch immer

in seinem Sessel. So wie er den Fremden erblickte, erhob er sich höflich. Im ersten Augenblick schien er, wohl von seinen Gedanken in Anspruch genommen, auf das Gesicht des Ankommenden nicht zu achten. Plötzlich aber erweiterte sich sein Auge, die Lippen öffneten sich, er streckte die Hand aus —

„Mein Vater!" rief Paolo, unfähig sich länger zu beherrschen.

Der alte Mann sank mit einem Schrei in seinen Sessel zurück; Paolo kniete vor ihm. Edgardo, tief erschüttert und fürchtend, die Ueberraschung könne Terminetti schaden, blieb noch eine Minute lang Zeuge dieser Scene. Aber als er sah, wie der Krampf, der den Vater ergriffen, sich zu lösen begann, wie ihm Thränen in die Augen traten und er die Hände um den Nacken des Sohnes legte, dessen Kopf in seinem Schooße ruhte, da verließ er leise, selbst der Thränen kaum mächtig, den Pavillon und ging langsam nach dem Monument.

Er fand Graziela sehr schweigsam. Sie blickte ihn zuweilen eigenthümlich fragend an. Edgardo wich ihrem Blicke aus.

„Der fremde Herr spricht mit dem Vater?" sagte sie. „Kennt er ihn?"

„Als er hörte, wer meine Gäste seien, sagte er, daß ihm Ihr Vater von früherher bekannt sei," antwortete Edgardo. „Battista, Du kannst nach der Villa zurückgehen. Sorge dafür, daß wir noch eine Zeit lang ungestört sind."

Der Diener ging. Edgardo führte Graziela, absichtlich auf einem weiten Umwege, unter dem Vorwand, ihr noch einige schöne Baumgruppen zu zeigen, nach dem Pavillon zurück. Das junge Mädchen blieb nachdenklich.

„Es ist mir doch immer, als müßte ich das Gesicht jenes Herrn kennen," sagte sie dann. „Darf ich seinen Namen wissen?"

Ehe ihr Edgardo, etwas verlegen, antworten konnte, wurde er unterbrochen.

Ein Herr, gefolgt von Battista, der ihn zurückhalten zu wollen schien, kam schnell aus einem Seitengang. Als er Edgardo und Graziela bemerkte, stand er unwillkürlich still und sein durchdringendes, brennendes Auge schien in einer einzigen Sekunde die ganze Schönheit des jungen Mädchens zu überfliegen, so daß Graziela, die Stirn faltend, den Blick senkte.

„Ah, das ist etwas Anderes!" rief er ziemlich laut. „Ja, dann will ich nicht stören!"

„Entschuldigen Sie mich, Signora, bis ich erfahre, was jener Herr wünscht," sagte Edgardo zu Graziela. „Vielleicht kehren Sie langsam nach dem Pavillon zurück — ich sage langsam, verzeihen Sie mir den Ausdruck, weil Ihr Vater mit jenem anderen Herrn vielleicht einige wichtige Angelegenheiten allein zu besprechen hat."

Graziela, die das Alles nicht recht zu begreifen und sich nicht mehr ganz behaglich zu fühlen schien, wandte sich schweigend der Richtung des Pavillons zu. Auch der Bambino schien müde und etwas übellaunig geworden zu sein.

„Aber ich will nicht stören!" rief der Principe — denn er war es — jetzt Edgardo zu. „Verzeihen Sie mir, liebster Graf. Dieser alte Murrkopf wollte mich zwar zurückhalten, da ich aber in der Villa nur von einem alten Herrn gehört hatte, der Sie besuche, so wagte ich es, weiterzugehen, um so mehr, da meine Angelegenheit eine dringende ist und ich sie gern möglichst bald erledigt haben möchte.

Edgardo hatte dem Diener schon einen Wink gegeben, sich zu entfernen. Ziemlich kühl und mit einer gewissen Scheu fragte er dann den Principe, was ihm das Vergnügen dieses Besuchs verschaffe.

„Nun, unsere leidige Affaire! Was soll es weiter sein?" rief der Principe, wie immer mit heiterer, sorgloser Miene.

„Aber sagen Sie mir, wer war dieses reizende Mädchen? Ich habe sie noch nie gesehen und kenne doch Neapel auch ein wenig. Es thut mir wirklich jetzt leid, Sie gestört zu haben! Wer hätte auch in dem alten Herrn — und bei meinem scheuen Freunde Langari! — eine solche Erscheinung erwarten können?"

„Es ist die Tochter meines Musiklehrers, die ihren Vater, den ich heut zu mir gebeten, begleitet hat," antwortete Edgardo, verstimmt durch den Ton und mehr noch durch Blick und Miene des Principe. „Sie kommen selbst in der traurigen Angelegenheit. Ich hatte, wie Sie wissen, da ich dergleichen geschäftliche Angelegenheiten nicht verstehe, meinen Notar beauftragt —"

„Ja, das weiß ich wohl," unterbrach ihn Rutta. „Aber die Sache ist bisher in einer mir unerklärlichen Weise hingezogen worden. Ihr Notar hat mir gesagt, daß im Augenblick Schwierigkeiten vorhanden wären, das Vermögen der Contessa zu ermitteln. Das halte ich doch für unmöglich. Derartige Angelegenheiten müssen doch, so viel ich davon verstehe, stets geordnet sein. Ich komme deshalb selbst, um mich bei Ihnen nach dem Grund der Zögerung zu erkundigen."

„Herr Fürst," antwortete Edgardo, dessen Wangen sich leicht geröthet hatten, „ich gestehe, daß ich selbst dem Notar gesagt, er möge Sie bitten, sich noch kurze Zeit zu gedulden. Ich möchte Ihnen gerecht werden, in jeder Beziehung, bis auf das Kleinste. Aber um die ganze Summe zu ermitteln, bedarf es noch einer Bedingung, die in diesem Augenblick nicht erfüllt werden kann. Ich hoffe jedoch von Tag zu Tag, daß diese Bedingung erfüllt werden wird. Es kann Ihnen nur angenehm sein, auch wenn die Angelegenheit sich noch einige Wochen hinzieht, den genauen Betrag von demjenigen zu erhalten, was laut des Kontraktes Ihnen zusteht."

„Darüber kann man verschiedener Ansicht sein," antwortete Rutta, leicht die Achseln zuckend. „Ich für mein Theil würde aus mancherlei Gründen eine möglichst schnelle Erledigung dieser Angelegenheit wünschen. Sollte es wirklich wahr sein, was man mir gesagt, daß die Contessa ihren Aufenthalt geheim halte?"

„Wer hat Ihnen das gesagt?" rief Edgardo, dunkel erglühend vor dem scharfen und höhnischen Blicke des Principe.

„Wer es mir gesagt, ist wohl gleichgültig," antwortete Rutta kühl. „Es handelt sich nur um die Wahrheit der Thatsache und um die Muthmaßungen, die ich daran knüpfe. Ich würde mich in Ihnen und auch in Ihrer Schwester sehr geirrt haben, wenn ich annehmen müßte, Sie Beide wollten sich den Bedingungen des Kontraktes einseitig entziehen."

„Das kommt Niemand in den Sinn!" rief Edgardo, sich erhitzend. „Im Gegentheil — wenn sich Schwierigkeiten erhoben haben, die in den nächsten Tagen beseitigt sein werden, so ist es nur geschehen, weil ich Partei für Sie genommen, vielleicht mehr, als gut war. Doch erlassen Sie mir das Nähere! Mein Notar hat einen genauen Stand des Vermögens meiner Schwester aufgenommen. Es fehlen nur noch einige Angaben, die sie, der Wahrheit gemäß, selbst zu machen hat. Das wird in kürzester Zeit erledigt sein. Es wird Ihnen in vollstem Maße Ihr Recht zu Theil werden."

„So ist es wahr, daß die Contessa die Casa Langari verlassen hat — wirklich wahr?" fragte della Rutta.

„Herr Principe, ich glaube, wir haben nur über eine bestimmte Angelegenheit mit einander zu sprechen," sagte Edgardo.

„Das ist ein Zugeständniß!" rief Alessandro. „Die Contessa hält sich irgendwo verborgen — wenigstens vor der

Welt, — um nicht genöthigt zu sein, genaue Angaben über ihr Vermögen zu machen! Nun wahrlich, das hatte ich nicht erwartet!"

„Principe!" rief der Graf und unwillkürlich stieß er mit dem Fuß auf die Erde, während seine Blicke flammten.

„Mein Gott, die Sache ist natürlich, nur bei Ihnen hätte ich sie nicht für möglich gehalten!" sagte Rutta etwas verächtlich, aber leicht. „Es wird mir also nichts übrig bleiben, als eine Klage einzuleiten und zu verlangen, daß die Contessa auf gerichtlichem Wege zu einer genauen Darlegung ihrer Vermögens-Verhältnisse veranlaßt werde."

„Gut, so werde ich vielleicht auf diese Weise den Aufenthalt meiner Schwester erfahren, die sich aus diesem Hause entfernt hat, weil sie fürchtete, ich könne einen Zwang zu Ihren Gunsten auf sie ausüben wollen!" rief Edgardo bitter.

„Sie muthen mir etwas viel zu," sagte Alessandro nachlässig. „Indessen die Wahrheit wird sich bald herausstellen. Ich bedauere nur, daß unsere Namen auf diese Weise in die Oeffentlichkeit gelangen. Aber was hilft das!"

„Principe," rief Edgardo etwas sanfter, „ich sage Ihnen die Wahrheit. Ich kenne den Aufenthalt meiner Schwester nicht. Ich gäbe viel, unendlich viel darum, ihn zu erfahren; ich thue alles Mögliche dafür. Wenn Sie noch einen Rest von Achtung für mich bewahren, für mich, der ich um Ihretwillen meine Schwester zu einem verzweifelten Schritt getrieben, so behandeln Sie diese Sache als ein Geheimniß. Es soll Ihnen volle Gerechtigkeit werden. Ich will einen Theil meines eigenen Vermögens dazu geben. Ottavia ist ohne Zurücklassung irgend einer Spur verschwunden."

Es lag etwas Bittendes in dem Tone Edgardo's. Der Principe konnte nicht an der Wahrheit dieser Worte zweifeln, wenn er überhaupt daran gezweifelt. Doch schien er noch nicht zu wissen, welchen Ton er anschlagen solle.

„Wirklich seltsam, wenn es so wäre!" sagte er kopfschüttelnd. „Weiß denn Don Geronimo nichts darüber?"

„Don Geronimo!" fuhr Edgardo auf, gereizt durch die wiederholte Nennung dieses Namens. „Weshalb er? Weshalb soll er wissen, was kein Anderer von uns weiß?"

„Nun, einen Vertrauten pflegt jedes weibliche Herz zu haben!" antwortete Rutta mit einem boshaften Lächeln. „So viel ich erfahren, hat er die Contessa besucht. Daß er sie kannte, weiß ich ja. Ich habe Sie ja darauf aufmerksam gemacht."

„Er hat mir geschrieben, er wisse nichts von Ottavia's Aufenthalt," sagte Edgardo finster.

„Ein Beweis für den, der ihn dafür nehmen will!" antwortete Rutta kurz. „Ich gehöre nicht zu den Leichtgläubigen. Nun, Graf, da ist nichts zu thun. Ich werde noch acht Tage warten, ehe ich weitere Dispositionen treffe. Dann bitte ich um meine Entschädigung. Denn eine Entschädigung ist es, nichts weiter. Ich glaube Ihnen schon damals gesagt zu haben, daß es mir nicht leicht werden wird, nach diesem Zerwürfniß eine gute und reiche Frau zu finden. Man wird an Wunder welche Dinge glauben, die ich gethan haben könnte. In etwas soulagirt mich freilich die Entfernung der Contessa. Man wird begreifen, daß es mit dem Widerwillen dieser Dame, die so ungenirt in die weite Welt geht, eine eigene Bewandtniß haben muß."

Die letzten Worte waren so höhnisch gesagt, daß dem Grafen das Blut aus den Wangen wich. Aber er mußte sie hinnehmen. Es waren die Folgen der Unbesonnenheit Ottavia's und — seines eigenen Starrsinns!

„Ich bitte Sie, noch eine Zeit lang über diesen unseligen Zwischenfall zu schweigen," sagte er gepreßt. „Wenn nicht um Ottavia's, dann um meinetwillen. Ich habe um der Ehre unserer Familie willen stets auf Ihrer Seite gestanden!"

„Nun gut, acht Tage noch!“ erwiederte Rutta kurz. „Aber jede Langmuth hat ein Ende. — Ich empfehle mich Ihnen, Herr Graf. Bedaure, Sie in so angenehmer Unterhaltung gestört zu haben. Sehen Sie nur Don Geronimo auf die Finger, und erinnern Sie sich, was ich Ihnen über die Unwiderstehlichkeit dieses Adonis von San Martino gesagt!“

Das Letztere rief er lachend schon im Gehen. Edgardo blickte ihm nach, die Hände geballt, die Lippen zusammengepreßt. Er hätte dem Principe nacheilen, ihn zu Boden schlagen mögen — das Herz schwoll ihm vor Unwillen. Er begriff die Abneigung Ottavia's gegen Rutta; nur ein erbärmlicher Mensch konnte so sprechen. Aber gegen wen war der Unwille, den er empfand, im Grunde genommen gerichtet? Gegen sich selbst, gegen Ottavia. Hätte jener Mensch so sprechen können, wenn ihm nicht Grund dazu gegeben worden? — Und was war das mit Don Geronimo? Battista, Terminetti, jetzt der Principe — Alle deuteten darauf hin, daß ein näheres Verhältniß zwischen seiner Schwester und dem Don bestehe. War er auch hier betrogen worden? Er hätte laut aufschreien mögen vor innerer Qual. Aber nein, es konnte nicht sein! Ottavia konnte Alles thun, nur nicht sich so weit vergessen!

Es war gut für ihn, daß er sich seiner Gäste erinnern mußte. Er dachte zu großherzig, um Jenen nicht ihr Glück zu gönnen, während seine eigene Brust von Schmerz zerrissen war. Langsam ging er dem Pavillon zu.

Als er in die Nähe desselben gelangt war und durch die geöffnete Thür blickte, sah er ein Bild, das sein Herz mächtig bewegen mußte. Der alte Terminetti saß auf einem Sessel; vor ihm knieten Paolo und Graziela, sich gegenseitig umschlungen haltend und sich fest aneinander schmiegend, während der Vater die vereinten freien Hände der beiden Kinder in den seinigen hielt. Der Bambino stand verwundert daneben, sich am Kleide Graziela's festhaltend.

Edgardo, dem es nicht in den Sinn kam, diese Gruppe zu stören, ging vor dem Pavillon auf und ab. Er überlegte, was er zu thun habe, um die Wahrheit der Andeutungen zu erforschen, die man ihm über Don Geronimo gemacht.

Aber was sollte er thun? Sollte er den Don offen eines Verraths beschuldigen, an den er selbst kaum glaubte, sollte er eine Vermuthung in Bezug auf Ottavia aussprechen, gegen die er sich schon in seinen Gedanken sträubte? Und wenn der Don ihn wirklich früher durch seine Kunst der Verstellung getäuscht, würde er sich dann jetzt leicht gefangen geben? Edgardo fühlte, daß er gegen eine solche Verrätherei, wenn sie wirklich stattfand, waffenlos sei. Der einzige Ausweg blieb immer nur, die Wohnung Ottavia's zu erforschen und dann von ihr Gewißheit zu erlangen. Daran, daß diesem Verschwinden Ottavia's noch andere Ursachen zu Grunde liegen mußten, als die von ihr selbst angegebenen, begann er jetzt, wenn auch widerstrebend, selbst zu glauben. Das Kloster wäre ihre einzig angemessene und sichere Zufluchtsstätte gewesen.

Während er noch grübelte, kam Paolo Terminetti auf ihn zu, und seine Hände ergreifend, dankte er ihm mit freudeleuchtenden Augen und in den wärmsten Ausdrücken für das Glück, das er ihm bereitet.

„Ich weiß," sagte er, als Edgardo widersprach, „daß Sie meinen Besuch nicht voraussehen konnten. Aber hätten Sie meine Wohnung gekannt, so zweifle ich nicht daran, daß Sie mich gern von dieser Gelegenheit benachrichtigt hätten, meinen Vater wiederzusehen. Aus Allem, was ich höre und sehe, bemerke ich, daß Sie meiner Familie eine aufrichtige Theilnahme schenken und ich danke Ihnen von Herzen dafür. Ich denke von jetzt ab meinen Vater öfter zu sehen; ich habe mit ihm darüber gesprochen."

„Meine Villa steht Ihnen natürlich zur freien Verfügung, so oft Sie nur wollen," sagte der Graf.

„Ich lehne das nicht ab," erwiederte Paolo. „Doch denke ich es auch so einzurichten, daß ich meinen Vater in meiner eigenen Wohnung, das heißt in der Wohnung der Freunde, bei denen ich mich befinde, sehen kann. Er kann als Musiklehrer der jungen Dame, der Tochter meines Freundes, dort erscheinen. Ich wünschte, ich könnte auch Ihnen danken und Ihnen nützlich sein, aber das ist leider kaum möglich, da ich selbst hier nicht offen auftreten kann. Bedürfen Sie meiner, wollen Sie mich sprechen, so finden Sie mich im Hotel della Vittoria. Ich gelte unter dem Namen Enrico als Reisebegleiter der deutschen Familie Brüning. Ich werde Ihnen später die Adresse aufzeichnen. Und wenn ich mir noch eine Bemerkung, eine Bitte erlauben dürfte, ohne Sie zu beleidigen —"

„Sprechen Sie!" sagte Edgardo. „Ich kann nie beleidigt werden, wo ich Theilnahme, wie bei Ihnen, voraussetze."

„Mein Vater nannte mir, schon in der ersten Minute unseres Wiedersehens, einen Namen —" sagte Paolo, „— wie wir darauf gekommen, darf ich Ihnen nicht sagen! — einen Namen, den auch Sie, wie er mir andeutete, kennen, den Namen Don Geronimo. Herr Graf, ich beschwöre Sie, seien Sie vorsichtig in Allem, was diesen Mann betrifft. Was ich über ihn gehört — gehört aus dem Munde einer auf die schmachvollste Weise von ihm Hintergangenen und Betrogenen, läßt mich glauben, daß er einer der verworfensten und gefährlichsten Menschen ist. So weit ich Sie und Ihren Charakter beurtheilen kann, würden Sie ein Spielball dieses Menschen sein, wenn Sie ihm auch nur eine Sylbe glauben. O, warum kann ich nicht frei und offen auftreten, um diesen Schurken zu zermalmen! Verzeihen Sie mir, Herr Graf, ich meine es gut, bei Gott! Und kann ich Ihnen helfen, bedürfen Sie eines Verbündeten, so

steht Ihnen mein Geist und mein Arm zu Gebote. Werfen Sie diesem Elenden gegenüber jede Rücksicht bei Seite, und handeln Sie schnell — doch, ich gehe zu weit. Ich wollte Sie nur warnen, aus innigster Theilnahme warnen."

„Jedermann spricht mir in Räthseln über diesen Mann; Niemand sagt mir etwas Bestimmtes," erwiederte Edgardo düster.

„Ich darf nicht sprechen!" rief Paolo. „Das Geheimniß gehört mir nicht allein. Aber fürchten Sie ihn!"

Das Erscheinen des Vaters und Graziela's unterbrach die halblaut geführte Unterredung. Beide dankten Edgardo in ebenso lebhaften Ausdrücken, wie Paolo. Der alte Terminetti war bleich und erschöpft von dem Uebermaß der Freude. Graziela weinte still und unabläßig. Paolo nahm oft den Bambino und küßte ihn, setzte ihn aber meist schnell wieder auf die Erde, wie mit einer Art von Scheu oder von einem plötzlichen Gedanken inneren Widerstrebens ergriffen.

Es begann bereits zu dämmern. Dennoch bat Edgardo seine neuen Freunde, zu bleiben. Er errieth, wie schwer ihnen die Trennung fallen mußte. So blieben sie Alle noch im Garten und Edgardo suchte den Bambino zu beschäftigen und möglichst von den Anderen zu trennen, da der kleine Bursche, der von dem vielen Neuen ermüdet war, ihnen nur lästig werden konnte. Die Unterhaltung mit dem Kleinen war eine Zerstreuung für Edgardo, wenn sie auch das immer wiederkehrende Zucken seines Herzens nicht beseitigte.

Endlich kam der Augenblick des Abschieds. Unter Küssen und Thränen trennten sich Vater und Schwester von dem Neuerstandenen, ihnen Wiedergeschenkten. Heiße Danksagungen lohnten dem jungen Grafen, der ihnen, ohne es doch zu wollen, dieses Fest bereitet. Wie glücklich hätte Edgardo sein können, wäre nicht so vieles Andere auf ihn eingestürmt! Sein Herz glich dem zerrissenen nächtlichen

Gewitterhimmel, durch den hin und wieder klar und blendend, und doch unheimlich, das volle Mondlicht bricht. —

Als Alle Abschied genommen, schrieb Edgardo einen Brief an Don Geronimo, den er abgeben wollte, im Falle er den Don nicht zu Hause träfe. Er sagte in demselben, daß ihm von mehreren Seiten Andeutungen geworden, Don Geronimo kenne den Aufenthalt Ottavia's. Wäre dies wirklich der Fall, so möge der Don sich durch keine Rücksicht binden lassen, sondern diese vertrauensvolle Anfrage durch eine ebenso vertrauensvolle Antwort erwiedern, da es für die Ehre der Familie durchaus nothwendig sei, daß Ottavia aus ihrer Zurückgezogenheit hervortrete, ja sogar wichtige geschäftliche Angelegenheiten dieses Hervortreten verlangten.

Mit diesem Brief fuhr er nach der Wohnung Don Geronimo's, den er, wie er fast vermuthet, nicht antraf. Er ließ den Brief zurück. Von seinem Wagen aus bemerkte er, daß die Straßen Neapels ungemein lebhaft seien, lebhafter, als er sie je gesehen. Er wäre gern ausgestiegen, um zu erfahren, ob etwas Besonderes vorgefallen — denn manche Ausrufungen, die er hörte, deuteten auf etwas Außergewöhnliches hin. Aber unruhig und aufgeregt, wie er heut war, wagte er nicht, sich in die Volksmenge zu mischen. Er erinnerte sich des Mannes, der gedungen war, ihm nach dem Leben zu trachten, und wenn er auch Momente hatte, in denen es ihm gleichgültig gewesen wäre, wenn eine Kugel ihn getroffen, so sagte er sich doch, daß er sein Leben um Ottavia's Willen nicht auf's Spiel setzen dürfe.

Nach Hause zurückgekehrt, fragte er Battista, ob er nicht wisse, was es in der Stadt gebe. Der Diener war natürlich von Allem bereits unterrichtet, und erzählte seinem verwunderten Herrn, daß die Schweizer im Aufstand seien.

Es hatte damit eine eigenthümliche Bewandtniß. Die Schweizer haben sich, wie bekannt, im seltsamen Widerspruch mit ihrer eigenen republikanischen Verfassung, schon seit

Jahrhunderten dazu hergegeben, Söldnerdienste bei fremden Monarchen zu nehmen, denen sie dann mit der größten Treue anhingen. In der ersten französischen Revolution waren sie die einzigen, die den unglücklichen Ludwig XVI. mit ihrem Blute vertheidigten. In neuerer Zeit war die Einrichtung dieser Schweizer-Garden fast nur noch in Rom und Neapel aufrecht erhalten worden. In Neapel namentlich bildeten sie den einzigen zuverlässigen Theil der Armee. Doch befanden sich unter diesen sogenannten Schweizern auch eine Menge Baiern, Oesterreicher und unter diesen vorzugsweise Tyroler, sowie selbst eine beträchtliche Anzahl Franzosen. Obgleich sie fremden Monarchen, man könnte sagen Despoten dienten, hatten sie streng darauf bestanden, die Banner und Abzeichen ihres freien Vaterlandes beizubehalten. Sie wollten ihre Ueberzeugung, wenn sie eine solche hatten, aber nicht ihre Nationalität opfern.

Nun hatte aber der Schweizerbund, erbittert über die Rolle, welche diese Söldlinge als sogenannte Schweizer in den Jahren der Bewegung von 1848 und 49 in Rom und Neapel gespielt, den Beschluß gefaßt, nicht mehr zu dulden, daß diese Regimenter das eidgenössische Banner führten. Sie sollten unter der Fahne des Monarchen dienen, von dem sie ihren Lohn empfingen. Die neapolitanische Regierung hatte sich mit diesem Beschlusse, der ihr wahrscheinlich nicht unlieb war, einverstanden erklärt und den „Schweizern" angezeigt, daß sie nach Ablauf der bisherigen Kapitulation das Banner und die Abzeichen Neapels annehmen müßten.

Schon bei der Kundwerdung dieser Absicht waren unter den wirklichen Schweizern Zeichen des Widerwillens laut geworden. Ueberhaupt herrschte Mißstimmung zwischen den einzelnen Regimentern. Die Nachrichten vom Kriegsschauplatz, von den Schlachten bei Magenta und Solferino waren nicht ohne Einfluß geblieben; die Schweizer und Franzosen, auf der einen, neckten und höhnten die Baiern und

Tyroler auf der andern Seite. Es war bereits zu blutigen Zusammenstößen gekommen. Heut, an dem Tage, an welchem man dem vierten Regiment seine neuen Fahnen und Insignien überreichen wollte, hatte dasselbe sich zur Wehre gesetzt. Wie Battista erzählte, waren zwischen diesem und einem anderen gegen sie aufgeführten Regiment Kugeln gewechselt worden. Jedenfalls hatte die Sache eine bedenkliche Wendung genommen. Doch hielt die Bevölkerung sich fern von jeder Theilnahme für die aufsäßigen Schweizer. Es war, als wolle sie zeigen, daß sie mit ihren bisherigen Gegnern niemals gemeinschaftliche Sache machen werde.

Man erwartete noch ernstere Zusammenstöße für die kommenden Tage.

Edgardo hörte dies nicht ohne Kopfschütteln. Mit den Schweizern wankte der Thron der Bourbonen, brach der Damm, der bis dahin die Brandung der Revolution zurückgehalten. Schon wußte er nicht mehr, ob er darüber klagen, oder dem unvermeidlichen Verhängniß gleichgiltig zuschauen solle. Er fühlte, daß sein Herz kalt wurde, wenn er an das herrschende Regiment dachte.

„Es ist auch ein eigenthümlich aussehender Brief für Sie abgegeben worden," sagte Battista. „Er liegt oben auf Ihrem Zimmer."

Der Graf, der diese Unterredung mit Battista in einem der unteren Räume geführt, ging hinauf.

Allerdings war es ein seltsam aussehender Brief, den er dort fand, und er betrachtete ihn mit einer gewissen Scheu, ehe er ihn nahm und öffnete. Er war schlecht gefaltet, zerknittert, beschmutzt; die Aufschrift verwischt und fast unleserlich, zeigte in schwerfälligen Zügen die Worte:

„An Graf Langari."

Als ihn Edgardo geöffnet, las er Folgendes:

„Ich muß fort. Ich will nicht ganz schlecht werden. Deshalb wird man mich kalt machen wollen.

Ich komme nicht zurück, als bis es besser geworden. Der Mann, der Ihnen nachstellt, ist der Principe della Rutta. Ich mag's nicht thun. Er ist ein Schuft. Nehmen Sie sich vor einem Anderen in Acht. Meine Schwester ist arm. Lassen Sie ihr etwas zukommen, wenn sie sich auf den Namen Matteo meldet.

Matteo."

Zehn Minuten lang blickte Edgardo auf das schmutzige Papier mit den krähenfüßigen Buchstaben und den falsch geschriebenen Worten. Es schien ihm mit Blut geschrieben zu sein — er verstand es nicht. Der Principe derjenige, der seinen Tod wollte? Wahnsinn! Man wollte ihm ein Mährchen aufbinden. Es war damals eine Bettelei gewesen und war auch jetzt eine. Durch die Plauderei irgend eines Dieners, vielleicht der Rutta'schen Familie oder auch der eigenen, mochte irgend ein Hallunke erfahren haben, daß etwas wie ein Zerwürfniß zwischen den beiden Familien bestehe, und hatte darauf diese erbärmliche Spekulation gebaut. Nichts weiter war es! Nichts weiter konnte es sein!

Und doch — die Schüsse von jenem Tage! Sollte damals schon geplaudert worden sein? Sollte ein Mensch um einer solchen Spekulation willen gewagt haben, als Mörder ergriffen und bestraft zu werden? Das Blut strömte ihm abwechselnd heftig zum Herzen und wieder zurück. Zuweilen erfaßte es ihn, wie ein Schwindel.

Endlich, mit einem schnellen Entschluß, klingelte er und fragte Battista, wer den Brief gebracht.

„Ein armes, zerlumpt aussehendes Weib, das sich sogleich entfernte," lautete die Antwort.

„Da, lies!" sagte Edgardo, ihm den Brief reichend. „Ist das nicht eine Prellerei? Doch schweig darüber!"

Battista las und las wieder, schüttelte den Kopf, machte ein bedenkliches, ernstes Gesicht.

„Ja, ich muß Dir erklären!" sagte Edgardo sich besinnend, und er erzählte von jenem Angriff und von dem Besuch Matteo's an jenem Abend im Pavillon. Die Miene Battista's hellte sich nicht auf, sie wurde im Gegentheil immer düsterer.

„Ich mag darüber nichts sagen, Herr Graf," erwiederte er endlich auf eine erneute Frage Edgardo's. „Das kann eine Prellerei sein; aber es ist eine eigene Art von Prellerei. Jedenfalls werde ich die Schwester, von der hier die Rede ist, anhalten, wenn sie kommt. Seltsam genug! Es ist eine eigenthümliche Erfindung, um Geld zu erlangen!"

„Also dafür hältst Du es auch, wie ich?" sagte Edgardo, wie es schien erleichtert.

„Ich muß wohl," erwiederte Battista. „Man kann doch nicht annehmen, daß ein Mann wie der Principe daran gedacht, daß das Vermögen der Contessa um das Doppelte und um mehr noch anwachsen würde, wenn Sie nicht mehr lebten, Herr Graf, und daß ihm dann nach dem Kontrakt —"

„Schweig!" unterbrach Edgardo den Diener, der seine Worte mit einem eigenthümlichen Blick begleitet hatte, und er stieß mit dem Fuß auf den Boden. „Schweig! Wenn ich jemals Aehnliches von Dir höre, so schicke ich Dich fort, ein so treuer Diener Du mir auch warst! Kein Wort mehr"

Battista verließ das Zimmer mit gebeugtem Kopfe. Aber auch Edgardo stieg hinab in den stillen Park und wandelte dort den größten Theil der Nacht auf und ab.

Sollte er jemals wieder Ruhe finden? Sollte es jemals wieder hell in seinem Geiste und froh in seinem Herzen werden?

XIII.

Die Zingarella.

Als Graf Edgardo am anderen Vormittag in die Stadt ging, fand er die Straßen ungemein belebt. Doch war die Haltung des Volkes eine ruhige. Viele gutgekleidete Leute, dem Bürgerstande angehörend, befanden sich auf den Plätzen und in der Toledo-Straße. Es ließ sich leicht erkennen, daß sie nur die kommenden Ereignisse erwarten, nicht an ihnen theilnehmen wollten. Es herrschte nicht jene unheimliche Stimmung, die einem Bürgerkampf vorauszugehen pflegt. Truppen sah Edgardo nirgends; sie waren vermuthlich in den Kasernen consignirt. Die Gendarmen und Polizei-Beamten ließen sich nur spärlich blicken und hielten sich mit einer gewissen Scheu in den Hausthüren und öffentlichen Gebäuden zurück. Im Uebrigen ging das geschäftliche Leben der Toledo-Straße seinen alten Gang. Nur wenige Kaufleute hatten ihre Magazine geschlossen, was sonst seit alten Zeiten auch bei kleineren Straßen-Aufläufen zu geschehen pflegt.

Als Edgardo in die Seitenstraße einbiegen wollte, in welcher Don Geronimo wohnte, kam eine so große Menschenfluth ihm entgegen, daß er zurückgedrängt wurde und sich auf die Treppe eines großen Hauses flüchten mußte. Er

hörte Trommelschall und sah nach einigen Minuten einige hundert Schweizer in vollkommener Ordnung, das Gewehr im Arm, und in vollständiger Kriegsrüstung in die Toledo-Straße einbiegen. Sie marschirten, die Tambours voran, so sicher und ruhig, als gälte es, irgend einen Befehl ihres kommandirenden Generals auszuführen. Und doch hörte Edgardo von der Menge, die ihn umdrängte und die Schweizer neugierig anstarrte, daß diese Soldaten aus dem Fort del Carmine kämen und daß sie entschlossen seien, nach dem Palast von Capodimonte zu ziehen, wo der junge König sich augenblicklich befand, um von diesem selbst die Zusicherung zu erhalten, daß ihnen ihre Schweizer Banner und Farben nicht genommen werden sollten. Das war ein Akt offenbarer Rebellion, dem sich bis jetzt nichts entgegenstellte und der von gleich schweren Folgen werden konnte, ob nun der junge König nachgab, oder nicht.

Edgardo fühlte keine Neigung, dem Zuge zu folgen, wie Tausende thaten. Er benutzte die größere Stille, die nach dem Vorbeimarsch der Schweizer eingetreten war, um ohne Aufenthalt nach der Wohnung Don Geronimo's zu gehen. Er fühlte sich fast erleichtert, als er erfuhr, daß der Don nicht zu Hause sei; denn seit den Mittheilungen Rutta's, sowie des alten und des jungen Terminetti empfand er eine Art von Scheu vor dem Anblick dieses Mannes. Die Wirthin sagte ihm übrigens, daß Don Geronimo, der erst vor ganz kurzer Zeit ausgegangen, einen Boten mit einem Briefe nach der Villa Langari gesendet habe. So durfte also Edgardo hoffen, die Antwort bei seiner Rückkehr vorzufinden.

Unschlüssig stand er unten vor der Thür des Hauses. Sollte er in die Einsamkeit seiner Villa zurückkehren, in diese Einsamkeit, die ihm bisher so lieb gewesen und die er jetzt fürchtete, da sie seine Zweifel, seine Ahnungen, seine trüben Gedanken vermehrte? Sollte er den alten Terminetti aufsuchen oder einen Versuch machen, den jungen Terminetti

zu sprechen? Es zog ihn mehr zu dem Ersteren, als zu dem Letzteren. Aber er erinnerte sich, am vergangenen Tage gesagt zu haben, daß er heut wahrscheinlich nicht kommen werde, und daß der alte Terminetti geantwortet, dann wolle er einen Besuch bei einem alten, sehr kranken Freunde machen. Edgardo hätte also vielleicht Graziela allein getroffen, und das wollte er nicht. Er hielt es für seine Pflicht, auch das Geringste zu vermeiden, was übel gedeutet werden konnte.

Langsam ging er wieder der Toledo-Straße zu, als seine Aufmerksamkeit plötzlich durch einen unerwarteten Vorfall in Anspruch genommen wurde.

Von der Toledo-Straße her war ein kleiner eleganter Wagen, in welchem nur eine Dame saß, in die stillere Seitenstraße gebogen, vielleicht um dem Gedränge auf dem Toledo auszuweichen. Edgardo, dessen Stimmung sich wenig für die Beobachtung von Aeußerlichkeiten eignete, würde auf den Wagen eben so wenig geachtet haben, wie auf die Dame in etwas auffallender Toilette, die in demselben saß, wenn nicht plötzlich zwei Herren, welche dem Wagen folgten, sehr schnell an denselben herangetreten wären und der Schreck, sowie der leichte Aufschrei der Dame ihn belehrt hätte, daß dies keineswegs in freundlicher Absicht geschehe. Der eine der Männer schwang sich neben den verwunderten Kutscher auf den Sitz desselben; der zweite sprang mit großer Behendigkeit über den niedrigen Wagenschlag und setzte sich neben die Dame. Der Erste flüsterte dem Kutscher mit drohender Miene einige Worte in's Ohr und ergriff dann, als dieser zögerte, selbst die Peitsche und hieb auf das Pferd los. Der Zweite schien ebenfalls in drohender Haltung mit der Dame zu sprechen, die sehr bleich geworden war und ihre Blicke, wie Hülfe suchend, nach allen Seiten richtete. Die Straße war jedoch in diesem Augenblick leer, bis auf Edgardo und einige Leute, die aus den Fenstern der oberen

Stockwerke nach dem Toledo hinblickten. Als die Dame Edgardo bemerkte, machte sie unwillkürlich eine lebhafte Bewegung, als wolle sie aus dem Wagen springen, und rief dann:

„Retten Sie mich, Signore! Man will mich entführen!"

Der neben ihr sitzende Herr ergriff sie am Arm, zog sie auf ihren Sitz nieder und rief seinem Genossen auf dem Kutschersitz ein heftiges: „Vorwärts!" zu. Dieser schlug wie toll auf das Pferd los. Aber vielleicht war gerade dies ein Fehler. Das Pferd mochte an eine derartige Mißhandlung nicht gewöhnt sein. Es bäumte sich, drohte die Scheere zu zerbrechen und ging eher rück- als vorwärts.

Edgardo, wenn auch wenig in der Welt lebend, kannte die Sitten seiner Vaterstadt doch gut genug, um zu wissen, daß Entführungen eben keine Seltenheit in Neapel seien. Sie kamen nicht mehr so häufig vor, wie früher, aber zuweilen hörte man doch noch immer davon, dieses oder jenes junge Mädchen sei, als sie zufällig allein über die Straße gegangen, entführt worden, und nach einiger Zeit für immer unglücklich, zuweilen aber auch als Gattin irgend eines Mannes, dem die Eltern sie hatten vorenthalten wollen, nach Hause zurückgekehrt. Zu dieser letzteren Art von verabredeten Entführungen schien nun diese, die Edgardo sah, nicht zu gehören; denn die Dame vertheidigte sich ohne Zweifel, so weit es ihre Kräfte gestatteten, gegen den neben ihr Sitzenden, der ihre beiden Hände umfaßt hielt. Ohne sich deshalb zu besinnen, sprang Edgardo auf den Wagen zu, fiel dem Manne auf dem Kutschersitz in den Arm und riß ihn, ehe dieser sich vertheidigen konnte, mit der plötzlichen Kraft gewaltiger Aufregung vom Sitze herab. Der Kutscher ergriff wieder die Zügel des scheu gewordenen Pferdes und hatte seine ganze Kraft aufzubieten, dasselbe zu bändigen.

Der Herabgeworfene, der auf das Pflaster gestürzt war, hatte sich inzwischen wieder erhoben und wandte sich gegen

Edgardo. In das wilde, von Wuth und Rachedurst leuchtende Gesicht des Menschen schauend, erkannte Edgardo, daß er es hier mit einem Manne zu thun habe, der seinen guten bürgerlichen Anzug wohl nur als eine Maske trug. Er sah ein Messer blitzen und hatte eben nur noch Zeit, die Hand, die es erhob, niederzuschlagen.

Inzwischen eilten jedoch aus den benachbarten Häusern Leute herbei und Edgardo erhielt eine unerwartete Hülfe in Battista, der plötzlich neben ihm erschien, einen gewaltigen Schlag auf die Brust des Angreifenden führte, der diesen zurücktaumeln ließ, und sich dann gegen den im Wagen Sitzenden wandte. Dieser mochte begriffen haben, daß die Partie verloren sei. Er rief seinem Genossen, der sich vor Schmerz krümmte, einige Worte zu, sprang aus dem Wagen und eilte der nächsten engen Gasse zu.

„Bleiben Sie bei mir! Begleiten Sie mich, um der Madonna willen!" rief die Dame dem Grafen zu.

Und ihre Stimme klang so angstvoll, ihre Miene war so erschreckt, daß es Edgardo, der nur dem Antriebe seines Herzens folgte, unmöglich schien, ihr nicht zu gehorchen. Er sprang in den Wagen. In demselben Augenblick zog auch das Pferd an und rannte wie toll vorwärts. Edgardo konnte nur noch einen Blick auf Battista werfen, der die verwunderte Frage enthielt, wo der Diener in diesem Augenblicke hergekommen. Dann entriß das wild vorwärts stürmende Thier den Wagen der Gruppe, die sich inzwischen gebildet hatte.

Das Alles war das Werk weniger Minuten gewesen. Edgardo, theils von dem ungewöhnlichen Ereigniß betäubt, theils die Gefahr erkennend, in welche das rasende Pferd die im Wagen Befindlichen versetzte, saß schweigend neben der ebenfalls in Schrecken schweigenden Dame. Der Kutscher hatte genug mit dem Pferde zu thun, dem Alles, was die Straße heraufkam, voller Furcht und mit Verwünschun-

gen auswich. Das währte wieder einige Minuten, während deren Häuser und Menschen wie ein Sturmwind vor Edgardo's Blicken vorübersausten. Dann wagte der Kutscher einen mächtigen Ruck und nach kurzem Bäumen fügte sich das Pferd in die Gewalt seines Lenkers.

„Nach Hause!" sagte die Dame zu dem Kutscher.

Und sich zu Edgardo wendend, fügte sie mit einem matten Lächeln und schwacher Stimme hinzu: „Ich werde Ihnen bald danken. Noch kann ich es nicht — verzeihen Sie mir!"

Edgardo war ein viel zu achtungsvoller Kavalier und war selbst von der Seltsamkeit dieses Abenteuers viel zu sehr in Anspruch genommen, um seine Begleiterin durch irgend eine Frage oder auch nur durch einen musternden Blick zu belästigen. Unwillkürlich fragte er sich freilich, wer das wohl sein möge, mit dem ihn der Zufall zusammengeführt. Der Wagen zeigte kein Wappen, der Kutscher keine Livrée, die er kannte. Die Dame, von großer und eigenthümlicher Schönheit, war in der elegantesten Sommer-Toilette, deren Farben freilich selbst dem so wenig geübten Blicke Edgardo's zu lebhaft erschienen. Auch fehlte der sonst immer neben dem Kutscher oder auf dem Wagentritt befindliche Bediente, ohne den in Neapel Niemand von Stande ausfährt. Indeß quälte sich Edgardo mit diesen Betrachtungen nicht. Er hatte kein so großes Interesse daran, zu wissen, wem er eine kleine Gefälligkeit erwiesen. Jede Berechnung, daß ein solches Abenteuer sich ausbeuten lasse, lag ihm fern.

Er bemerkte indessen, als sie in eine belebtere Gegend kamen, daß seine Begleiterin häufig von modisch gekleideten Herren gegrüßt werde und daß man ihn selbst mit einer gewissen Neugierde betrachte.

Endlich hielt der Wagen vor einem großen Hause an der Ecke des Largo del Castello, nicht fern von der Wohnung des Staats-Sekretärs Romero. Edgardo bemerkte

sogleich, daß es eines der besseren Häuser war, in denen man Wohnungen für längere oder kürzere Zeit vermiethete. Die marmorne Freitreppe und die Vorhalle boten keinen sonderlich freundlichen Anblick. Aber Edgardo wußte recht gut, daß im Innern der Stadt die Häuser der Herzöge und Grafen nicht anders aussahen. Nur einzelne Villen in der Umgebung der Stadt verbinden Reichthum, Geschmack und Sauberkeit.

„Ich hoffe, Signore," sagte die junge Dame, indem sie sich erhob, „daß Sie Ihre Güte so weit ausdehnen werden, mich in meine Wohnung hinaufzubegleiten und dort meinen Dank zu empfangen."

Edgardo hatte daran nicht gedacht; aber seine Begriffe von Ritterlichkeit verboten ihm, ein solches Anerbieten abzulehnen. Er reichte der aussteigenden Dame den Arm und geleitete sie dann die Treppe hinauf in das zweite Stockwerk.

Hier, an einer verschlossenen Thür, befand sich ein kleines dunkelblaues Schild mit dem vergoldeten Namen: Carlotta Raineri. Edgardo glaubte diesen Namen zu kennen, aber die Erinnerung daran war ihm eine dunkle und unbestimmte. Als er die Klingel zog, öffnete eine ältliche, aber ziemlich jugendlich gekleidete, klug aussehende Frau.

„Wie, Signorina, schon zurück?" rief diese verwundert. „Was ist denn geschehen? Mamma mia — und Sie bluten an der linken Hand? Was soll das bedeuten?"

Die Dame warf einen Blick auf ihre Hand. An dem feinen Knöchel derselben war die Haut geritzt.

„Kleinigkeit!" rief sie lachend. „Zwei verdammte Spitzbuben haben den Versuch gemacht, mich sammt meinem Wagen zu entführen, und ohne diesen tapferen Kavalier wäre es ihnen gelungen. Nachher sollst Du's erfahren. Jetzt etwas Eis, Wein, Früchte für den Signore und mich. Und ich bin für Niemand zu Hause."

Die Zimmer, durch welche Edgardo die Dame begleitete, trugen ganz den gewöhnlichen Charakter vermietheter Zimmer. Nur das letzte derselben, in welchem die Signora sich erschöpft auf das Sopha fallen ließ, war reicher und wohnlicher ausgestattet. Es enthielt eine Menge zum Theil kostbarer Kleinigkeiten der verschiedensten Art. Der erste Blick zeigte, daß eine Menge entweder durch Zufall oder durch die Laune der Besitzerin erworbener Gegenstände in bunter Reihenfolge, ohne besonderen Plan hier ihren Platz gefunden. Auf einem Tischchen lag eine große Anzahl Briefe und Visiten-Karten, Blumen-Bouquets und Zeitungen. Ein nächster Blick auf die Wände belehrte Edgardo, wo er sich befand. Er sah dort eine Anzahl Schildereien in prächtigen Rahmen, dieselbe Tänzerin in verschiedenen Stellungen und Trachten darstellend. Er war bei Carlotta Raineri, der gefeierten Tänzerin, deren Namen er jedoch, da er sich um das Theater gar nicht kümmerte, so gut wie vergessen.

Diese Entdeckung war keine angenehme für den jungen Grafen, der gegen Alles, was diesen Theil der Welt betraf, den er übrigens nicht kannte, eine natürliche Scheu empfand. Das Theater und namentlich das Ballet galten ihm als Gegensätze seiner eigenen Begriffe von Ehre, Anstand und Sittlichkeit. Er kannte keine der berühmten oder berüchtigten Personen. Aber er hatte doch Einiges über sie gehört und sich danach ein Urtheil gebildet, das scharf genug war, wie immer, wenn man die Verhältnisse nur aus weiter Ferne und nach vorgefaßten Begriffen beurtheilt. Er hätte es für unmöglich gehalten, sich jemals in dem Boudoir einer Tänzerin befinden zu können. Die besonderen Umstände entschuldigten ihn allerdings. Aber seine Empfindungen waren deshalb nicht angenehmer.

Dennoch mußte er sich gestehen, daß diese Carlotta Raineri anders sei, als er sie sich, wenn ihm jemals der Gedanke gekommen wäre, vorgestellt haben würde. Bis jetzt

war nichts in ihrem Wesen von dem einer etwas lebhaften Dame von Stande verschieden gewesen. Selbst ihr Aeußeres widersprach den allgemeinen Begriffen, die er sich von einer solchen Person gebildet. Ihr Anzug zeigte etwas Phantastisches, aber ihre Bewegungen waren leicht, einfach, natürlich und graziös. Ihr Gesicht und ihre Gestalt hatten nichts Herausforderndes, den zarten Sinn Beleidigendes; sie zeigten nicht den Typus der Fülle und Ueppigkeit, den der sinnliche Italiener liebt und der ihm leicht gefährlich wird. Alles an ihr war zart und schlank. Das reiche, krause, schwarze Haar, durch farbige Bänder gefesselt, umschloß eine schmale aber hohe Stirn und fiel auf einen feingeformten Nacken, das Ohr von wunderbarer Kleinheit freilassend. Ihr Teint war von einem leichten Gelb überhaucht, wie das in Neapel gewöhnlich; aber dieser Hauch erschien zart gegen die schwarzen Brauen, die dunkelglühenden Augen, die im saftigsten Kirschroth glänzenden Lippen. Sie hatte die Mantille abgeworfen und der leichte, freie Sommer-Anzug enthüllte die feinmodellirten Schultern, den runden, wie aus Marmor gemeißelten Hals und den klassisch-schönen quadratförmigen Ansatz des schönsten Busens. Nichts war hier von sinnlicher Ueberfülle; das Auge wurde nur an die Hebe Canova's, an das Ideal der ersten knospenden Jugend erinnert. Hand und Fuß waren von zierlichster Kleinheit.

Edgardo's Auge war zu wenig geübt, um das Alles mit einem Blick zu überfliegen; er empfing nur den allgemeinen Eindruck.

„Herzlichen Dank also, Signore!" rief Carlotta und die Augen leuchteten, die weißen Zähne blitzten wie Milchperlen durch die beweglichen Korallen der Lippen, als sie ihm die kleine Hand reichte. „Sie kennen mich jetzt ohne Zweifel."

„Seit einer Minute, Signora," antwortete Edgardo, den Druck ihrer Hand leicht erwiedernd. „Jene Bilder —"

„Also Sie kannten mich persönlich nicht?“ unterbrach ihn Carlotta erstaunt und verwundert, aber lächelnd. „So irrt man sich! Ich glaubte eine der am meisten gekannten Personen in Neapel zu sein, und nun höre ich, daß ich Ihnen unbekannt bin, obgleich Sie, wie man auf den ersten Blick sieht und nach den ersten Worten hört, ein Mann von Stande und Neapolitaner sind.“

„Ich bin das Zweite und glaube das Erste zu sein,“ erwiederte Edgardo, indem er sich bemühte, so unbefangen als möglich zu bleiben. „Aber ich lebe etwas einsam. Ich habe seit Jahren nicht das Theater besucht.“

„Das ist sonderbar bei einem Manne Ihrer Stellung,“ sagte sie einfach. „Indessen es ist vielleicht eine Caprice, und wer kann dagegen etwas sagen? Meine Dankbarkeit gegen Sie bleibt deshalb dieselbe. In der That — eine allerliebste Idee von diesem Principe, mich am hellen lichten Tage entführen lassen zu wollen! Es sieht ihm ähnlich!“

„So wissen Sie, von wem dieser Anfall ausging?“ fragte Edgardo überrascht. „Sie kannten die Männer?“

„Ich kannte die Männer nicht,“ antwortete die Tänzerin. „Es waren gedungene Schurken, wie man sie hier in Neapel jeden Augenblick haben und zu jedem Bubenstück benutzen kann. Aber ich weiß, wer sie abgesandt hat, und wenn ich es vielleicht auch nicht beweisen kann, so setze ich doch meinen Kopf zum Pfande, daß ich mich nicht irre. Kennen Sie den Principe della Rutta?“

„Allerdings — ja, ich kenne ihn,“ erwiederte Edgardo, nicht wenig überrascht, gerade diesen Namen zu hören.

„Nun wohl, das ist so ein Bursche, der das Recht zu haben glaubt, Jedermann ungestört beleidigen zu können!“ rief Carlotta Raineri verächtlich und bitter. „Weil ich eine Tänzerin bin und weil es in der That zwei oder drei Menschen gegeben hat, denen ich gewogen war, glaubt er, mir mit jedem Antrage nahen zu dürfen. Ich habe zuerst dar-

über gelacht und ihm ausweichend geantwortet. Wir befinden uns in einer traurigen Stellung. Auf den Brettern jubelt man uns Beifall zu, aber innerhalb unserer vier Wände oder auf der Straße glaubt man uns ungestraft beleidigen zu können. Wir gelten von vorn herein als Personen, die ihre Gunst verkaufen. Und das ist nicht wahr, das ist eine Lüge. Wir sind besser, als die Meisten von denen, die aus ihrer wappenbedeckten Equipage und aus ihren Logen vornehm und hochmüthig auf uns niedersehen. Ich kenne das. Ich könnte ein Buch darüber schreiben."

„So glauben Sie, daß der Principe dies gegen jede andere Dame gewagt haben würde?" fragte Edgardo, mehr mit dem Gedanken an Rutta, als an die Beleidigung der Tänzerin beschäftigt.

„Jede andere Dame! Es ist nicht freundlich von Ihnen, mir das zu sagen!" rief die Tänzerin, ihm einen finsteren Blick zuwerfend, und schnell erhob sie sich, ging nach einem Seitentisch, auf dem eine Karaffe mit Wasser stand, nahm ein feines Taschentuch, feuchtete es an und kühlte sich die verletzte Hand.

„Ich bitte tausend Mal um Verzeihung!" rief Edgardo verwirrt. „Sie deuten meine Worte anders, als ich sie gemeint. Ich kenne den Principe, aber ich hätte nicht geglaubt, daß er überhaupt derartiges wagen würde. Ich wollte nur sagen, daß der Principe vielleicht geglaubt, weil Sie ohne Familie, ohne Beschützer seien —"

Er hielt inne. Er fühlte selbst, daß er sich nicht verbesserte. Seine Meinung war allerdings gewesen, daß der Principe eine Dame vom Theater weniger achte, als eine andere, ihm an Rang gleichstehende.

„Gut, gut!" erwiederte die Tänzerin trocken. „Sie haben nicht Unrecht! Sie sagen, daß Sie einsam leben. Sie theilen deshalb wahrscheinlich die Ansicht, daß man sich gegen uns mehr herausnehmen kann, und ich widerspreche

Ihnen nicht. Es ist nun einmal so. Die Welt hebt uns zuweilen sehr hoch; es ist natürlich, daß sie uns dafür um so mehr demüthigt, wenn wir ihr nur den Schein einer Veranlassung bieten. Derselbe Mann, der vielleicht hier in diesem Zimmer vor mir auf den Knieen gelegen und meine Hand mit erbärmlichen Thränen befleckt hat, wird kein Bedenken tragen, mich im Salon, oder überall, wo es ihm gut scheint, zu verleugnen. Es ist nicht anders, wir müssen uns darein fügen und unser Leben hinnehmen, wie es ist. Wenn wir die Bühne betreten, so sagt man uns, daß wir nur emporkommen können, wenn wir uns die Gunst der Vornehmen und Einflußreichen zu gewinnen wissen, und thun wir es, wählen wir endlich unter denen, die uns umschwärmen, denjenigen, der unserm Herzen am meisten zusagt, so macht man uns ein Verbrechen daraus und verlangt die gleiche Gunst. Ich bin darüber längst mit mir einig; ich mache mir keine Skrupel mehr darüber. Es mag einige wenige in unserem Geschlechte geben, die gegen die Ungunst der Geburt und der Schicksale anzukämpfen im Stande sind oder denen die Gelegenheit gefehlt hat; aber sie sind ebenso selten, wie die wahrhaft Edlen, Uneigennützigen und Ehrenhaften unter den Männern. Der Principe della Rutta ist in meinen Augen schlimmer, als die Banditen, die er dingt, um mich ihm wehrlos zuzuführen, und seine Schwester, die edle Principessa — ich würde nie mit ihr tauschen, für all' ihre Titel und ihr Geld!"

Das sagte sie mit einem so bitteren und verächtlichen Tone, daß Edgardo, der ihr nicht ohne Verwunderung zuhörte, nicht daran zweifeln konnte, daß sie aufrichtig spreche. Seine Lage war ihm neu und nicht ohne Interesse. Der Zufall hatte ihn mit einer Person zusammengeführt, die seinem Lebenskreise ganz fern stand, wohl aber den ihm unbekannten Theil der Welt sehr genau zu kennen schien. Das Urtheil über Rutta hatte in ihrem Munde eine gewisse

Wichtigkeit; gehörte sie doch ohne Zweifel zu denjenigen Personen, die in ihrem Urtheil nicht allzustreng waren.

„Ich kenne zu wenig von dem Leben, in welchem Sie sich bewegen, um Ihnen Unrecht geben zu dürfen," sagte er offen. „Einzelnes, was Sie anführten, ist wohl richtig. Auch steht es mir nicht zu, ein Urtheil zu fällen; Sie sagen selbst, daß Sie sich mit Ihrem Leben abgefunden. Wie aber konnte Rutta den Gedanken fassen, eine so bekannte Persönlichkeit, wie Sie es sind, und eine so energische Natur — wie mir scheint — durch Gewalt an sich fesseln zu wollen?"

„Weil er eine ganz rohe, brutale Natur ist, die immer zur Gewalt greifen wird, sobald betrügerische Bitten und Versprechungen, List und Verrath nicht zum Ziele führen," antwortete sie. „Er ist schwach genug gegen sich selbst, um jedes seiner Gelüste durchführen zu wollen, und auf der anderen Seite kühn genug, um vor Nichts zurückzuschrecken. Einem Manne gegenüber würde er vielleicht feige sein. Mir glaubt er Alles bieten zu dürfen, um so mehr, da er weiß, daß gerade jetzt Niemand da ist, der eine Art von Verpflichtung hätte, mich in Schutz zu nehmen. Und was kann ich gegen seine Gewalt thun? Er ist mächtig und bösartig, zwei Eigenschaften, die ihn hier in Neapel zum Herrn jeder Situation machen. Man fürchtet ihn; deshalb kann er Alles thun, was er will."

Ein neues Verdammungs-Urtheil über Neapel, und aus dem Munde einer solchen Frau! Wahrlich — fast mit jedem Schritte, den Edgardo in das Leben hineinthat, sah er tiefere Abgründe, in denen es von ekelhaften Gestalten wimmelte und aus denen ein betäubender giftiger Dunst emporstieg. Sollte er noch weiter vorgehen, in der Hoffnung, hier wirklich helfen und bessern zu können? Oder sollte er sich zurückziehen in die reinere Luft der Einsamkeit?

Er wäre fast, so wenig der Ort hierzu geeignet war, in seine Träumereien versunken, wenn nicht ein bitteres

Lachen der Tänzerin ihn aufgeschreckt hätte. Sie stand, die schwarzen Augen fast geschlossen, die Lippen verächtlich gekrümmt.

„Wirklich," rief sie, „die ganze Welt verlangt ihren freien Willen zu haben, um zu thun, was ihr gut dünkt, und macht uns zum Vorwurf, was wir gezwungen thun müssen. Liebe, Leidenschaft, unglückliche Verhältnisse dienen diesen hochmüthigen Weibern von Neapel, von der Prinzessin bis zur Bürgerstochter herab, zur Entschuldigung für das, was die gestrengen Herren Fehltritte nennen, und nur wir sollen makellos und rein durch die Verführungen wandeln, die in ganz anderer und zwingenderer Gestalt an uns herantreten, als an sie! Früher wüthete ich, jetzt lache ich darüber. Ich tröste mich damit, daß ich vielleicht den Mann von der Thür weise, dem eine Principessa heimlich ein parfümirtes Billet schickt, und daß er ihr dasselbe Bouquet übersendet, das ich von ihm anzunehmen zu stolz war. Kennen Sie die und die —?"

Sie nannte eine Reihe von Namen, Männer und Frauen, aus der höchsten Aristokratie Neapels. Edgardo antwortete ihr, daß er sie dem Namen nach sämmtlich, einige davon persönlich kenne. Darauf entrollte sie ihm ein Bild von den inneren Verhältnissen, von der Verworfenheit dieser Personen, ein so finsteres, empörendes Bild, daß Edgardo's Gefühl sich mit Macht dagegen auflehnte, es zu glauben. Sie lachte wiederholt bitter dabei und ihre Augen sprühten Feuer. Man sah, daß es ihr eine dämonische Lust gewährte, in diesem Schmutz zu wühlen. Wenn sie den Nacken stolz zurückwarf, war es, als ob sie zurückweiche, weil sie sich besser fühle, als alle diese.

„Und so könnte ich fortfahren den ganzen Tag und die ganze Nacht," schloß sie. „Ich könnte Ihnen noch viel mehr sagen, aber meine Zunge sträubt sich — ich bin delikater, als diese oder jene Marchesa sein würde — ich vergesse

nicht, daß ich ein Weib bin und zu einem Manne spreche. Wenn ich zuweilen Abends auf meinen Brettern tanze und hinaufblicke, ist es mir, als müßte ich ein lautes Gelächter aufschlagen und den Weibern, die so herablassend zu mir niederschauen, irgend etwas in's Gesicht werfen. Aber ich bin die arme Zingarella und ich beuge mich in Demuth!"

Sie machte eine tiefe Verbeugung, fast bis zur Erde, und that, als ob sie ein Bouquet aufnehme. Edgardo hatte schon vom ersten Augenblick an, in welchem der Name Rutta's genannt wurde, geahnt, daß er die Zingarella vor sich sehe.

„Kennen Sie einen jungen Benediktiner-Mönch, Don Geronimo?" fragte Edgardo, dessen Gedanken voll waren von diesem Manne und dem eine Ahnung davon aufgegangen, daß er hier eine Quelle gefunden, aus der viel zu schöpfen sei.

„Don Geronimo?" rief sie und sah ihn finster und durchdringend an. „Wie kommen Sie auf den? Und wer sind Sie selbst?"

„Wenn Sie glauben, daß ich Ihnen wirklich heut eine kleine Gefälligkeit erwiesen, so gestatten Sie mir, Ihnen meinen Namen erst später zu nennen," sagte Edgardo. „Antworten Sie mir in aller Offenheit, aber auch in aller Wahrheit, ich bitte Sie darum. Sie werden errathen haben, daß ich wenig vom Leben kenne. Nun sind mir in der letzten Zeit unter eigenthümlichen Verhältnissen einige Personen entgegengetreten, die sich mir vielleicht anders zeigen, als sie wirklich sind. Zu diesen gehört jener Don Geronimo. Sagen Sie nur die Wahrheit über ihn, ich bitte Sie!"

„Die Wahrheit über den, der voller Lüge ist!" antwortete sie in tiefster Verachtung. „Sein Name und Wahrheit — das klingt wie Teufel und Gott! Es giebt wenige Menschen, die ich hasse. Einen Rutta zum Beispiel verachte ich nur. Aber den Don Geronimo hasse ich. Wehe dem

Weibe, wehe dem Manne, dem er jemals mit glatter Zunge und frommem Auge naht!"

Sie sagte das mit tiefer, etwas leiser Stimme. Ein Frösteln schien sie zu überfliegen. Düster blickte sie vor sich hin.

„Ich habe so viel von diesem Menschen erfahren, gehört und gesehen, daß ich kaum wußte, womit ich beginnen sollte," sagte sie dann, sich in der Nähe Edgardo's auf einen Sessel lehnend. „Es mag genügen, wenn ich Ihnen erzähle, wo ich ihn kennen lernte.

„Es sind ungefähr drei Jahr her. Ich wohnte damals in der Strada di Confalone, im obersten Stockwerk eines ruhigen, stillen Hauses, bei derselben Frau, die uns heut geöffnet hat und die sich meiner angenommen, denn meine Eltern kenne ich nicht, habe ich nie gekannt. Ich bin als kleines Mädchen auf der Straße herumirrend gefunden worden, und Niemand hat sich seitdem um mich gekümmert, ausgenommen die Antoniella, bei der ich noch jetzt wohne. Den Namen Carlotta Raineri habe ich mir selbst gegeben. Will man mir ihn nehmen — meinetwegen, ich bleibe immer ein Geschöpf Gottes und kann mir einen neuen Namen geben, so gut wie die Gärtner eine Blume taufen. In demselben Hause wohnte damals ein alter Musiker mit zwei Töchtern, die eine noch Kind wie ich, die andere einige Jahre älter als ich. Ich war ziemlich oft unten bei ihnen, denn ich hörte den alten weißhaarigen Mann gern auf seiner Geige spielen; ich habe immer eine fast wilde Leidenschaft für die Musik gehabt. Damals ging ich bereits zur Ballet-Schule. Man hatte früh bei mir entdeckt, daß ich eine eigenthümliche Art in meinen Bewegungen habe, etwas Tanzendes, Gleichmäßiges; sowie ich Musik hörte, trieb es mich unwillkürlich, sie mit Bewegungen meines Körpers zu begleiten, und deshalb nannte man mich schon früh die Zingarella. Die Zigeuner sollen es ähnlich machen. Die älteste

Tochter des Musikers hieß Luigia. Sie war ein schönes, wildes, kluges, schwarzköpfiges Mädchen. Ich vergötterte sie. Für mich war sie damals der Inbegriff aller Schönheit und Klugheit.

„Dort sah ich auch zuerst Don Geronimo. Er war soeben Mönch geworden; sein Vater, ein armer Adelicher, nicht im besten Ruf stehend, wohnte in der Nähe. Geronimo hatte Luigia am Fenster gesehen und kam zu ihrem Vater, um ihn zu bitten, ihm Unterricht in der Musik zu ertheilen. Kein Mensch ließ sich leichter betrügen, als dieser gute stille Mann. Und wäre er auch an Klugheit ein Teufel gewesen, die sanften Worte, die milden Augen Geronimo's hätten ihn dennoch betrogen, wie uns Alle. Ich war, wie gesagt, noch ein Kind. Aber ich bemerkte bald, daß Geronimo nur um Luigia's willen kam. Das quälte mich, denn so sehr ich Kind war, so empfand ich doch bereits eine heftige Leidenschaft für Geronimo; aber ich konnte Luigia nicht deshalb hassen, ich verehrte sie zu sehr, und ich begriff, daß sie es sei, die ein Anrecht auf Geronimo's Liebe habe, nicht ich. Ich habe damals viel gelitten, und jene Zeit, glaube ich, war es, die mich so früh reif und klug machte. Mein Herz wurde gleichsam durchwühlt und wurde empfänglich und fruchtbar für die Empfindungen späterer Zeiten. Luigia und Geronimo achteten wenig auf mich. Sie glaubten allein zu sein, wenn nur ich im Zimmer war. Sie tauschten Blicke, drückten sich die Hand. Eines Tages hörte ich, wie er ihr beim Fortgehen zuflüsterte: Heut Abend, im Garten, mehr!

„Ich konnte mich nicht bezwingen. Ich weiß noch heut sehr genau, wie ich mit mir kämpfte, wie ich mir sagte, daß meine Qualen nur vermehrt werden würden, wenn ich die Beiden belauschte. Aber ich stieg dennoch, als Antoniella schlief, in den Garten hinter unserem Hause hinab und durchsuchte ihn. Ich war zu früh gekommen. Erst nach mir kam Luigia und setzte sich in eine Laube. Eine Vier-

telstunde später kam Don Geronimo, sich über die Mauer schwingend.

„Seitdem ging ich jeden Abend hinab. Nur in mein leichtes Nachtkleid gehüllt, niedergekauert auf der kalten Erde, fröstelnd, belauschte ich die glühenden Liebesbewerbungen Geronimo's und den heldenmüthigen Widerstand Luigia's. Es war eine furchtbare Zeit für mich; ich wurde zum Schatten, alle Welt hielt mich für krank. Jene Nächte übten einen gewaltigen Zauber für mich. Es wäre mir unmöglich gewesen, auch nur einmal nicht hinab nach dem Garten zu gehen, wenn ich die Beiden dort wußte, hätte ich auch darüber sterben sollen. Seitdem weiß ich, wie ein Mann lügen kann. Heißere Schwüre, eine glühendere Wahrheit der Betheuerung habe ich nie gehört. Eine größere Widerstandskraft, wie bei Luigia, habe ich nie gefunden. Denn sie liebte ihn, liebte ihn bis zum wahnsinnig werden. Oft, wenn Geronimo sie schon verlassen, lag sie noch lange flüsternd und schluchzend auf den Knieen, und ich hörte, wie sie sich selbst verwünschte, wie sie dann Gott um Gnade bat, wie sie ihn anflehte, sie glauben zu machen, daß Geronimo die Wahrheit sage und ihm selbst Wahrheit in's Herz zu flößen. Ich fühle es heraus, daß sie es nicht vermochte, ihm unbedingt zu vertrauen.

„Er seinerseits erschöpfte sich in Betheuerungen, wie sie nur die wildeste Leidenschaft und der berechnendste Verstand, sich vereinend zum unablässigen Angriff, eingeben können. Er sagte ihr, daß sein ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet sei, sich die Geldmittel zu verschaffen, um mit ihr in das Ausland zu gehen, in ein Land, das die Mönchsorden nicht gestatte, daß er sie dort heirathen und mit ihr in nicht allzuferner Zeit nach Italien zurückkehren werde; denn er gab sich ihr zugleich für einen glühenden Liberalen aus, der nicht daran zweifle, daß es mit dem alten Regiment und dem Mönchsthum zu Ende sei, und daß sie dann

frei vor aller Welt als Mann und Weib würden leben können. Er sagte so viel, daß ein Weib, welches ihn nicht geliebt, bethört worden wäre — um wie viel mehr ein Wesen, das Tag und Nacht in heißer Sehnsucht an ihn dachte und das von der Natur mit einer Fülle von Leidenschaft und Hingebung begabt war. Wenn ich seinen Betheuerungen lauschte, wenn seine Worte an mein Ohr und mein zitterndes Herz drangen, wie ferner unwiderstehlicher Sirenen=Gesang, nannte ich Luigia grausam und kalt, zürnte ihr und begriff sie nicht.

„Eines Tages legte man mich in's Bett. Die Aufregung, das Fieber meines Herzens hatte mich in eine tödtliche Krankheit geworfen. Erst nach Monaten genaß ich. Ich mochte in meinem Fieber vielerlei gesprochen haben; genau weiß ich es nicht, ich habe die Antoniella nie gefragt und sie ist nie darauf zurückgekommen. Es giebt Dinge, über welche auch Frauen nicht mit einander sprechen. Ich schloß es nur daraus, daß die Antoniella, sobald ich gehen konnte, mit mir das Haus verließ und daß sie mir nicht gestattete, den alten Musiklehrer und seine Töchter zu besuchen. Wir bezogen eine andere Wohnung. Ich erfuhr jedoch später durch eine Frau, die in demselben Hause gewohnt, daß Luigia ihren Vater verlassen habe und daß man nicht wisse, wohin sie gegangen."

Sie schwieg und blickte in derselben düsteren Weise vor sich hin. Edgardo Langari glaubte kaum daran zweifeln zu können, daß die Luigia, von der sie gesprochen, eine ältere Tochter Terminetti's sei. Daher der Schatten der Trauer, der auf jener Familie schwebte, daher der Schrecken des alten Mannes, als er den Namen Geronimo's vernahm. War seine Schwester wirklich in der Gewalt jenes Menschen? Sein Herz wurde kalt.

„Ich habe Don Geronimo seitdem wiedergesehen — es ist ungefähr ein Jahr her," fuhr die Zingarella dann fort.

„Ich war die bewunderte Tänzerin geworden. Wie hätte er es sich versagen können, auch an mir die Gewalt seiner Lüge zu erproben! Ich empfing ihn freundlich; ich hatte bereits so viel über ihn gehört, daß ich nicht daran zweifeln konnte, daß er Luigia verrathen und verlassen. Wußte ich doch, daß er seitdem mit zehn Anderen ein ähnliches Spiel getrieben. Aber ich wollte ihn ganz kennen lernen. Ich haßte ihn tödtlich. Meine Bewunderung für Luigia war noch dieselbe. War ich doch Zeuge ihres Kampfes, ihres Widerstandes gewesen. Es schien mir, als habe Don Geronimo auch mich verrathen, mein Herz mit dem ihrigen getödtet — und vielleicht ist das die Wahrheit. Ich hörte die Huldigungen, die Schmeicheleien, die er mir darbrachte, höflich an; aber sein scharfer Blick erkannte durch die Maske der Höflichkeit hindurch meine Kälte. Er wechselte den Ton, und sprach mit mir, als sei es ihm niemals in den Sinn gekommen, um meine Gunst zu werben. Aber ich war inzwischen im Feuer des Lebens erprobt; ich gleiche dem alten Soldaten, den keine Kriegslist mehr täuscht. Ich war aufmerksam, freundlich, theilnehmend, nichts weiter. Sobald es sich schickte, lenkte ich das Gespräch auf unsere frühere Bekanntschaft, die er bis dahin nicht erwähnt und nannte den Namen Luigia's. Er wechselte weder die Miene, noch die Farbe. Im Gegentheil — ein Lächeln flog über sein Gesicht. Ah, das war ein reizendes Mädchen — antwortete er — und ich habe ihr damals eifrig den Hof gemacht. Es ist mir nur unbegreiflich, daß ich Ihnen nicht schon damals mehr Aufmerksamkeit schenkte. — Ich erwiederte ihm, daß ich ja noch ein Kind gewesen, und fragte ihn, ob er nicht wisse, was aus Luigia geworden; ich hätte gehört, daß sie ihren Vater verlassen. — Meine gleichgültige Miene täuschte ihn.

„Mein Gott, antwortete er mir achselzuckend, sie war eine von den gefühlvollen Thörinnen, die das Leben gar zu

ernst nehmen. Sie wußte doch, daß ich ein Monaco war, daß ich sie niemals heirathen konnte, und sie zeigte so viel Verstand, daß ich glaubte, sie würde in allen Stücken verständig sein. Aber darin irrt man sich gewöhnlich. Wir werden nachher für das verantwortlich gemacht, woran wir eigentlich nicht Schuld sind. Hätte sie mir früher ihre Schwäche gezeigt, so würde ich mich bei Zeiten von ihr zurückgezogen haben; denn der Gedanke an die Thränen der Zukunft verbittert mir das Glück der Gegenwart. Sie liebte mich und kannte meine Stellung in der Welt; sie mußte also wissen, wie weit sie zu gehen hatte. Ich weiß nicht, was aus ihr geworden. Bei ihrem Vater lebt sie nicht mehr. Doch soll da ein prächtiger Bambino sein, zu dem ich wahrscheinlich in leicht errathbaren Beziehungen stehe. Wenn ich einst Prälat bin, kann ich vielleicht etwas für ihn thun.

„So weit ich Luigia kannte, antwortete ich ihm, hätte ich geglaubt, sie würde Ihnen den Dolch in's Herz stoßen.

„Ich mochte das mit eigenthümlicher Betonung gesagt haben, denn er wechselte leicht die Farbe und sah mich für einen Moment mit einem falschen, mißtrauischen Blick an. Dann lachte er und sagte, daraus könne ich sehen, wie man sich zuweilen in den Charakteren irre; Luigia habe es für besser gehalten, das nicht zu thun, und darin sei sie wieder einmal verständig gewesen. Er ist einer der schönsten Männer in Neapel; aber nie war mir ein Mensch häßlicher erschienen, als e r in diesem Augenblick. Er ist ein Teufel durch und durch. Selbst Rutta ist nicht so schlimm; er hat nicht so viel Kunst darauf verwandt, seine Gedanken zu verbergen; in seiner Brutalität liegt noch etwas Natürliches. — Ich habe Geronimo seitdem selten gesehen. Ich habe keinen Grund ihn zu reizen, obwohl ich mit Vergnügen das Messer schleifen würde, das ein Anderer ihm in's Herz stoßen wollte. Aber er hat bald genug herausgefühlt, daß

ich ihm nicht wohl will, und wir suchen uns so wenig, als wir uns geflissentlich vermeiden. Das ist meine Ansicht über ihn."

Edgardo blickte vor sich hin, wie die Zingarella. Er hatte eine andere Frage auf den Lippen. Aber er unterdrückte sie. Sollte er eine Tänzerin fragen, ob sie etwas von seiner Schwester wisse?

„Wie ist es möglich," sagte er mit gepreßter Stimme, „daß ein solcher Mensch, ein Geistlicher, dem schon seine Gelübde Vorsicht auferlegen sollten, in einem geordneten Staate so öffentlich allen Gesetzen der Sittlichkeit Hohn spricht?"

„Sie scheinen nicht nur der Bühne, sondern auch dem großen Puppen-Theater, das man die Welt nennt, sehr fern geblieben zu sein," sagte die Zingarella, flüchtig ihren Blick über ihn hinschweifen lassend. „Sie nennen das hier einen geordneten Staat? Nun wohl, dann kann auch eine Diebesbande geordnet sein, und das ist ja allerdings in unserm Lande der Fall. Was wollen Sie? Dieser Geronimo ist ein brauchbarer Mensch, mit dem man es nicht verderben darf. Niemand ist geeigneter als er, sich in Familien einzuschleichen, Geheimnisse zu erfahren und — an der richtigen Stelle zu verrathen. Ich halte ihn für einen politischen Spion und glaube mich nicht zu irren. Er ist arm. Woher nimmt er die Mittel, die Jeder nöthig hat, um auf einem Fuße, wie er es thut, zu leben? Man benutzt hier Jeden, der sich bereit zeigt, den Herren da oben zu dienen, und der die Fähigkeiten dazu hat. Geronimo hat sie und wird benutzt und bezahlt. Dafür sieht man ihm durch die Finger. Sie wundern sich vielleicht, daß eine königliche Tänzerin das sagt; aber ich habe es schon Anderen gesagt, von denen ich nicht, wie von Ihnen, erwarten durfte, daß sie solche Mittheilungen für vertrauliche halten würden. Ich denke, man wird meine zarten Glieder nicht in Fesseln werfen — dafür werden

meine Freunde sorgen, und sollte man mich zwingen, Neapel zu verlassen — nun, so ist mir das gleichgültig — ich erobere mir überall meine Welt. Die Mönche sind ein Heer, das der Regierung so gut zur Verfügung steht, wie das militärische Heer, und ebenso zahlreich ist. Wer sich besonders tüchtig erweist, wird belohnt. Es sollte mich nicht wundern, wenn Geronimo in wenigen Jahren eine einflußreiche und einträgliche Stellung erhielte. Für jetzt begnügt er sich mit Geld und mit der Freiheit, die man ihm gestattet. Und gerade solche Leute, wie er, sind der Regierung nothwendig. Denn, wie es heißt, geht das gefürchtete Gespenst der Freisinnigkeit jetzt auch unter den Mönchen und namentlich unter den jüngeren Benediktinern um. Deshalb bedarf man der „Treuen", um zu wissen, was in den jungen, schwärmerischen Mönchsköpfen vorgeht und um zu rechter Zeit hier oder dort ein Viertelhundert von ihnen in die Gefängnisse der Klöster stecken zu lassen. Sie sehen, ich kenne die Verhältnisse. Alles ist hier verderbt, und ich sage Ihnen, es wird mir nicht leicht, unter dem zahlreichen Adel dieses Landes diejenigen Männer zu finden, denen ich mich anvertrauen will und anvertrauen muß, wäre es auch nur, um irgend einen Menschen zu haben, der mich aus einer Art von Pflicht gegen die Brutalitäten der Anderen schützt."

Sie ging wieder zu dem Tisch, auf welchem die Karaffe stand, und benetzte sich die verwundete Hand.

„Ja, Alles ist verderbt!" wiederholte sie mit stolzer Verachtung. „Von Allen, die ich täglich sehe, wüßte ich Keinen, der nicht schlechter wäre, als meines Gleichen. Das neue Regiment wird nichts ändern, denn es bleiben die alten Diener. Man wirft meines Gleichen und wohl auch mir vor, daß wir unsere Ehre für Geld verkaufen. Aber wer unter den Einflußreichen in Neapel verkauft nicht seine Ehre, den Rest von Gerechtigkeits-Gefühl, den er vielleicht noch hat, für Geld und Aemter? Glauben Sie, daß sich Rutta

besinnen würde, einen Menschen meuchlings ermorden zu lassen, wenn er fünfzigtausend Dukaten damit gewinnen könnte? Und benutzt nicht dieser Don Geronimo die reichen Weiber, denen er den Hof macht, dazu, um sich das bezahlen zu lassen, was ihn vielleicht die armen kosten? Würde er die Liebe dieses abscheulichen Weibes, der Schwester Rutta's erwiedert haben, wenn ihm nicht ihre Kasse offen gestanden? O, er wird benutzt, aber er weiß auch Alles zu benutzen. Wo er nicht Jugend, Schönheit oder Geld findet, weiß er Anderes zu finden, bei der Marchesa d'Anveli zum Beispiel, dieser alten Gelegenheits-Macherin, bei der er die armen Weiber sieht, denen er den Kopf verrücken will, und zu der er auch jetzt sein jüngstes Opfer, die Contessa Langari geführt hat."

Edgardo ließ keinen Laut des Schreckens hören. Sein Herz stand still. Er sah nichts, er hörte, er dachte nichts. Er hatte keine Ahnung davon, daß sein Gesicht leichenblaß geworden war, daß seine Hände schlaff niederhingen, seine Augen erloschen waren. Ein sterbender Mensch konnte nicht anders aussehen. Die Zingarella, als sie zu ihm hinüber blickte, stieß einen Schrei aus und ließ die Karaffe fallen, daß sie krachend zerbrach.

„Um Gotteswillen — was haben Sie? Sie sind krank! Was ist Ihnen?" rief sie.

Sie eilte nach dem Schrank und nahm ein Fläschchen heraus, das, nachdem sie es geöffnet, den Duft einer starken Essenz verbreitete. Aber Edgardo wies sie, als sie sich ihm näherte, mit einer leichten Handbewegung zurück.

„Es wird vorübergehen, im Augenblick!" sagte er leise. „Verzeihen Sie mir — eine Minute."

Sie stand vor ihm, ihn aufmerksam und besorgt anblickend. Er erholte sich bald, doch hielt er die Augen halb geschlossen. Sie reichte ihm ein Glas Wein; er nahm sehr wenig davon. Endlich erhob er sich und trat an das Fenster.

Unten vor ihm lag der bewegte Platz im Sonnenglanz. Tausende von Menschen standen dort oder gingen. Die Stadt schien noch immer in großer Aufregung zu sein. Ein Schweizer-Regiment marschirte mitten über den Platz. Edgardo sah das Alles und sah es doch auch nicht. In seinem Kopfe wirbelte Alles durcheinander. Aber er war stärker, als er glaubte. Er wollte ruhig werden; er wollte die Wahrheit wissen. Hier schien sich ihm etwas Greifbares, Faßbares herauszuentwickeln aus dem beängstigenden Chaos, das ihn bisher umgeben. Eine Gestalt tauchte daraus empor, gegen die er sich wenden konnte: die Gestalt des Don Geronimo, in welcher sich in diesem Augenblick die ganze gleißnerische Verstellung, die Lüge, die Nichtswürdigkeit der ihn umgebenden quälenden Welt verkörperte.

Mit einer Ruhe, die Jeden, der ihn genauer kannte, in Erstaunen gesetzt hätte, wandte er sich dann zur Zingarella.

„Verzeihen Sie mir, Signora," sagte er, „und fragen Sie mich nicht nach einer Erklärung. Ich weiß wohl, daß es sich nicht ziemt, eine Dame an das zu erinnern, was man für sie gethan. Aber in diesem Falle muß ich darauf zurückkommen, nur um Sie zu bitten, mir zu sagen, was Sie von dieser Angelegenheit wissen. Aber sagen Sie mir die Wahrheit!"

„Es thut mir leid, Signore, daß ich Ihnen die Freundlichkeit, die Sie mir erwiesen, dadurch erwiedert habe, daß ich Ihnen Schrecken eingeflößt," sagte die Zingarella. „Ich will indessen sprechen, wenn Sie es verlangen."

„Nichts steht über der Wahrheit! Und wäre sie mein Tod, ich müßte sie kennen!" rief Edgardo. „Verschweigen Sie mir nichts. Denken Sie nicht, Sie könnten mir wehe thun. Sagen Sie Alles, Alles, was Sie wissen."

Seine Züge erhielten durch die Anstrengung, den inneren Kampf, den Schmerz gewaltsam zu unterdrücken, einen eigenthümlichen Ausdruck. Er glich einem Märtyrer. Die

Zingarella betrachtete ihn mit fortwährend gesteigerter Theilnahme.

„Ich weiß im Grunde nicht viel," antwortete sie. „Schon vor längerer Zeit hörte ich, daß die Contessa Langari sich weigere, die Hand Rutta's anzunehmen. Zwischen ihrem und Rutta's Vater soll ein sonderbarer Kontrakt geschlossen sein, welcher den größeren Theil des Vermögens der Contessa dem Principe in die Hände spielt, wenn sie sich weigert, ihn zu heirathen. Rutta selbst sprach mir davon in seiner leichtfertigen, rohen Manier. Er sagte mir, daß es ihm ganz gleichgültig sei, ob die Contessa ihn heirathe oder nicht. Im schlimmsten Falle erhalte er zwei Drittel ihres Vermögens, das sich wahrscheinlich verdoppeln werde, da der Bruder der Contessa ein kranker Mensch sei. Ein ander Mal erzählte er mir, die Contessa weise ihn in der That zurück, der Grund davon sei vermuthlich eine Neigung, die sie zu Don Geronimo gefaßt habe, den sie bei einem längeren Aufenthalt in der Villa des Principe kennen gelernt. Die Contessa Langari war mir ganz unbekannt, aber ich empfand eine Art von Mitleid mit ihr, als ich hörte, daß Don Geronimo seine Schlangenblicke auf sie gerichtet. Vor ungefähr vierzehn Tagen erfuhr ich dann von einem Weibe, das zu der Marchesa d'Anveli in Beziehungen steht, daß bei dieser eine junge Dame, die Contessa Langari wohne, die neueste Geliebte Geronimo's, die er dort in aller Heimlichkeit besuche. Die Sache werde überhaupt sehr geheim gehalten, da Don Geronimo fürchte, der Graf Langari werde von ihm Rechenschaft fordern, wenn er die Wahrheit erfahre. Das ist so ziemlich Alles, was ich weiß, und dies weiß ich genau. Ich finde es begreiflich, daß eine Dame, wie die Contessa — man hat sie mir als schön, gebildet und stolz geschildert — die Hand eines Rutta ausschlägt, selbst wenn sie deshalb große Opfer zu bringen hat. Ich finde es auch leider natürlich, daß sie den Einflüsterungen Geronimo's Gehör

gegeben hat, denn ich kenne die Macht dieses Menschen über Herzen, die in der Kunst der Intrigue unerfahren sind. Und daß Don Geronimo alle seine Künste in Bewegung gesetzt haben wird, um ein so edles Opfer zu gewinnen — das ist sicher! Ich wollte, er fände endlich einmal seinen Mann in dem Bruder der Contessa, einen Mann, der den Muth hätte, ihn auf offener Straße niederzustoßen!"

Sie sagte die letzten Worte, indem sie die Augen fest und durchdringend auf Edgardo richtete. Das kluge Weib mochte längst ahnen, daß er der Bruder sei, von dem sie spreche.

„Kennen Sie die Wohnung der Marchesa d'Anveli?" fragte Edgardo, tief und schwer athmend.

Die Zingarella beschrieb sie ihm. Sie lag in der Strada di Vomero. Dann fügte sie, wieder mit einem bedeutsamen Blick, hinzu:

„Es wird für einen Fremden nicht leicht sein, Einlaß in diese Wohnung zu erhalten. Sie ist für das Geheimniß eingerichtet. Es würde vielleicht gut sein, den Einlaß ohne Weiteres zu erzwingen. Achtung verdient diese Marchesa d'Anveli nicht. Sie ist ein ganz gewöhnliches Weib. Der arme, heruntergekommene Marchese d'Anveli heirathete sie, weil er hoffte, durch ihre Intriguen Nutzen für sich zu ziehen. Unmittelbar nach seinem Tode hatte sie ein Verhältniß mit Don Geronimo, und eine Art von Bündniß, wahrscheinlich auf gemeinsamen Vortheil berechnet, besteht noch heut zwischen den Beiden. Wollen Sie, oder will ein Anderer etwas in dieser Angelegenheit thun, so ist weniger Vorsicht nöthig — denn diese wird an der List der Marchesa und ihres Verbündeten scheitern — als Muth, unerschrockene Rücksichtslosigkeit, die vor keinem Zetergeschrei eines schlauen Weibes zurückschreckt und ihren geraden Weg geht. Die Marchesa wird in ihrem eigenen Hause schreien, aber vor der Welt wird sie doch zu

schweigen suchen, denn sie fürchtet am Ende den öffentlichen Skandal."

„Gut! Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen Signora; sie sind für mich von großem Nutzen," sagte, Edgardo. „Erlauben Sie mir, daß ich mich jetzt entferne. Meine Anwesenheit ist an einem anderen Orte durchaus nothwendig."

„Und ich darf nicht erfahren, wem ich meine Rettung verdanke?" fragte die Tänzerin, ihm die Hand zum Abschied reichend.

„Erlassen Sie mir das!" erwiederte Edgardo. „Vielleicht kehre ich selbst zu Ihnen zurück, um Sie um Beistand oder um weitere Mittheilungen zu bitten. Dann werde ich Ihnen meinen Namen nennen, dann muß ich ihn nennen."

„Ich will nicht in Sie dringen," sagte die Zingarella, und ihr dunkles Auge blickte ungewöhnlich sanft; „aber ich glaube zu errathen, wen der seltsame Zufall heut zu mir geführt hat, und wem ich vielleicht durch meine Mittheilungen bis zu einem gewissen Grade nützlich gewesen bin. Vergessen Sie nicht, was ich über Rutta gesagt habe. Er ist für — für manche Personen vielleicht noch gefährlicher, als Don Geronimo. All' sein Sinnen und Trachten steht nach Geld, denn sein eigenes Vermögen ist bereits verschwendet. Ist es ihm doch schon gelungen, eine der schmachvollsten Intriguen durchzuführen, die Neapel je gesehen, und das will viel sagen. Das Erbe des jungen Maloni ist ihm zuerkannt worden."

„Unmöglich!" rief Edgardo, tödtlich erschreckt — denn er erinnerte sich der Mittheilungen Ottavia's, die ihm unglaublich erschienen, und doch durch die Mittheilungen dieses Tages eine so furchtbare Bestätigung erhalten.

„Ja, ja, es ist so!" sagte die Zingarella mit bitterer Betonung. „Der junge Graf Cesare Maloni ist aufgefor-

dert worden, hierherzukommen, um seine Erbansprüche an das Vermögen seines Oheims geltend zu machen. Er hat es nicht gethan, einmal, weil er weiß, daß man ihn sofort einkerkern würde, und dann, weil es ihm nichts nützen würde, das Erbe zu erlangen, da ja jeden Augenblick irgend ein beliebiges Urtheil über ihn gesprochen werden kann, das die Confiscation seines Vermögens in sich schließt. Er ist also vernünftiger Weise nicht erschienen, und Rutta, dessen Verwandtschaften und Verbindungen sich bis in die allereinflußreichsten Kreise hinauferstrecken, ist zum rechtmäßigen Erben eines Vermögens erklärt worden, das mindestens eine Viertel-Million Ducati beträgt."

„Entsetzlich! Furchtbar! Unglaublich!" sagte Edgardo kaum hörbar. „Wenn das möglich ist, wenn man einen Menschen, der nur verdächtig, nicht des Hoch- oder Landesverraths überführt ist, seines Vermögens zu Gunsten eines Anderen berauben kann — dann allerdings, dann ist Alles, Alles möglich! Aber ich glaube es nicht."

„Ich wünschte, Sie hätten Recht!" sagte die Zingarella, und da sie noch immer seine Hand in der ihrigen hielt, so drückte sie dieselbe leicht und fügte hinzu: „Hüten Sie sich, damit Sie nicht das Schicksal Maloni's theilen. Auf Wiedersehn!"

„Auf Wiedersehn!" sagte Edgardo mechanisch, und von der Tänzerin bis zur Außenthür begleitet, verließ er die Wohnung.

Wie ein Träumender schritt er durch die aufgeregten Volksmassen. Vieles, was man sich über die Schweizer erzählte, schlug an sein Ohr, aber er verstand es nicht. Er lauschte nur auf eine Stimme, die aus seinem tiefsten Innern heraussprach.

Alle Welt hat sich bemüht, Dir die Wahrheit zu sagen, Dir die Augen zu öffnen — sprach diese Stimme —; aber Du glaubtest es nicht, weil Du die Menschen nicht für so

schlecht halten konntest. Was Ottavia Dir sagte, ist Alles wörtlich wahr. Rutta hat von Deinem zu erwartenden Tode gesprochen, hat sich um diese Tänzerin beworben, hat Maloni um sein Eigenthum betrogen — darfst Du noch daran zweifeln, daß er Dir nach dem Leben trachtet um des elenden Geldes willen? Darfst Du noch zweifeln, nach Allem, was Du gehört, daß dieser Geronimo, dem Du selbst den Zutritt zu Deiner Schwester gewährtest, ein schmachvoller Betrüger ist? Hast Du nicht selbst Ottavia geopfert, indem Du, statt dem schwesterlichen Herzen zu glauben und ihm durch Deinen Beistand Halt zu verleihen, es grollend von Dir wiesest und zu dem schlauen Betrüger hindrängtest? Ja, Du bist schuldig, indem Du Dich anmaßtest, über wichtige Fragen des Lebens zu urtheilen, ohne die Menschen genau zu kennen, mit denen Dich Dein Schicksal zusammenführte. Du bist zum Theil zu entschuldigen, da Dein Wille ein guter war, da Du den Gesetzen der Ehre und der Redlichkeit zu folgen glaubtest. Aber Du hättest auch die Anderen, nicht nur Dein eigenes Herz hören sollen. Du machtest Dich zum Richter über Menschen und Dinge, ohne sie zu kennen. Was auch die Zukunft bringen möge: Eines, das Theuerste, die Schwester ist Dir verloren!

Und „Ottavia! Ottavia!" rief er, halb im Wahnsinn, so daß die Leute ihn verwundert anstarrten.

Und „Rache! Rache!" murmelte er düster hinterher und seine Hände krampften sich zusammen.

Vor der Thür der Villa Langari fand er Battista, der dort, wie es schien, seiner harrend, auf und ab ging.

„Komm!" sagte er zu ihm und ging in das Haus. Der Diener wollte mit ihm sprechen, unterließ es aber, als er in das Gesicht seines Herrn blickte. Er betrat mit dem Grafen das Arbeitszimmer desselben.

„Setze meine Pistolen in Stand!" sagte Edgardo. „Lade sie!"

Battista gehorchte schweigend, nur von Zeit zu Zeit Blicke auf seinen Herrn werfend, der mit verschränkten Armen am Fenster stehend, in den Garten hinabblickte.

„Alles in Ordnung? Gieb her!" sagte Edgardo und knöpfte die Pistolen unter seinen Rock. „Nimm Du auch eine Waffe. Ich gehe auf den Fang eines Verräthers! Ich weiß, wo Ottavia ist."

So verließen sie das Haus und wandten sich der Strada di Chiaga zu. Edgardo sprach kein Wort. Nur einmal die Hand Battista's heftig erfassend, sagte er mit erstickter Stimme:

„Verlaß mich nicht! Ich bin ganz allein, Battista! Verlaß mich nicht!"

XIV.

Bruder und Schwester.

Die hohe Gestalt, die dort im Lehnstuhl sitzt, den Kopf gebeugt, so daß das reiche Haar über die weiße Hand fluthet, welche die bleiche Wange stützt — die sich jetzt erhebt mit einem tiefen Athemzuge, sich fast mühsam aufrichtet und den Blick der schönen tiefen Augen so ernst und sorgenvoll durch das Zimmer sendet, als ob unendliche Leere sie umgäbe — ist das eine glückliche Braut, ein geliebtes Weib, auch nur ein liebeträumendes Mädchen?

Sie erhebt sich, langsam, nicht jugendlich schnell. Sie geht durch das Zimmer. Hier bleibt sie stehen und dort. Sie scheint ruhelos zu sein. Wo ist der stolze ungebeugte Nacken? Weshalb neigen sich Kopf und Blick so oft zur Erde? Wo ist der scharfe, freie Glanz des klaren Auges? Ist diese Wange nicht blasser und durchsichtiger geworden? Liegt dieses Auge nicht tiefer? Wie so ähnlich, so erschreckend ähnlich sieht sie dem Bruder, den innere Unruhe verzehrt und Sorgen der Seele quälen! Ist das ein glückliches, von Herzen geliebtes und liebendes Weib? — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Ottavia Langari war nicht glücklich gewesen, als sie das Haus ihres Bruders verließ. Ihrer stolzen und edlen

Seele war der Widerwille alles Fremden so tief eingeprägt, das väterliche Haus war ihr eine Stätte so vollkommener Reinheit gewesen und sie empfand eine so peinliche Scheu vor allem Unweiblichen, daß sie, in dem Hause der Marchesa angelangt, entschlossen gewesen war, am anderen Morgen zurückzukehren. Erst in der fremden Wohnung, in der Nähe einer Frau, die sich allerdings in achtungsvoller Höflichkeit gegen sie erschöpfte, deren Wesen aber trotzdem der feinen Empfindung der Contessa nicht ganz entsprach, war sie sich der ganzen Bedeutung ihres Schrittes bewußt geworden. Nur der Trotz hielt sie zurück. Sie konnte nicht heut fliehen und morgen zurückkehren. Das wäre eine Schwäche gewesen. Sie hätte vor Geronimo erröthen müssen. So blieb sie.

War sich Ottavia darüber unklar, daß sie Geronimo liebte? Nein. Hoffte sie jemals mit ihm vereint zu werden? Nein. Tauchte auch nur ahnend der Gedanke in ihr auf, daß sie je in ein unerlaubtes Verhältniß zu ihm treten könne? Nein. Für sie war die Lage der Dinge scheinbar eine ganz einfache. Ihr Bruder, ihr natürlicher Beschützer, hatte gegen sie Partei ergriffen — ein Mann, den sie liebte und bewunderte, hatte ihr seinen Schutz und seine Freundschaft angeboten, und sie hatte sie angenommen, da ihr kein anderer Weg blieb, dem Drängen des Bruders zu entgehen. Sie empfand, wie alle edlen Naturen in ähnlicher Lage empfinden würden: sie entsagte der Liebe, aber sie nahm dankbar die Freundschaft des verehrten Mannes an. Geronimo konnte ihr nichts sein, als ein Freund. Aber war das nicht genug? War es nicht immer ein großer Gewinn, dem verhaßten Rutta entflohen zu sein und ungestört den Umgang des Freundes genießen zu können?

Geronimo kam täglich. Er bewahrte die volle Ehrerbietung gegen sie, die ihm schon von Anfang an ihr Herz gewonnen hatte. In der eigenthümlichen, aber leicht erklär-

lichen Erregung, in der sie sich befand, in der Scheu, die ihre neue Lage ihr einflößen mußte, achtete sie auf jede Kleinigkeit. Aber sie bemerkte keine Veränderung in seinem Wesen und ihre Wachsamkeit begann im Schutze des Vertrauens einzuschlummern. Geronimo brachte ihr Bücher, sprach mit ihr über dieselben, erzählte ihr Neuigkeiten, an denen die Zeit während des sardinisch-französisch-österreichischen Krieges reich war, erging sich mit ihr in allgemeinen Betrachtungen, bedauerte den traurigen Zwischenfall, der Ottavia der Annehmlichkeiten ihrer Jugend und des größeren Theils ihres Vermögens beraubte — kurz, er war der gefälligste, uneigennützigste Freund, der ihr seine Zeit opferte und der selbst nicht einmal einen zärtlichen Blick als Belohnung zu fordern schien. An Edgardo hatte er, wie er sagte, geschrieben und ihm mitgetheilt, daß ihn die Contessa zu ihrem Vertrauten gewählt und ihn gebeten habe, ihren Bruder zu benachrichtigen, daß sie zurückkehren werde, sobald er ihr das Versprechen gebe, über die Rutta'sche Angelegenheit nicht mehr mit ihr zu sprechen. Er sagte, daß er keine Antwort erhalten. Ottavia war in ihrem Innersten erstaunt über diese Rücksichtslosigkeit des einst so zärtlichen Bruders. Aber je weniger Gründe sie zu seiner Entschuldigung fand, desto mehr wuchs ihre Erbitterung gegen ihn. Wie konnte sie ahnen, daß Edgardo den Brief nicht erhalten, da er nie geschrieben worden!

So verstrich eine Woche. Da kam der entscheidende Moment. Mitten in einem ruhigen Gespräch, als der Blick Ottavia's vielleicht sanfter, als gewöhnlich, dem Blicke Geronimo's begegnete, warf dieser sich ihr zu Füßen, ergriff er ihre Hände, und gestand ihr schluchzend, in wilder wahnsinniger Aufregung die Leidenschaft, die er nicht länger unterdrücken könne, wenn er nicht sterben solle. So heftig, so überraschend war der Ausbruch dieses Gefühls, so in Gluth getaucht waren die Farben, mit denen Geronimo seine Qua-

len, seine Leidenschaft schilderte, so vollkommen wehrlos war Ottavia's liebendes Herz gegen diesen plötzlichen, betäubenden Sturm, daß sie ihm ihre Liebe gestanden, mit ihm geweint und seine Küsse erwiedert hatte, noch ehe sie sich dessen bewußt geworden, was sie that. Und hätte sie auch gewollt, daß diese Stunde die einzige sei und daß sie ein ewiges Geheimniß bleibe — sie hätte es nicht gekonnt. Beppa, die täglich neugieriger und kecker werdende Dienerin, war zufällig in das Zimmer getreten. Wer könnte das ein Geheimniß nennen, was eine junge schwatzhafte Dienerin weiß?

Dieser Stunde folgte ein wilder, anhaltender Sturm in der Brust der Contessa. Sie zweifelte nicht einen Augenblick an der vollen Wahrheit dessen, was Geronimo ihr gestanden; sie liebte ihn, sie wurde geliebt, sie ruhte im vollsten Vertrauen des edlen Weibes an seiner Brust. Sie zweifelte nicht einen Augenblick an seinen Worten, daß er seine Ketten brechen werde, um mit ihr unter einem freieren Himmel glücklich zu sein. Aber würde das gelingen? War das möglich? Konnte Geronimo die Hindernisse besiegen, die er ihr selbst als so große darstellte — größer, als sie es in der That waren, wenn er sie mit Ernst aus dem Wege räumen wollte? Ihre ganze Zukunft wurde dadurch eine andere. Sie mußte Italien verlassen. Doch auch diesen Sturm kämpfte sie nieder. Sie lauschte hoffnungsvoll und gläubig seinen tröstenden Worten. Sie wollten nach England fliehen, wollten zum Protestantismus übertreten, oder Geronimo wollte sich seiner Gelübde entledigen. Es blieb ihnen genug, um in bescheidenen Verhältnissen zu leben. Arme, hochgebildete, aristokratische Contessa — warum hätte Dein liebendes Herz weniger gläubig sein sollen, als das der bürgerlichen Luigia?

Und warum hätte sich nicht auch bei Dir, da Du aus demselben Stoffe geformt, nicht auch das irdische Element einmischen sollen in die Seligkeit der geistigen Hingebung?

Zittertest Du weniger unter diesen glühenden Küssen? Athmetest Du weniger schwer und bang in diesen betäubenden Umarmungen? Du liebtest ihn, wie Jene denselben Mann geliebt, Du empfandest denselben Zauber; Dein Mädchenstolz war nicht größer und trotziger, als der jener armen Musikanten-Tochter. Vielleicht hatte er auch Jener gesagt, daß das Schiff im Hafen schon bereit läge, auf dem Ihr fliehen wolltet, und vielleicht hatte auch Jene schon, wie Du an den Bruder, den Brief an den Vater geschrieben und zum Absenden bereit gelegt, in welchem sie ihm ihren Entschluß anzeigte und ihn um Verzeihung bat.

Ja, es war eine schaurig-süße Nacht gewesen, in der er so plötzlich und unerklärlich vor Dir stand, als Du Dich bereits zur Ruhe anschicktest, als er Dich um Verzeihung bat, daß er so unerwartet komme, nur um Dir zu melden, daß Du Alles für die Abreise vorbereiten solltest, und als er trotz Deines Drängens nicht gehen wollte und Dich sein süßes, sein einziges Weib nannte, von dem ihn keine Gewalt, kein Gelübde mehr trennen werde. Warum hättest Du stärker sein sollen, als Luigia? Du warst auch nur ein liebendes, betrogenes Weib, das dem Geliebten gab, was er als letztes Unterpfand ewigen Vertrauens verlangte und was Dein wildpochendes Herz ihm nicht mehr verweigern konnte. Niemand wird einen Stein auf Dich werfen. Wie hättest Du dem nicht vertrauen sollen, der um Deinetwillen mit seiner ganzen Vergangenheit brach, einer glänzenden Zukunft entsagte und die trüben Aussichten der Ferne sein höchstes Glück nannte? —

Wie langsam, unerträglich langsam vergingen die Stunden bis zu seiner Wiederkehr! Und wie trüb war für diejenige, die der ganzen Vergangenheit entfliehen und in ein neues Leben als Gattin eintreten wollte — wie trüb war für sie die Nachricht, die er brachte, daß neue Schwierigkeiten sich der Abreise entgegengestellt hätten, daß dieselbe um

einige Tage verzögert werden müsse. Ein Glück nur, daß er diese Nachricht brachte, er, der jede Wolke auf dieser hohen Stirn durch seine heißen Liebkosungen zu verbannen wußte. Und immer kamen neue Schwierigkeiten: kein sicheres Schiff, die Ungewißheit über die Wahl des Landes, nach dem sie fliehen wollten, die Abwickelung von Geldverhältnissen — Tag auf Tag verstrich — es wurden Wochen. Wie anders mochte sich einst Ottavia diese ersten Wochen an der Seite eines geliebten Gatten geträumt haben! Sie war nicht unglücklich; aber auch glücklich war sie nicht.

Und die Wolke auf ihrer Stirn blieb länger und blieb zuletzt immer. Was Schlaf sei, wußte sie kaum noch. Selbst seine Gegenwart vermochte sie nicht mehr zu beglücken, wie sonst. Sie hatte ein eigenthümliches, ein entsetzliches Gefühl, als sei Geronimo ein Anderer geworden, als komme er nicht um ihrer selbst, um ihres ganzen Wesens, sondern nur um ihrer Person willen. Wenn sie sich genau Rechenschaft darüber zu geben suchte, so wurde sie sich nicht klar darüber. Er war im Ganzen unverändert, und doch empfand sie es mit dem unendlich feinen Gefühl der Frauen, daß es der flüchtige Genuß war, den er suchte. Er blieb nicht so lange als sonst, er sprach nicht mehr von allgemeinen Dingen. Zwar war er noch immer die Aufmerksamkeit selbst und in seinen Worten lag so viel Treue und Hingebung, so viel Schmerz über diese endlosen Zögerungen, so viel Sehnsucht nach einem dauernden, freien, ungestörten Zusammensein. Aber es waren W o r t e. Sie fühlte es, wie im Traume, daß es ihr körperlicher Reiz sei, der ihn beglückte, daß er lieber in ihrem reichen Haar spielte, ihre Lippen küßte, als mit ihr sprach. Und sie war eine zu edle, hochsinnige Natur, um nicht bei dem Gedanken bis in ihr Innerstes zu erbeben, daß sie ihm nichts sei, als ein Weib im beschränkten, gewöhnlichen Sinne des Wortes. Sie begann darüber nachzudenken, ob ein Mann so große Opfer

bringen könne, wie Geronimo sie bringen wollte, nur für ein Weib, wie es ihm überall zu Gebote stand.

Aber sie war zu stolz, viel zu stolz, um im Ernst zu glauben, daß sie ihm nur ein Weib sei. Ihre ganze Seele lehnte sich auf gegen diese Mahnungen eines feinern Gefühls. Ein Schwindel ergriff sie, ihr Blut begann zu sieden, wenn sie an die Möglichkeit dachte, daß sie ihm nicht das sein könne, was sie ihm sein wollte: das Höchste, das Einzige. Sie hatte ihm Alles gegeben; sollte er ihr nicht Alles geben? Es rief einen furchtbaren Sturm in ihr hervor, als die Marchesa d'Anveli, mit der sie nie über ihr so eigenthümliches und vertrautes Verhältniß zu Don Geronimo gesprochen und die deshalb keine Rücksichten auf dieses Verhältniß zu nehmen hatte, ihr gleichsam scherzend und als ob sich das von selbst verstände, von den früheren zahlreichen Eroberungen Geronimo's erzählte. Sie stand auf, ging in ihr Zimmer und zerraufte sich ihr Haar. War sie eine solche Eroberung? Nein, niemals! Es war nicht möglich. Es konnte nicht sein. Jene waren Andere gewesen, hatten sich ihm im Taumel der Sinne, im Rausch der Leidenschaft geopfert. Sie war sein Höchstes, sein Ideal — sie wußte es! Ja, sie wußte es, und doch glaubte sie nicht mehr daran. Denn Glauben und innerstes, leises Gefühl der Frau sind Eins.

So verging die letzte Zeit. Ottavia war ruhelos geworden. Nichts hatte mehr Interesse für sie. Sie dachte nur an Geronimo und an sich. Ein Gedanke ist es, der jede Jungfrau beschäftigt, sobald sie zu denken beginnt, der sich immer wieder emporringt aus Allem, was sie sonst beschäftigt und in Anspruch nimmt, der Gedanke: wer wird derjenige sein, der Dich einst als Gattin umfängt, an dessen Herz Du Dein Haupt legst, dem Du Dich und Dein Schicksal überlieferst? Nie vielleicht wird das Ideal, das dem träumenden Mädchen vorschwebt, erreicht. Die bittere Entsagung

tritt zuerst an diejenigen heran, deren Hoffnungen zu hoch flogen. Aber Ottavia gehörte nicht zu diesen entsagenden Naturen. Er sollte so sein, so bleiben, wie sie ihn sich gedacht. Und hätte sie selbst entsagen wollen, hätte sie ihn selbst anders gefunden, als ihre Träume es ihr ausgemalt — hatte sie ihn denn überhaupt? Gehörte er ihr? Noch vereinte kein ewiges Band sie Beide. Er konnte jeden Augenblick zurück, sie nicht. Ein Weib kann ihr Heiligstes nie zurücknehmen. Die stolze Tochter Langari's fühlte, daß sie abhängig sei. Gleich viel von wem, sie war abhängig. Ihre Ehre, ihr Leben ruhte in seiner Hand. Und wenn dieser Gedanke mächtig an sie heranrauschte, dann forderte sie, daß er mit ihr fliehen solle. Sie sagte nicht, daß er sie dadurch ihren Zweifeln entreißen werde — sie war zu stolz dazu. Aber sie forderte es, und er wich aus. —

Deshalb, Ottavia Langari, gehst Du seit Wochen ruhelos durch diese Zimmer. Deshalb meidest Du die Zeugen, diese gemüthlose, so albern schwatzende Marchesa, diese keck blickende kleine Zofe, die Dich zuweilen so unverschämt, mit so spöttisch gekniffenen Lippen mustert, und die jedenfalls besser weiß, wie es um Dich steht, als Du! Deshalb umspielen Gedanken des Wahnsinns Dein Haupt, wenn Du an die Vergangenheit und an den süßen Frieden der Villa Langari denkst, und deshalb richten Deine Blicke sich so fragend scharf auf Don Geronimo, wenn er eintritt, und ein Frösteln überrieselt Dich, wenn seine Hand den Nacken berührt, den stolzen Nacken, der sich niemals unter ein anderes Joch, als das der vollen, wahren Liebe beugen wollte. — Es muß sich entscheiden, denkst Du, in den nächsten Tagen. Aber was muß sich entscheiden? Du kannst nichts thun, Du bist ihm anheimgegeben. Auch das wildeste Aufbäumen des stolzesten Geistes kauft die Vergangenheit nicht zurück.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Beppa trat ein. Sie hielt es seit einiger Zeit, trotz der ernsten Erinnerungen der Contessa, für überflüssig, zu klopfen. Es gab ja kein Geheimniß mehr für sie. Andrerseits kam sie auch nicht immer, wenn sie gerufen wurde. Sie gestand ein, daß ihre Zeit vielfach in Anspruch genommen werde durch — ein Liebesverhältniß mit einem Diener im Hause. Ottavia hatte nicht gewagt, sie für dieses Geständniß zu strafen. Aber jede Unverschämtheit der Zofe war ein Dolchstoß für sie. Nichts zeigte ihr die Lage, in der sie sich befand, deutlicher, als die Freiheit, die sich Beppa herausnahm. Wenn die Herrin sich Freiheiten erlaubt, wie kann sie die Dienerin schelten. Und sprechen darüber durfte sie doch nicht mit ihr. Sollte sie ihr sagen, daß sie in der nächsten Zeit mit Don Geronimo nach England reisen und sich dort mit ihm vermählen werde? Unmöglich! Schon deshalb unmöglich, weil diese nächste Zeit sich immer wieder hinausschob.

Beppa brachte einen Brief. Schon an der Form und an der Handschrift erkannte Ottavia einen Brief Geronimo's. Sie öffnete ihn erst, als Beppa das Zimmer wieder verlassen hatte, und las:

„Theuerste! Es scheint, als ob Dein Bruder ahne, daß wir in innigeren Beziehungen zu einander stehen, als er bisher geglaubt. Ich habe einen Brief von ihm vorgefunden, in welchem er mich um Auskunft bittet. Rutta verlangt, und allerdings mit einem gewissen Recht, zu wissen, wo Du Dich befindest, damit die Angelegenheiten wegen des thörichten Kontrakts erledigt werden können. Es bedarf Deiner eigenen Angaben über Dein Vermögen. Der Brief Deines Bruders ist in bestimmteren Ausdrücken abgefaßt, als sonst; er verräth ein gewisses Mißtrauen gegen mich. Die Lage der Dinge wird ernst. Ich

schicke diese Zeilen voraus und werde in kürzester Zeit bei Dir sein, um zu hören, wie Du über das denkst, was wir zu thun haben. Soll ich schon jetzt eine Meinung aussprechen, so wäre es die, daß Du für eine kurze Zeit zu Deinem Bruder zurückkehrtest, damit die Angelegenheit geordnet werde. Du nimmst dadurch der Verleumdung jeden Vorwand. Doch komme ich, wie gesagt, bald, um Dein maßgebendes Urtheil zu hören.

Geronimo."

Sie hielt den Brief lange in der Hand. Was war das eigentlich? Geronimo hatte ihr doch gesagt, daß der Bruder ihm auf seinen Brief nicht geantwortet. Und nun verlangte Edgardo Auskunft. Worüber? Welche Auskunft hätte ihm Geronimo nicht stets gewähren können? Es wurde wegen der Auszahlung des bestimmten Theils von dem Vermögen Ottavia's unterhandelt. Edgardo hatte sich also, so gut wie Rutta, in das Unvermeidliche gefunden. Es lag deshalb in der That kein anderer Grund für Ottavia vor, nicht in das väterliche Haus zurückzukehren, — als der eine Grund — der Grund, daß sie die Gattin eines Mannes war, dem seine Gelübde verboten, jemals ein Weib zu ehelichen, und dessen Gattin nur seine Geliebte sein konnte!

Sie zitterte. Sie ging im Zimmer auf und ab — ein ruheloser Geist. Sie verstand das Alles nicht recht. Diese geschäftlichen Angelegenheiten hätten, da sie doch einmal geordnet werden mußten, schon früher geordnet werden können. Einen Grund, ihren Aufenthalt vor Edgardo zu verheimlichen, gab es eigentlich gar nicht und hatte es niemals gegeben. Sie hatte sich nur — von diesem Gedanken war sie geleitet gewesen — vor dem Drängen des Bruders sichern wollen. Aber Edgardo mußte ja nun längst begriffen haben, daß sie entschlossen sei, auf ihrer Ablehnung zu beharren. Es über-

kam sie ein seltsames Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit. Sie hatte keinen anderen Menschen, auf den sie bauen, auf den sie sich stützen konnte, als Geronimo. Und dieser erwartete ihren Rath, erwartete Auskunft und Hülfe von ihr!

Es verging eine lange, lange halbe Stunde. Geronimo kam. Er trat ein, wie immer, so sorgsam gekleidet, die Haltung so aufrecht und fest. Wie hätte irgend Jemand in das Selbstvertrauen, in den Muth, in die Kraft dieses Mannes einen Zweifel setzen können. Er schien so fest, so sicher und selbstbewußt. Ottavia athmete auf, als sie ihn sah.

Doch schien er heut ein wenig anders, als sonst. Er war etwas mißmuthig, befangen. Nicht, daß er es an Zärtlichkeiten und Versicherungen hätte fehlen lassen; aber er sprach von der „leidigen" Angelegenheit, von den „Unannehmlichkeiten" dieses Kontrakts, von der Nothwendigkeit, die Sache in einer angemessenen Weise zu Ende zu bringen. Und diese angemessene Weise war keine andere und konnte keine andere sein, als daß Ottavia ihrem Bruder mittheile, wo sie sich befinde und ihm Gelegenheit gebe, sich mit ihr über die Abfindungssumme auszusprechen.

„Nun gut," sagte Ottavia scheinbar ruhig, „was thut das? Edgardo hat sich, wie es scheint, überzeugt, daß jeder Versuch, mich zur Principessa zu machen, unmöglich ist — wie sich ja das auch für uns von selbst versteht. Er mag mir grollen — aber das ist nun einmal nicht anders. Melde ihm, in meinem Auftrage, wo ich mich befinde, Geronimo. Er kann mit einem Notar hierherkommen; wir werden die Angelegenheit regeln."

„Ich denke anders, wenn Du erlaubst," antwortete Geronimo. „Jeder Grund zum Mißtrauen muß entfernt werden. Ich wünschte, daß auch nicht der geringste Makel auf Deinem Rufe hafte. Kehre zu Deinem Bruder zurück — für einige Tage. Es handelt sich ja nur um kurze Zeit.

Es wird uns ein Leichtes sein, unseren Plan von dort aus in derselben Art und Weise auszuführen. Du sagst ihm, Du hättest ihm durch Deine Entfernung nur zeigen wollen, wie ernst es Dir mit Deinem Widerwillen gegen Rutta sei. In der Hauptsache hat er sich ja in das Unvermeidliche gefunden. Deine Rückkehr zeigt ihm nun, daß Du, nachdem der Hauptpunkt Eurer Differenz beseitigt ist, gern nachgiebst. Ich halte das für das Beste, Ottavia. Wir bleiben ja doch im innigsten Zusammenhang. Aus Edgardo's Brief geht klar hervor, daß er Mißtrauen geschöpft hat — gegen mich. Dies wird am besten beseitigt, wenn ich ihm melde, daß Du auf meinen Rath noch heut zu ihm zurückkehren wirst."

„Und wirst Du mich dort sehen können?" fragte Ottavia. „Du sagst, mein Bruder setze Mißtrauen in Dich. Wenn er nun — und mit einem gewissen Schein von Recht, da Du Dich meiner gegen ihn angenommen — verlangt, daß Du mich nicht mehr besuchst? Wie wird es möglich sein, uns anders als mündlich über die vielen Einzelnheiten unseres Planes zu verständigen?"

„O, dafür laß mich nur sorgen!" rief Geronimo. „Ich werde Mittel und Wege finden, jedes Hinderniß zu beseitigen. Habe ich sie nicht bisher gefunden? Und erlaube mir, Dir noch einen Hauptgrund für Deine Rückkehr anzuführen. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß — unter uns im tiefsten Geheimniß sei es gesagt — der Ruf der Marchesa nicht ganz so rein dasteht, wie ich bisher glaubte. Ich hatte keine Ahnung davon. Aber seit ich es weiß, darf ich Dich nicht mehr hier lassen. Noch weiß Niemand, wo Du warst. Deinem Bruder bist Du keine Rechenschaft schuldig. Du kehrst zurück — gut! Er mag Dich fragen, Du antwortest ihm nicht mehr, als Dir gut scheint. Er ist zufrieden, wenn Du nur zurückkehrst. Du siehst, ich denke immer an Dich und Deinen Ruf, Ottavia!"

„Wann hast Du das über die Marchesa erfahren?" fragte Ottavia sehr ruhig, aber sehr bleich.

„Vor einigen Tagen, zufällig — ich hatte keine Ahnung davon, das glaubst Du mir!" antwortete Geronimo.

Glauben! Glauben! Sie hätte ihm so gern geglaubt — sie glaubte ihm auch, denn sie mußte ihm glauben. Aber bitter war es doch, auch nur vor irgend einem Menschen — und vor dem Bruder! — irgend eine Zeit ihres Daseins verbergen zu müssen! Der Ruf der Marchesa war also nicht gut. Und doch war sie eine der ältesten Freundinnen, eine mütterliche Freundin — wie er gesagt hatte — Geronimo's. Nun gut — das war möglich. Er war getäuscht worden.

„Geronimo," sagte sie, „ich werde Deinen Wunsch erfüllen. Es trifft mich schwer — aber ich werde zu meinem Bruder zurückkehren. Nur um Eines bitte ich Dich — laß diese Rückkehr keine zu lange sein. Denke an unsere Pflicht! Wir müssen fort von hier. Es bleibt uns genug, um längere Zeit ruhig im Ausland leben zu können. Selbst der Rest meines Vermögens reicht hin, uns eine Existenz zu sichern. Wenn ich mich dann später vertrauensvoll an meinen Bruder wende, so wird er mir verzeihen, ich weiß es; denn im Grunde seines Herzens liebt er mich tief und innig. Und auch Dich verehrt er. Er wird Dich nicht tadeln, daß Du eine Fessel gesprengt hast, die Du sprengen mußtest, um meinetwillen. Bedenke, Geronimo, daß diese Zwischenzeit, wenn sie lange währt, mich tödten muß. Bedenke, daß ich erst dann zu athmen wagen kann, wenn Neapel und Italien fern hinter uns liegt und wenn das gültige Wort eines Priesters oder sei es auch nur eines Richters uns verbunden, mich zu Deinem Weibe, Dich zu meinem Gatten gemacht. Dein Herz empfindet zart, ich weiß es. Du mußt selbst begreifen, was in mir vorgeht. Spanne Deine ganze Kraft an. Geld haben wir nicht nöthig — ich besitze genug."

„Nun wohl, Du himmlisches Weib, verlange ich es denn anders?" rief er, den durchdringenden Blick, den sie auf ihn gerichtet, fragend erwiedernd. „Lassen sich aber die Bande, die mich an Neapel knüpfen, im Augenblick lösen, wenn ich mein Gewissen nicht beschweren will? Ich habe tausend Rücksichten zu nehmen; ich muß daran denken, meine Gönner nicht zu beleidigen, denn ihr Einfluß erstreckt sich in alle Lande. Ich muß daran denken, einen so guten Ruf zu hinterlassen, daß man mir selbst in der Fremde noch wohl will und daß man meine Verwandten nicht entgelten läßt, was ich thue."

„Ja, aber Du hast keine höhere Rücksicht, als die auf mich, keine näheren Verwandten, als Dein Weib."

„Gewiß!" rief er. „Aber selbst die Geldmittel darf ich nicht aus den Augen lassen. In der Armuth möchte ich mit Dir nicht leben, Du ertrügest es nicht, Du bist nicht daran gewöhnt. Ich muß dafür sorgen, daß es uns in der Fremde nicht an den nothwendigen Bequemlichkeiten des Lebens fehle und in so kurzer Zeit ist das nicht leicht. Wenn Du ganz das starke Weib wärst, für das ich Dich halte, dann gäbe es ein Mittel —"

„Nun, und wenn ich es wäre," fragte Ottavia ernst.

„Dann," rief Geronimo, ihre Hände ergreifend und ihr in die Augen schauend, „dann bleiben wir Beide hier, Du in Deiner, ich in meiner Stellung, uns liebend, wie bisher, trotz des Geheimnisses, und den Tag erwartend, an dem die Fesseln von diesem Lande fallen werden — den Tag, der nicht fern ist. Ottavia, es wäre das Leichteste für uns Beide, wenn Du den Muth hättest, Dich mit diesem Gedanken zu befreunden."

„Den Muth? Ich hätte ihn. Aber wenn der Tag nicht kommt?" fragte sie tief ernst.

„Er wird kommen! Und die Flucht aus diesem Lande bleibt uns ja immer!" antwortete er. „Ottavia," fügte er

dann mit einem Tone hinzu, der herzlich sein sollte — und es auch war, denn alle Mittel der Täuschung standen ihm zu Gebote — „Ottavia, ich thue, was Du willst. Sage, daß wir fliehen wollen, jetzt, sogleich, so fliehen wir. Aber Du hast keine Ahnung von den unendlichen Verwickelungen, die uns erwarten, wenn dieser folgenschwere Schritt einmal gethan ist. Er kann nie zurückgenommen werden, und solche Schritte sind es, die reiflich überlegt sein wollen."

„Wohl, wohl, ich weiß es!" sagte sie leise und mit einem fast unhörbaren Seufzer.

„Bleiben wir dagegen, so können wir unsern Plan in aller Ruhe vorbereiten," fuhr Geronimo fort. „Wir können alle günstigen Wendungen des Schicksals abwarten — Du hast Zeit, Deine Vermögens-Angelegenheiten zu ordnen. Und sehen können wir uns ja doch. Du wirst doch nicht daran zweifeln, daß ich die Mittel und Wege finden werde, Dir nahe zu sein. Wie wäre es? Deine Koffer sind gepackt — ich schicke einige Zeilen an Edgardo, in denen ich ihm melde, daß es mir gelungen, Dich zur Rückkehr zu bewegen —"

„Ja, ja," sagte sie leise, „man könnte es thun."

Aber sie legte die Hand vor die Augen und verbarg ihm den Ausdruck ihres Gesichts. Es wollte ihr nicht in den Sinn. Sie war nicht mehr die Schwester ihres Bruders allein; sie war mehr; sie war die Gattin Geronimo's. Trennt der Mann sich so leicht vom Weibe? Gab es nicht tausend Zwischenfälle — sie erbebte, wenn sie nur daran dachte! Wenn Geronimo starb, wenn — —

„Geronimo," sagte sie, schnell den Kopf erhebend, „ich begreife, daß Du Gründe zum Zögern hast. Ich dagegen muß die Eile wünschen. Ich muß Dein Weib sein, ich verlange es — komme nachher, was da wolle. Glaubst Du, daß Du bleiben mußt — so laß uns irgend wohin, in der Nähe von Neapel, gehen und laß den Segen des Priesters über uns sprechen. Das tiefste Geheimniß kann darüber

walten; Du wirst das anzuordnen wissen. Aber ich bin dann gerechtfertigt, möge geschehen, was da wolle. Geschieht das heut, so kann ich morgen zu meinem Bruder zurückkehren."

„Ottavia, Theure, das ist unmöglich!" rief Geronimo. „In solcher Eile kann das nicht geschehen, und bedenke — ewige Gefangenschaft wäre mein Loos, wenn eine solche Verbindung, die übrigens ungültig wäre, entdeckt würde."

„Ungültig vielleicht — ja!" antwortete Ottavia, ihm fest in's Auge schauend. „Aber es wäre eine moralische Rechtfertigung für mich bis zu dem Zeitpunkt, in welchem uns in einem fremden Lande ein gültiges Band vereint. Bis dahin lebe ich in tausendfacher Qual. Ich muß vor jedem Ereigniß, das Dich treffen könnte, zittern, während die Gefahr, welche Du übernimmst, eine viel geringere ist. Du hättest für alle Fälle den Trost, zu wissen, daß meine Ehre gerettet ist."

Es ließ sich wenig gegen diese Behauptung erwiedern, und selbst der gewandte Don Geronimo fühlte sich für einen Moment am Ende seiner Klugheit. Vielleicht verwirrte auch den sonst Unverwirrbaren dieses blaue Auge, das so scharf auf ihm ruhte. Er wußte nichts Anderes zu thun, als sich mit der Hand über die Stirn zu fahren und zu sagen:

„Ja, was ist da zu thun? Es wird nicht angehen, es wird unmöglich sein!" Dann fügte er hastig hinzu: „Kehre wieder zu Deinem Bruder zurück, es ist das Beste. Er hat sich mehrmals an mich gewandt, um zu erfahren, wo Du Dich befindest. Ich habe es ihm nicht mitgetheilt, aus Besorgniß, er möchte Dich drängen. Auch wollte ich nicht verrathen, daß wir so vertraut mit einander seien — und dann das Haus der d'Anveli — es wäre ihm vielleicht nicht passend erschienen — kehre zurück, Ottavia, ich bitte Dich, und sage ihm nicht, daß Du hier warst."

Ihr Auge erweiterte sich ein wenig und nahm etwas

seltsam Starres an. Sie hörte eigenthümliche Dinge. Also der Bruder hatte sich dringend nach ihr erkundigt — das Haus der d'Anveli war kein sicheres; Geronimo mußte das schon früher gewußt haben, er hatte ihr also nicht in allen Dingen die Wahrheit gesagt. Weshalb nicht? Sie hatte nie an einer Silbe aus seinem Munde gezweifelt. Hätte sie an irgend etwas zweifeln können —

Sie wagte es nicht, diesen Gedanken auszudenken. Ja, sie hatte angefangen zu zweifeln; sie fühlte es. Aber es war auch eine wilde Entschlossenheit über sie gekommen. Noch war sie weit entfernt, Geronimo für einen Verräther zu halten; aber sie glaubte zu bemerken, daß er schwach sei, daß er nicht den vollen Muth des Mannes habe, der für seinen wohlüberlegten Entschluß, für die Ehre und für die Ruhe der Erwählten jedes Opfer bringt und sein Leben einsetzt.

„Geronimo," sagte sie, „es sind in Deinen Angaben Widersprüche mit dem, was Du mir früher gesagt. Ich will sie jetzt nicht aufklären. Ich bin Dein Weib, ich bin Dir anheimgegeben, ich muß es Dir überlassen, zu handeln. Aber auch Du mußt Alles fühlen, was ich nicht aussprechen kann. Es giebt für mich nur dann Ruhe, wenn ich Deine rechtmäßige Gattin bin. Was später kommen mag — komme es! Mich wird es stark finden. Hast Du Dir das nicht selbst gesagt?"

„Gewiß, Ottavia, mein süßes Herz! Aber welchen Unterschied macht es, wenn unser Plan einige Wochen später ausgeführt wird? Alle Zweifler werden durch Deine Rückkehr beruhigt, alle Bedenken beseitigt. Du mußt mir, als dem erfahrenern Manne glauben, daß eine Flucht jetzt nicht möglich ist."

„Und wenn ich trotzdem die Flucht oder den priesterlichen Segen verlangte?" fragte Ottavia.

„So würde ich Dir antworten, mein trauter Schatz,

daß Du Unmögliches verlangst, daß ich Dir mein ganzes Dasein zur Verfügung stellen, daß ich aber nicht englische oder amerikanische Schiffe in den Hafen von Neapel zaubern und Rollen Gold aus der Erde stampfen kann."

„Aber der priesterliche Segen?" fragte die Contessa.

„Würde mir die Freiheit und vielleicht das Leben kosten, ohne Dir im Geringsten nützlich zu sein."

„Gut! So gieb mir einen letzten Termin für unsere Abreise an!" sagte Ottavia.

„Vielleicht vier Wochen," erwiederte er. „Aber weshalb frägst Du so scharf und wie es scheint so erbittert?"

„Weil Du nicht zu bedenken scheinst, daß unser Leben in Gottes Hand steht, und daß ich, wenn ein Unglück Dich treffen sollte, als ein ehrloses Weib dastehen würde. Mein Geist ist nicht leicht genug, solche Gedanken zurückzuweisen!"

„Welche Thorheit!" rief Geronimo lachend. „Wer wird immer an das Schlimmste denken! Wir sind Beide so jung! Kehre zu Deinem Bruder zurück. Es ist Dir zu einsam hier. Du lebst hier zu abgeschlossen, Du mußt wieder mehr von der Welt sehen, Dich zerstreuen —"

„Meine Welt bist Du, und Du ganz allein!" unterbrach ihn Ottavia. „Dieses Haus muß ich freilich verlassen. Aber ob ich zu meinem Bruder zurückkehre, weiß ich noch nicht. Es liegt etwas Entsetzliches, Beängstigendes für mich darin, die Wohnung wieder zu betreten, in der ich als Mädchen lebte. Fühlst Du das nicht?"

„Ich begreife es wohl. Aber die Umstände zwingen Dich zu diesem kleinen Opfer," antwortete Geronimo.

„Nein, ich kann es nicht, und wenn ich es könnte — ich will es nicht!" rief Ottavia aufspringend. „Ich kann meinem Bruder nicht in die Augen schauen. Entweder ich sage ihm Alles, oder ich sehe ihn nie wieder. Ueberwinde die Hindernisse, Geronimo — Du kannst es, wenn Du willst. Hier ist Geld genug, um unsere Existenz auf Jahre zu

sichern. Denke nicht an Dich und Deine Verwandten, sondern an mich. Irgend ein Schiff liegt immer im Hafen, das uns in wenig Tagen nach einem freieren Lande führen kann."

„Ottavia — ich erkenne Dich nicht! Diese Aufregung, diese Leidenschaft sind mir fremd an Dir!" rief Geronimo. „Soll der reifere Mann sich beugen vor einer augenblicklichen Erregung? Soll er Alles auf's Spiel setzen, nur um eine Laune zu befriedigen? Gieb mir Gehör! Geh zu Deinem Bruder. Ich müßte Dich sonst für eigensinnig halten."

„Wenn ich zu meinem Bruder zurückkehre, so thue ich es nur unter der Bedingung, daß ich ihm Alles sage," antwortete Ottavia. „Ich weiß, er liebt mich. Du selbst hast mir heut, und zwar heut zum ersten Male, gesagt, daß er sich dringend nach mir erkundigt. Nirgendwo wird unser Geheimniß besser bewahrt sein — im Gegentheil, es bleibt für's Erste nur dadurch ein Geheimniß, daß er es kennt und uns hilft."

„Gieb diesen Gedanken auf, ich bitte Dich ernst darum!" sagte Geronimo fast drohend. „Es ist auch mein Geheimniß, das Du verrathen willst, und das mag ich keinem Dritten anvertrauen. Davon kein Wort mehr!"

„Aber, Mann — Geronimo! — Du kennst meinen Bruder!" rief sie. „Er würde uns eine absichtliche Täuschung schwer verzeihen, aber vor der Wahrheit wird sein gutes Herz sich öffnen. Er wird unser treuester Beistand sein!"

„Wahnsinn!" rief Geronimo. „Ich verbiete es Dir! Oder willst Du es sagen — nun gut, so thue es, aber erwarte nicht von mir das Gleiche. Ich würde mich dann, aus Rücksichten auf meine eigene Sicherheit, genöthigt sehen, die Wahrheit Deiner Angabe zu bestreiten. Thörin! Wie kann man ein solches Geheimniß einem Dritten offenbaren wollen!"

„Aber dem Bruder, dessen erste Pflicht es sein wird, für Deine und meine Sicherheit zu sorgen!" rief Ottavia. „Wenn Du vor ihn hintrittst, ihm Deine Absichten kund thust, ihm sagst, daß Ehre, Pflicht und Gewissen Dich zwingen, Deinen Stand zu verlassen — daß unser Schicksal auf ewig unlöslich aneinander geknüpft ist — so wird er mir vielleicht zürnen, aber er wird Dich darin unterstützen, mir den Titel zu geben, der mir gebührt!"

„Du bist eine Thörin, eine Träumerin, wie Dein Bruder!" rief Geronimo heftig. „Ich muß Dich mit Gewalt zurückhalten, uns zu schaden. Entweder Du gehorchst mir, Ottavia, oder —"

Es flammte aus seinen Augen. Er fühlte den gefahrdrohenden Stolz des Weibes, er ahnte, daß der Gedanke an eine Täuschung in ihr aufgestiegen. Er wußte, daß er ein gewagtes Spiel spiele, daß er entweder diesen Stolz zertreten oder sich selbst da zum Sklaven machen müsse, wo er nur hatte herrschen wollen.

„Oder" — fügte er langsam hinzu — „ich werde überlegen, ob ich meine ganze Zukunft an eine Frau schmieden darf, deren Eigenwille und Widerspruchsgeist mir überall nur Unglück bereiten würde."

Ottavia's Lippen zwangen sich zu einem leichten Lächeln.

„Es ist unser erster Streit, Geronimo," sagte sie. „Ich sehe es wohl — es giebt kein Glück ohne Dornen. Ich soll gehorchen, gut. Ich werde zu meinem Bruder zurückkehren, ich werde schweigen, ich werde ruhig erwarten, was Du befiehlst. Ich bin Deine Gattin noch nicht ganz, nur Deine Sklavin. Aber, Geronimo —"

Sie legte ihre Hand auf seine Schulter, ihre Blicke ruhten in den seinigen.

„Nun — aber? Was hast Du?" fragte er.

„Nichts, nichts!" erwiederte sie, sich abwendend. „Ich werde das Haus sogleich verlassen. Stelle Dich gut mit

meinem Bruder; es ist so leicht für Dich, wenn Du nur willst. Doch, was rede ich — Du mußt es ja, Du wirst es schon thun. Wir müssen versuchen, uns so oft zu sehen, als möglich."

„Gewiß!" rief Geronimo zufriedener. „Doch — was ist das?"

Er lauschte. Man vernahm deutlich eine scharfe Männerstimme, der eine Frauenstimme heftig zu antworten schien. Die Stimmen näherten sich. Plötzlich fuhr Ottavia zusammen.

„Das ist Edgardo's Stimme! Mein Gott — gerade jetzt und hier!"

„Dann leb wohl!" rief Geronimo, nach seinem Hut greifend. „Ich mag ihn hier nicht sehen!"

„Geronimo!" rief Ottavia, nach seiner Hand fassend. „Du willst mich verlassen — jetzt?"

„Nun, was soll ich hier? Das Unglück vermehren? Sage ihm Alles, was Du willst — nur nicht die Wahrheit!"

Er stieß ihre Hand, die wie im Fieber nach der seinen suchte, fast heftig zurück und eilte fort.

Ottavia lehnte sich auf den Sessel, neben dem sie stand. Es war ihr, als ob ihr Kopf und Füße den Dienst versagten, als ob sie in einen furchtbaren Abgrund blicke. Sage ihm Alles, nur nicht die Wahrheit! — Diese Worte und seine im Nebenzimmer verhallenden Fußtritte klangen ihr noch ins Ohr. War es denn ein Traum? So verließ er sie?

Die streitenden Stimmen ertönten jetzt in dem Vorzimmer.

„Sagen Sie, was Sie wollen!" rief Edgardo. „Ich weiß, was ich thue. Ich kenne dieses Haus. Meine Schwester ist hier und ich werde sie finden. Senden Sie nach der Polizei, wenn Sie wollen. Nichts wird mir lieber sein. Die Welt mag dann erfahren, was hier vorgeht. Battista, Du bleibst hier! Sie wird nicht senden, sage ich Dir. Sie

weiß, daß sie das Licht zu scheuen hat. Und ich werde meine Schwester finden, gleichviel wie!"

Die Thür öffnete sich. Der Bruder und die Schwester standen sich gegenüber. Ottavia regte sich nicht auf ihrem Platze; Edgardo's Fuß stockte auf der Schwelle. Dann wandte er sich zu Battista zurück.

„Bleib Du hier!" sagte er. „Dulde nicht, daß Jemand mir folgt. Ich habe mit der Contessa allein zu sprechen."

Er schloß die Thür hinter sich und trat in das Zimmer.

Ein solches Wiedersehen — wer von ihnen Beiden hätte das noch vor wenigen Monaten für möglich gehalten!

Stumm blickten sie sich Beide an, Ottavia ohne jeden bestimmten Ausdruck in dem blassen Antlitz, Edgardo Anfangs mit düsterer Stirn, die sich allmählich glättete, mit sanfter werdendem Blicke — denn diejenige, die er vor sich sah — er erkannte das selbst in diesem Moment — war keine Trotzige, sondern eine Leidende.

„Ottavia," sagte er dann, auf sie zutretend, „weshalb bist Du von mir gegangen?"

Sie bebte zusammen bei dem Klange dieser Stimme. Wohl klang diese alte bekannte Stimme anders, als diejenige dessen, der soeben von ihr gegangen und dessen Worte ihr noch im Ohr tönten. O hätte sie sich dem Bruder in die Arme werfen und ihm sagen können: Nimm mich wieder mit Dir und laß Alles vergessen sein! Es gab hier nichts zu vergessen. Was hier geschehen, war für die Ewigkeit geschehen!

„Ich ging, weil ich bei Dir nicht den Schutz fand, den ich erwarten durfte," erwiederte sie tonlos.

„Das war zu schnell, Ottavia!" erwiederte Edgardo. „Ich gestehe Dir ein, daß ich vielleicht etwas hart auftrat; aber Du hättest darauf zählen sollen, mich allmählich von der Erbärmlichkeit Rutta's, die ich jetzt vollkommen kenne,

zu überzeugen. Statt dessen — doch gleichviel! Willst Du mit mir zurückkehren? Dies ist kein Haus für Dich!"

„Ja, ich werde zurückkehren," antwortete Ottavia. „Ich war im Begriff, es zu thun."

„Das freut mich," sagte Edgardo. „Du hast Dich vielleicht überzeugt, daß der Mann, den Du zu Deinem Schutze erwählt, nicht würdig ist, Dein Freund zu sein. Er hat Dich getäuscht, wie mich!"

„Wie meinst Du das?" fragte Ottavia. „Noch wüßte ich nichts davon!"

„Du glaubst ihm noch? Nun, vielleicht hat er sich Dir von einer besseren Seite gezeigt," sagte Edgardo. „Setze Dich, Schwester. Wir müssen uns über diesen Mann klar werden. Ich vermuthe, daß er es gewesen, der uns getrennt hat."

Ottavia setzte sich ihm gegenüber. Ihre Mienen bewahrten dieselbe Ausdruckslosigkeit.

„Ich habe heut aus einer Quelle, die mir unrein scheinen könnte, wenn sie nicht gerade für mich eine reine wäre, Vieles über diesen Don Geronimo erfahren," sagte Edgardo. „Das Erste, was ich hörte, hat sich bereits bestätigt. Er hat die Kühnheit gehabt, Dir die Wohnung eines ganz gewöhnlichen Weibes zum Asyl anzubieten, eines Weibes, mit dem dieser tugendfromme Mann früher in einem, für ihn jedenfalls unerlaubten Verhältniß gestanden. Ich habe dieses Weib gesehen und sprechen hören — ich weiß genug. Ich weiß nun auch, weshalb er meine wiederholten Bitten um Aufklärung über Deinen Aufenthalt nicht beantwortet hat. Das Unglück wollte, daß wir gerade ihn zum Vermittler wählten. Er hat uns Beide betrogen; jetzt glaube ich es. Was sagte er Dir damals, als er zum ersten Male mit mir gesprochen?"

„Daß Du entschlossen seiest, mich auf alle Fälle Rutta zu überliefern."

„Und sagte er Dir auch, daß er meine Ansicht, es wäre besser, wenn Du Rutta heirathetest, billigte? Doch nein — er konnte Dir das nicht sagen. Er gestand es nur mir ein und versprach mir, Dich allmählich von Deinem Vorurtheil gegen Rutta befreien zu helfen. Hat er in diesem Sinne auf Dich gewirkt?"

„Nein. Er sagte mir immer, daß er meine Abneigung gegen Rutta vollkommen gerechtfertigt finde."

„Ich dachte es mir, das heißt, ich denke es mir jetzt," sagte Edgardo. „Er bestärkte also mich in meinen Ansichten und Dich in den Deinigen. So handelt kein ehrlicher Vermittler. Hat er Dich in Kenntniß gesetzt von meinen Bemühungen, Deinen Aufenthalt zu erfahren?"

„Ja — heut!" antwortete Ottavia. „Doch was hast Du sonst über ihn erfahren?"

Edgardo erzählte. Er nannte keinen Namen, er überging Alles, was dem Ohr seiner Schwester hätte unangenehm sein können. Als er berichtete, wie Geronimo das bürgerliche Mädchen mit der Versicherung getäuscht, daß er mit ihr fliehen, in einem fremden Lande ihr Gatte werden wolle, wurde die Bläße auf dem Gesicht Ottavia's leichenhaft. Doch hörte sie ruhig, oder vielmehr regungslos bis zu Ende.

„Du glaubst an die Wahrheit dieser Mittheilungen?" fragte sie dann.

„Ich muß daran glauben," antwortete er. „Weißt Du Besseres von ihm? Die ganze Art und Weise, wie er sich mir gegenüber gezeigt hat, wie er mir ausweicht, beweist, daß er ein böses Gewissen hat. Drei Personen sind es — und darunter zwei von untadelhafter Ehrenhaftigkeit — die mir im Laufe von vierundzwanzig Stunden versichert haben, daß er ein Teufel sei. Wir wollen dem Himmel für seine Güte danken, wenn uns dieser Mensch kein größeres Unheil gebracht."

Sie erhob sich schnell; aber sie schwankte. Edgardo fing sie erschreckt in seinen Armen auf.

„Was ist Dir? Um Gotteswillen, sprich!"

„Nichts, nichts! Aufregung, sonst nichts. Laß uns schnell fort von hier — zurück nach Hause!"

„Ja, komm! Dies ist kein Ort für Dich!" rief Edgardo. „Es weht hier eine Luft, die das Herz beklemmt. Komm sogleich! Wir können einen Wagen nehmen. Läß Alles hier! Battista wird das ordnen!"

„Ja, ja, ich bin bereit!"

Sie hatte schon den leichten Mantel umgeworfen, den Hut aufgesetzt. Nur ein Brieftäschchen und eine Börse nahm sie an sich. Auf alles Andere warf sie keinen Blick.

Edgardo reichte ihr den Arm. Als sie in das Nebenzimmer traten, fanden sie dort nur Battista. Der alte Diener verneigte sich ehrerbietig gegen die Contessina, aber er betrachtete sie nicht. Er mochte fühlen, daß jeder fragende Blick schwer auf die Seele seiner jungen Herrin fallen müsse.

„Nimm Alles an Dich, was meiner Schwester gehört," sagte Edgardo zu ihm. „Und säume nicht lange."

„Beppa befindet sich auch noch hier," sagte die Contessa.

„Gut. Sie wird Battista begleiten," erwiederte Edgardo.

Sie fanden Niemand auf dem Wege, den sie bis zu der vorderen Ausgangsthür zurückzulegen hatten. Die Marchesa d'Anveli schien es für besser zu halten, sich nicht mehr zu zeigen. Vor dem Hause nahm Edgardo einen der dort stehenden Fiacres.

So kehrte Ottavia nach der Villa Langari zurück! Sie saß regungslos neben ihrem Bruder, den Blick starr vor sich hin gerichtet, das Gesicht scheinbar ohne Leben. Woran dachte sie? Sie wußte es selbst nicht. Eine Menge von Gedanken kreisten in fieberhafter Schnelle und Regellosigkeit durch ihren Kopf. Keinen einzigen konnte sie fassen und halten, und keinen einzigen wollte sie halten, denn er hätte

ihr einen Schrei der Verzweiflung ausgepreßt. So saß sie regungslos neben dem ebenfalls schweigsamen und, wie es schien, gedankenerfüllten Bruder.

Der kurze Weg bis zur Villa Langari war bald zurückgelegt. Edgardo führte die Schwester hinauf bis in ihr Zimmer. Er fühlte, wie sie zitterte, als sie über die Schwelle ihres Wohnzimmers trat.

„Ich denke, Ottavia," sagte Edgardo sanft, „Du wirst von hier nicht mehr fortgehen, ohne mit mir in Frieden und Einklang zu sein. Jetzt will ich Dich allein lassen. Du bedarfst der Ruhe."

„Ja, laß mich allein! Wir sprechen ein ander Mal, morgen!" sagte sie schnell und Edgardo ging.

Im Hut und Mantel, wie sie war, trat Ottavia an das Fenster und blickte hinaus in den Garten. Nichts verändert. Dieselben Baumgruppen, dieselben Blumenbeete, in der Ferne der Springbrunnen; der Gärtner arbeitete wie gewöhnlich. Sie sah Alles und doch Nichts. Sie erinnerte sich, wie sie hier gestanden an dem Tage, als Geronimo zum ersten Male dieses Zimmer betrat. Alles war sich gleich geblieben, nur sie, sie war verändert! Großer Gott im Himmel — war es denn möglich? War nicht Alles ein Traum? O nein, nein!

Sie stand sehr lange am Fenster. Ihre Gedanken begannen sich ein wenig zu ordnen. Was war eigentlich seit einer Stunde geschehen? Was lastete so furchtbar auf ihrem Herzen und raubte ihr den Athem? Sie war von früher her gewöhnt, klar zu denken. Sie mußte mit sich, über ihre Lage klar werden.

Also Geronimo war nicht derjenige, für den sie ihn gehalten; die düsteren Ahnungen der letzten Wochen waren in Erfüllung gegangen. Indessen — war denn Edgardo wirklich gut unterrichtet? War es nicht noch erlaubt, an so schweren Anschuldigungen zu zweifeln?

O hätte sie noch zweifeln können! Zweifel wäre Seligkeit für sie gewesen. Nein, Geronimo hatte Unwahrheiten gesagt, hatte zu zweideutigem Spiel seine Zuflucht genommen, um sie aus dem väterlichen Hause zu der Marchesa d'Anveli zu locken. Geronimo hatte ein Leben geführt, das im mindesten frei zu nennen war. In dieser Hinsicht hatten die Mittheilungen Edgardo's mit den Andeutungen der Marchesa übereingestimmt. Geronimo hatte auch dieses Mal nach einem gut angelegten Plane gehandelt. Alles das war nicht zweifelhaft.

Aber ließ sich daraus ein Schluß ziehen, daß er es in diesem Falle treulos meine? Mußte denn Alles Lüge sein? Er hatte sie geliebt — oder sollte sie auch daran zweifeln? Und wenn er sie geliebt, war ihm dann nicht zu verzeihen, daß er sie der Verbindung mit Rutta und dem Einflusse des Bruders entziehen wollen? Und jene Mittheilungen über seine Vergangenheit — nun, sie mochten wahr sein. Aber der alte Stolz regte sich in ihr. Was er einer Bürgerlichen oder einer d'Anveli geboten, das konnte er ihr nicht bieten, der Contessa Langari, die ihm nicht nur ihre Stellung, sondern ihr ganzes reines Herz vom leisesten Klopfen bis zur glühendsten Erregung zu Füßen gelegt. Er mochte leichtsinnig gegen Jene gehandelt haben; vielleicht verlangten sie es nicht anders. Aber gegen sie — eine Ottavia Langari! Nimmermehr!

Weshalb sollte sie also nicht hoffen, daß noch nicht Alles verloren sei? War er wirklich nicht der, für den sie ihn gehalten — nun, so ging ihr eine hohe und schöne Illusion verloren, aber sie theilte dann nur das Loos so Vieler. Sie mußte sich dann fügen, mußte in einem fremden Lande die Träume vergessen, die sie einst gehegt. Und vielleicht besserte sie ihn. Sein Geist war auf keinen Fall unbedeutend. Fehler des Herzens aber kann ein liebendes Weib bessern. Was ihr bei Rutta furchtbar erschienen, schien ihr erträg-

lich oder der Besserung fähig bei dem geliebten Geronimo. Wenn also Alles seinen natürlichen Verlauf nahm, wenn sie den Moment der Flucht ruhig erwartete — was war dann eigentlich geschehen? Nicht Alles tritt so ein, wie wir es verlangen. Auch der Heißblütigste und Ungeduldigste muß Zögerungen hinnehmen. Hatte nicht Geronimo Aehnliches gesprochen? War es nicht möglich, daß sich ihm wirklich Schwierigkeiten entgegengestellt hatten, die sich nicht leicht besiegen ließen?

Und doch glaubte sie nichts von alle dem, was ihr Verstand ihr mühsam zu erklären suchte. Sie sah ihn, wie er zusammenschrak, als die Stimme des Bruders ertönte — wie er floh, wie er sie schutzlos ließ — sie sah ihn, den Fliehenden, und sie sah den Bruder, der kein Wort des Tadels für sie hatte —

Nein und dreimal Nein! So handelt kein Mann, der entschlossen ist, Leben und Alles, was er hat, einzusetzen. Sie legte die Hände vor das Gesicht. Geronimo wollte ihr kein Opfer bringen. Sie war betrogen! —

Als sie schnell von dem Fenster zurückgetreten war, fand sie sich vor ihrem Schreibtisch. In einem Fach desselben hatte ein kleiner Dolch gelegen, wie ihn auch eine Dame wohl zum Scherz aufbewahren kann. Und überdies war derselbe ein Erbstück der Familie — ein kleiner, sehr schmaler, feiner Dolch, wie eine Nadel, und doch gewiß sicher tödtlich, so klein und zierlich er war. Sie stand jetzt vor dem Schreibtisch, diesen Dolch aufmerksam betrachtend, als sei er eine ganz seltsame, wunderbare Sache, die sie nie gesehen.

Und als sie sich plötzlich bewußt wurde, was das sei, legte sie ihn zwar von sich, auf den Tisch, und ging bald langsam, bald schneller durch das Zimmer, aber sie kehrte immer wieder zu dem Schreibtisch zurück und unwillkürlich zuckte die Hand zuweilen nach dem kleinen glänzenden Dinge.

Armes, bleiches, zuckendes Weib — wo gäbe es eine Erinnerung, deren Süßigkeit die Qual dieser Minuten aufwiegen oder auch nur vermindern könnte! Das spitze, glänzende Ding kann helfen — ein einziger fester, entschiedener Druck! — Aber dazu ist ja noch immer Zeit!

Sie nimmt es wieder in die Hand. Auf dem bläulichen Stahl stehen die goldenen Worte: „Für Dich!"

„Für Dich!" Vielsinnige, vieldeutige Worte.

„Für Dich!" sagt sie leise und wie träumend und legt den Dolch wieder in das Fach.

Wen meint sie mit den Worten? —

Druck von A. Sacco in Berlin.

Der Himmel auf Erden.

Roman von Adolf Mützelburg.

6 Bände oder 25 Lieferungen. — Die Lieferung à 4 Sgr.

Dieser Roman, großartig in Plan und Ausführung, wurzelt mitten im Boden unserer Zeit. Die Idee dieses Werkes, dessen Inhalt bei der staunenswerthen Fülle von Ereignissen nicht einmal annähernd wiedergegeben werden kann, rechtfertigt den Titel. Der Verfasser zeigt, wie Jeder durch ernstes Streben, durch Arbeit und Festigkeit sich seinen Himmel auf Erden erringen kann. Dem Hochmuth, dem Leichtsinn, der kirchlichen und gesellschaftlichen Heuchelei, dem Verbrechen, der Ueppigkeit und Schwäche, die aller Laster und alles Unglücks Anfang ist, stellt er ächte Menschenwürde, ausdauernde Arbeit, Streben nach Wahrheit und Erkenntniß, thatkräftige Tugend gegenüber und zeigt, wie die letztere triumphiren muß, auch wenn sie zu unterliegen scheint, und wie die Menschheit trotz und durch Opfer und Leiden ihrer allmählichen Veredlung entgegenreift.

Zur 12. und 25. Lieferung erhalten die Abonnenten **zwei große schwarze Kunstblätter** im Werthe von je zwei Thalern, gegen eine Vergütigung von nur 7½ Sgr. pro Blatt.

Der Herr der Welt.

Fortsetzung des Grafen von Monte-Christo.

Roman von Adolf Mützelburg.

In 18 Lieferungen von 4 Bogen 8°., à Lieferung 4 Sgr.
4 Bände 2½ Thlr.

Das Meisterwerk der neueren französischen Romantik: **„Dumas, Graf von Monte-Christo"**, hat sich auch in Deutschland einer ungemein günstigen Aufnahme zu erfreuen gehabt, nur der Schluß desselben hat fast allgemein nicht befriedigt, da der gewaltige Charakter des Grafen nicht zur gänzlichen Entwickelung gelangte. Unser deutscher Verfasser knüpft deshalb an den Schluß des französischen Werkes an und verfolgt die weiteren höchst interessanten Schicksale des Grafen, und wir verfehlen nicht, das Publikum auf das interessante Werk aufmerksam zu machen.